

**JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1994**

21.228 / 1996



RTU/51

JAHRBUCH
DER
UNGARISCHEN GERMANISTIK
1994

Herausgegeben von

Antal Mádl

Christel Schwiederski

Budapest · Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Bonn · Deutscher Akademischer Austauschdienst

Verantwortliche Redakteure: András Balogh (Literaturwissenschaft)
Rita Brdar-Szabó (Sprachwissenschaft)
Viktor Nyomárkay (DaF, Berichte-Informationen)

Redaktionsbeirat:

Magda Bartha (Budapest)
Árpád Bernáth (Szeged)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Pécs/Budapest)
Kálmán Kovács (Debrecen)
Horst Lambrecht (Pécs)
Wolfgang Schmitt (Budapest)
Anna Zalán-Szablyár (Budapest)

Wissenschaftlicher Beirat:

Péter Bassola (Szeged)
Károly Csúri (Szeged)
Rolf Ehnert (Bielefeld)
Hans-Werner Gottschalk (Springe a. D.)
Siegfried Grosse (Bochum)
Gerhard Helbig (Leipzig)
Regina Hessky (Budapest)
András Kertész (Debrecen)
Ferenc Kiefer (Budapest)
Tamás Lichtmann (Debrecen)
Helmut Kreuzer (Siegen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Károly Manherz (Budapest)
Károly Mollay (Budapest)
Gerhard Neuner (Kassel)
Oskar Reichmann (Heidelberg)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Zoltán Szendi (Pécs)
László Tarnói (Budapest)
Horst Turk (Göttingen)
András Vizkelety (Budapest)
Hans-Georg Werner (Pisa)
Katalin Wild (Pécs)

Anschrift der Redaktion:

ELTE
Germanisztikai Intézet
Ajtósi-Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Manuskripte sind an die Redaktion zu richten. In bezug auf die Gestaltung der Manuskripte wird gebeten, das **Merkblatt** des Jahrbuchs anzufordern.
Rezensionsexemplare werden ebenfalls an die Adresse der Redaktion erbeten.

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Gesamtherstellung: SCIU GmbH

ISSN 1217-0216

Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
---------------	---

Literaturwissenschaft

JÁNOS SZABÓ (BUDAPEST) <i>Die Gesichter des Wilhelm Tell</i>	11
MÁRIA KAJTÁR (BUDAPEST) „Eine trotz allem vertraute Welt“ <i>Zur Thomas Bernhard-Rezeption in Ungarn</i>	25
ZOLTÁN SZENDI (PÉCS) <i>Fragezeichen der literarhistorischen Begriffsdeutung zur Jahrhundertwende</i>	35
ÉVA TÓKEI (BUDAPEST) <i>Ästhetik und Politik bei Georg Lukács</i>	43
KLAUS ZEYRINGER (ANGERS) <i>Vor der Literatur steht ein Türhüter</i>	55

Sprachwissenschaft

WOLFGANG BACHOFER (HAMBURG/VESZPRÉM) <i>Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache</i>	75
ROSEMARIE SCHMIDT (JENA) „Dunkle Empfindung des Ähnlichen“	83
PETER CANISIUS (PÉCS) <i>Einige vergleichende Bemerkungen zum deutschen man und zum ungarischen az ember</i>	91
ROBERTA V. RADA (BUDAPEST) <i>Zu einigen Fragen des Euphemismus</i>	101

Deutsch als Fremdsprache

KATALIN PETNEKI (BUDAPEST) <i>Gedanken über die Rolle der Landeskunde im ungarischen Deutschunterricht</i>	117
HANS-WERNER SCHMIDT (BUDAPEST) <i>Qualifizierung von Mentoren für die schulpraktische Ausbildung</i>	137

KATALIN BOÓCZ-BARNA (BUDAPEST)	
<i>Relevanz von Aufgabenstellungen für die Dekodierung bildlicher Informationen bei Lernern im DaF-Unterricht</i>	151

Werkstatt

ERIKA RADNAI (BUDAPEST)	
<i>Die Stadt Zürich in der ungarischen Literatur</i>	159
PÉTER VARGA (BUDAPEST)	
<i>Mendel Lefin Satanower – der galizische Mendelssohn</i>	169
ENIKÓ RABL (BUDAPEST)	
<i>Großstadtswahrnehmung. Paris in der Darstellung von Rainer Maria Rilke und Walter Benjamin</i>	189
UTA GENT (VESZPRÉM)	
<i>Propositionale Untersuchung zu drei Fassungen eines Märchens</i>	193
VATA VÁGYI (PÉCS)	
<i>Zwei atypische Fälle der Vorfelddbesetzung</i>	211

Rezensionen

<i>Karlheinz Roßbacher: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. (Anikó Zsigmond)</i>	219
<i>Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik. (Mónika Kusztor)</i>	220
<i>Norbert Winkler – Wolfgang Kraus (Hrsg.): Franz Kafka in der kommuni- stischen Welt. Schriftenreihe der österreichischen Franz Kafka-Gesellschaft. (Gábor Kerekes)</i>	221
<i>Max Reinhardt – Die Träume des Magiers. Hrsg. von Edda Fuhrich und Gisela Prossnitz. (Isabella Kesselheim)</i>	223
<i>Wolfgang Biesterfeld: Aufklärung und Utopie. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur Literaturgeschichte. (Márta Harmat)</i> ...	225
<i>Walter Myß (Hrsg.): Lexikon der Siebenbürger Sachsen. (András Balogh)</i>	228
<i>Eckhard Heftrich – Helmut Koopmann (Hrsg.): Thomas Mann und seine Quellen. Festschrift für Hans Wysling. (Anna Szabó-Peres)</i>	230
<i>Karl-Heinz Hucke: Figuren der Unruhe. Faustdichtungen. (Anke Wolter)</i>	232
<i>Olga Rösch: Untersuchungen zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. (Edit Görbicz)</i>	234
<i>Valéria Molnár: Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen. (Imre Szigeti)</i>	235

Berichte, Informationen	241
--------------------------------------	-----

Bibliographie	253
----------------------------	-----

Die Autoren des Bandes	272
-------------------------------------	-----

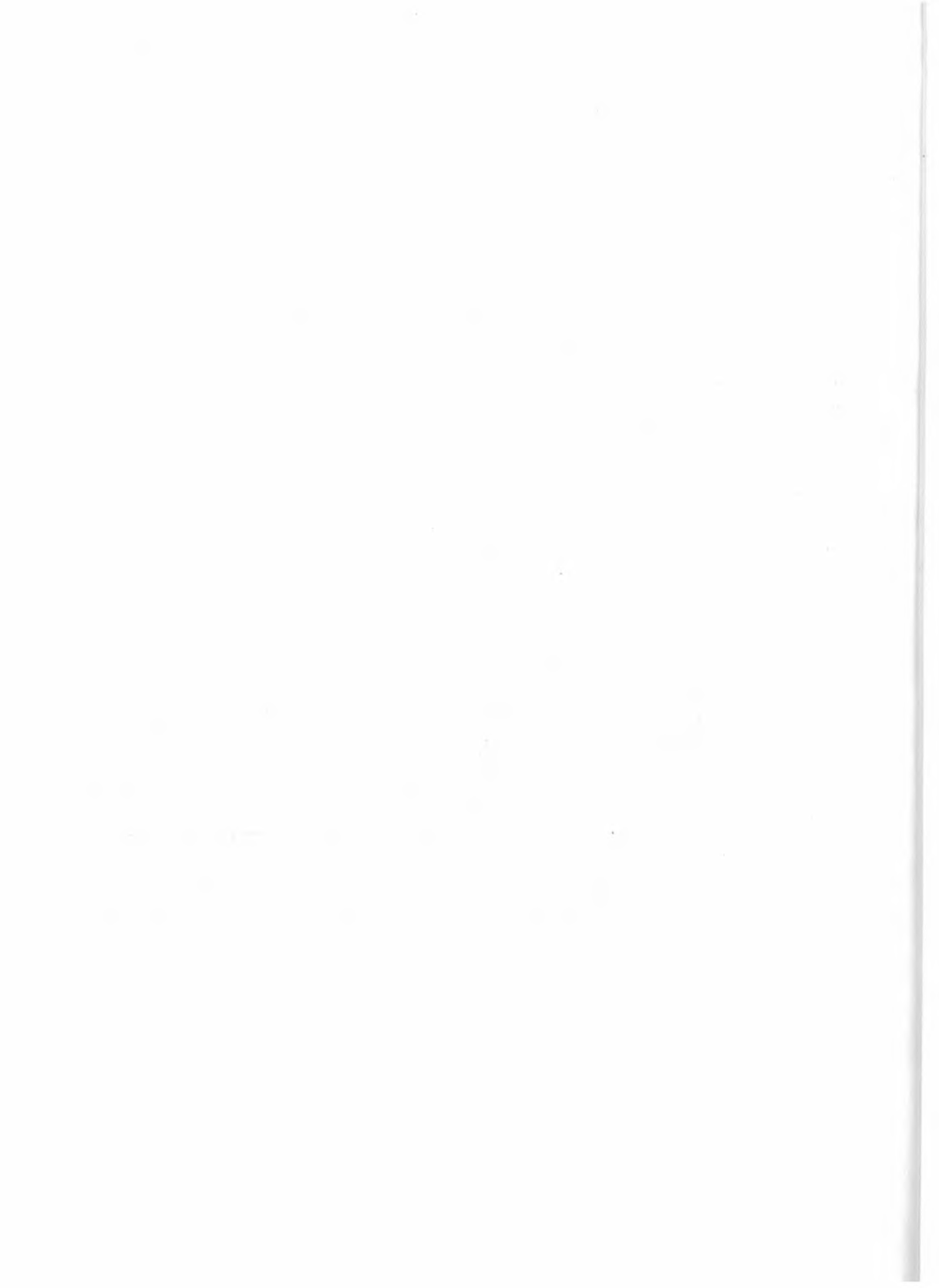
Vorwort

Das *Jahrbuch der Ungarischen Germanistik* erscheint, unterstützt vom Deutschen Akademischen Austauschdienst, diesmal in neuer Form; es gleicht sich in seinem Äußeren der international verbreiteten „Reihe Germanistik“ des DAAD an. In der inneren Gliederung wollen wir auch weiterhin an der bisher bewährten Aufteilung: ‘Literaturwissenschaft’, ‘Sprachwissenschaft’, ‘Deutsch als Fremdsprache’ und ‘Werkstatt’ festhalten, wobei dem letzten Bereich im Interesse unseres germanistischen Nachwuchses ein größerer Raum als bisher gesichert wird. Dies soll ein Beitrag zur Förderung junger Wissenschaftler sein, um so den Bedarf an qualifizierten Hochschulgermanisten in Ungarn in absehbarer Zeit decken zu können. In der Bibliographie werden, wie im vorigen Jahr bereits angestrebt, auch die von ungarischen Germanisten im Ausland veröffentlichten Publikationen möglichst vollständig erfaßt. Die Berichte und Informationen sollen sich ebenfalls, mehr als bisher, auf alle Hochschuleinrichtungen im Lande mit Deutschlehrer-Ausbildung erstrecken.

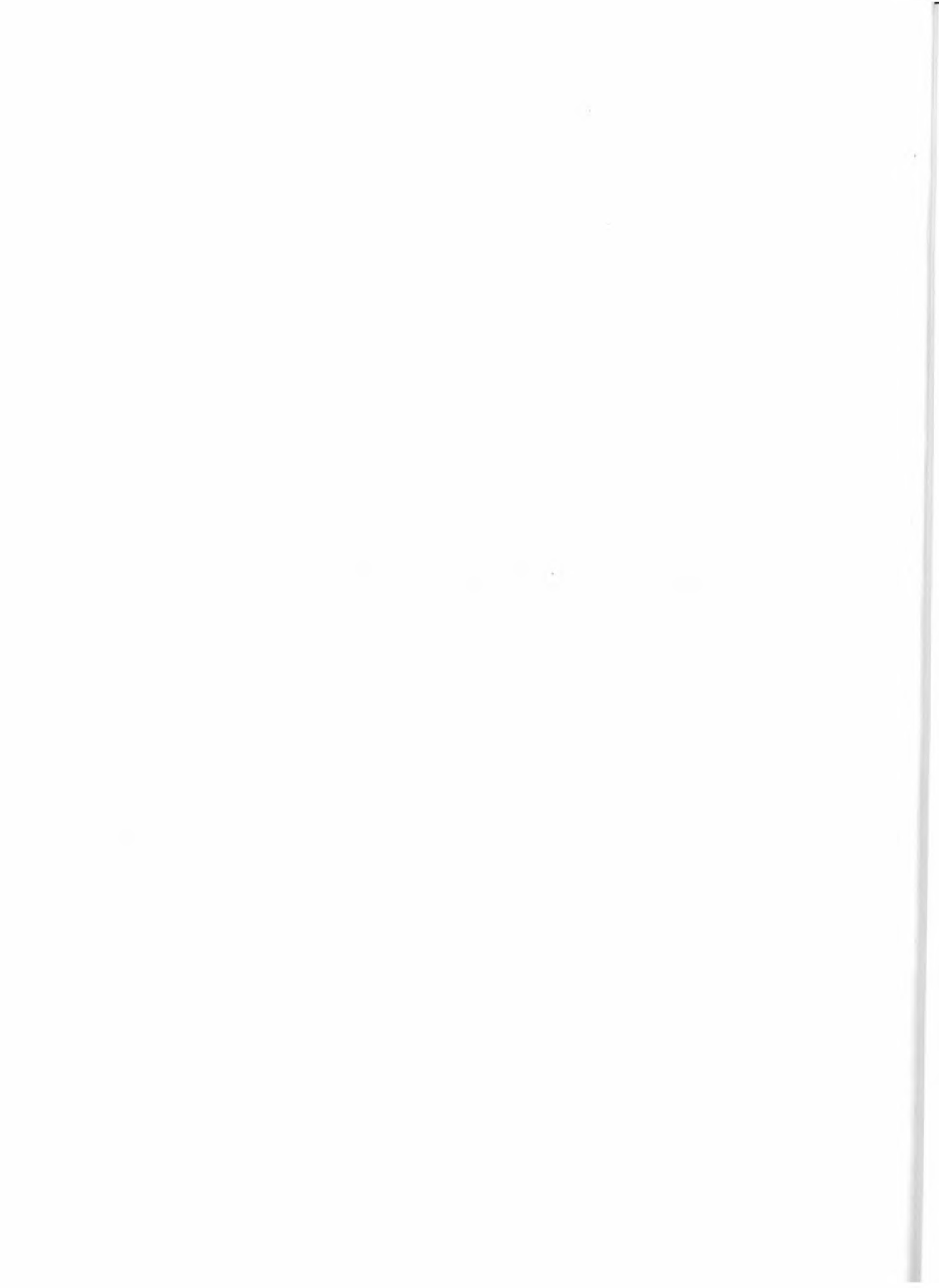
Herr Hans-Werner Gottschalk schied, nachdem sein Auftrag als DAAD-Lektor in Ungarn zu Ende ging, als Mitherausgeber aus. Als neue Mitherausgeberin trat an seine Stelle Frau Christel Schwiederski. Auch die verantwortliche Redakteurin Frau Dr. Magda Bartha übergab ihre Funktion, da sie inzwischen die ehrenvolle Aufgabe erhielt, die Leitung des *Lehrstuhls für deutsche Sprachwissenschaft* am *Germanistischen Institut* der Universität Budapest zu übernehmen. Sie wird aber auch weiterhin dem Redaktionsbeirat angehören, wie auch Herr Gottschalk seine Bereitschaft erklärt hat, im Wissenschaftlichen Beirat mitzuwirken. Beiden danken wir für ihre bisherige Mitarbeit und ganz besonders für den Einsatz bei der Neugestaltung des Jahrbuches und rechnen auch in Zukunft mit ihrer Unterstützung unserer Arbeit.

Die unmittelbare redaktionelle Tätigkeit wurde, wie dem inneren Titelblatt zu entnehmen ist, unter drei jungen Kollegen nach Fachgebieten aufgeteilt.

Die Herausgeber



LITERATURWISSENSCHAFT



János Szabó (Budapest)

Die Gesichter des Wilhelm Tell

Mit dem Slogan „The best known story in the world“ warb man 1924 für die US-Filmproduktion *Wilhelm Tell*. Die bekannteste Geschichte der Welt? Das mag wohl etwas übertrieben sein, fest steht jedoch, daß die Story des Armbrustschützen, der vom Tyrannen gezwungen wird, einen Apfel vom Kopf des eigenen Sohnes abzuschießen, seit Jahrhunderten einen festen „Gegenstand schweizerischer und europäischer Allgemeinbildung“¹ darstellt. Zugleich zeigt sie mit großer Plausibilität, wie vielfältig, polyvalent ein literarischer Stoff sein kann.

Seit 1835, als der Luzerner Joseph Eutyck Kopp, der Begründer der quellenhistorischen Methode in der schweizerischen Geschichtsforschung, philologisch unanfechtbare Beweise dafür brachte, zweifelt kein seriöser Wissenschaftler² mehr daran, daß es sich um einen in die Schweiz importierten Wandermythos handelt, dessen Spuren auch außerhalb Europas, beispielsweise in einem um 1175 entstandenen Text des persischen Dichters Farin Uddin Attar, nachzuweisen sind. Besonders häufig kommt der Stoff im germanischen Kulturkreis, in norwegischen, schleswig-holsteinischen, rheinischen und altenglischen Sagen, vor.

Am bekanntesten ist die Variante, die Saxo Grammaticus Ende des 12. Jahrhunderts aufzeichnet, also hundert Jahre, bevor der historische Tell überhaupt gelebt haben soll. Ritter Toko prahlt am Hofe von Harald Blauzahn damit, daß er selbst den kleinsten Apfel treffen könne. Der König ärgert sich und befiehlt Toko, den Apfel vom Kopf des eigenen Sohnes zu schießen. Trifft er nicht, so muß er mit dem Leben für das Aufschneiden büßen. Toko nimmt drei Pfeile und trifft den Apfel. Auf die Frage des Königs, wozu er die beiden anderen genommen hat, gibt Toko zu, er hätte damit Harald erschossen, hätte er den Apfel nicht getroffen. Der König begnadigt den Helden, der ihn jedoch später, da die Tyrannei unerträglich zu werden beginnt, im Wald erschießt. Das Gerüst der später so oft erzählten Geschichte ist hier bereits vorhanden.

Über das genaue Wie und Wann der Übernahme werden sich die Geister wohl ewig scheiden, der Stoff ist jedenfalls seit dem 14.-15. Jahrhundert in der Schweiz präsent. Dies bezeugt das aus neun Strophen bestehende *Tellenlied*, in dem das Volk die Vögte unter Tells Führung gleich nach dem Apfelschuß vertreibt. Schon hier — ja eigentlich bereits in der Variante des Saxo Grammaticus — wird sichtbar, daß der Stoff in zwei kaum vereinbare Teile zerfällt, in die Geschichte des großen Einzelgängers, die in der Apfelschußszene kulminiert, sowie in deren „spezifisch demokratisches und die Mordtat

gewissermaßen aufhebendes Gegengewicht“,³ die Selbstbefreiung des Volkes, die im Rütlichschwur ihren höchsten Ausdruck findet. Dem Dilemma, wie sich die persönlich motivierte individuelle Tat eines Einzelnen und der Aufruhr eines Volkes gegen die Willkürherrschaft unter einen Nenner bringen lassen, muß sich jeder Bearbeiter des Stoffes stellen.

In den Chroniken, der Lieblingsgattung des Mittelalters, steht die Verschwörung gegen die Vögte, also die Geburt der Eidgenossenschaft und nicht die Einzeltat im Vordergrund. In der aus habsburgischer Sicht verfaßten Zürcher Chronik des Felix Hemmerlin aus dem Jahre 1448 wird Tell nicht einmal namentlich erwähnt, beim Luzerner Melchior Russ (1482), jenem Mann, den unser König Matthias zum Ritter geschlagen hatte, heißt der immer noch ziemlich blasse Held bereits Wilhelm Thell, in Petermann Etterlins Chronik (1507) hat auch schon der Tyrann einen Namen: Grisler.

Ein besonderer Stellenwert unter den Chroniken kommt dem *Weißten Buch von Sarnen* aus dem Jahre 1470 zu, in dem das Unrecht gegen Tell (wie er dort heißt: Thall) nur eine der diversen Greuelthaten der Vögte ist, wenn auch die böseste. Der Rütlichschwur, der die eigentliche Befreiung der Eidgenossen durch die Erstürmung der Burgen abschließt, erfolgt ohne Tells Mitwirkung. Statt des eruptiven Armbrustschützen steht in dieser Bearbeitung des Stoffes der von seiner klugen, aktiven Frau unterstützte weise und wohlhabende Stauffacher (Stoupacher) im Mittelpunkt.

Ganz anders im sogenannten *Urner Tell-Spiel* mit dem vollständigen Titel *Ein hüpsch Spyl gehalten zu Vry in der Eydgnoschaft / von dem fromen und ersten Eydgenossen / Wilhelm Thell genannt* von Ende 1511 oder Anfang 1512. Die Gestalt Stauffacher wird hier zwar mit einbezogen, spielt aber eine durchaus passive Rolle, die Handlung beruht auf der Gegnerschaft Tell-Geßler. Tell, „der erste Eidgenosse“, gibt mit seiner Tat nicht nur den Anstoß zur Entstehung des Bundes, sondern nimmt dem Volk nach Geßlers Ermordung gleich den Bundesschwur ab:

Das wir keinen Tyrannen mee dulden,
Versprechend wir by unsern hulden.
Also sol Gott vatter mit sim Sun,
Ouch heiliger Geist uns helffen nun.⁴

Tell, dessen Figur die allmähliche Entstehung der Eidgenossenschaft in einem kurzen Zeitraum und einem markanten Ereignis verdichtet, ist von dieser Zeit, also Anfang des 16. Jahrhunderts, an fest verankert im Bewußtsein der Schweizer. Wer das Volk ansprechen will, der kann, ja muß sich auf ihn beziehen. Reformator Ulrich Zwingli sagt 1525, Tell sei „erfüllt von göttlichem Geist, der erste Begründer der eidgenössischen Freiheit“.⁵ Die Gegenreformation stellt die Tellskapellen um den Vierwaldstätter See (Tells angebliches Vaterhaus in Bürglen, Tellsplatte, Hohle Gasse) in den Dienst ihrer Propaganda. Im Bauernaufstand 1653 wendet man sich mit einem Lied, das

dann anderthalb Jahrhunderte lang strengstens verboten ist, an die berühmte Sagengestalt:

Ach Tell, ich wollte dich fragen:
Wach auf von deinem Schlaf!
die Landvögt wend alls haben,
Roß, Rinder, Kälber, Schaf.⁶

* * *

Von Mitte des 18. Jahrhunderts an kommt dem Tell-Stoff im Entstehen des schweizerischen Nationalbewußtseins eine entscheidende Rolle zu. Ein Beispiel dafür liefert die Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft im Mai 1782, von der ein Zeitgenosse wie folgt berichtet:

Das rührendste Erlebnis aber [...] war der Ausbruch des Patriotismus beim Mahl am ersten Tag. Man stellte auf den Tisch eine in Holz gefertigte Statuette Wilhelm Tells, welche Herr Trippel aus Schaffhausen, dieser große in Rom lebende Künstler, der Helvetischen Gesellschaft in Olten hatte stiften wollen. Der Befreier der Schweiz zeigte sich darin in einer völlig neuen Haltung, die den Malern und Radierern bis anhin entgangen war: Der Held, nach alter Schweizer Art gekleidet, auf dem Rücken einen Köcher mit dem letzten Pfeil, hat soeben den Apfel von seines Kindes Haupt geschossen; gerührt, mit Tränen in den Augen beugt er sich, um den geliebten Sohn in seinen Armen zu empfangen; und dieser, in rührender Anmut herbeistürzend, hält den Apfel hoch, den er, mit dem darin steckengebliebenen Pfeil, soeben aufgehoben hat. [...] Lebhafteste Begeisterung ergriff alle Gäste beim Anblick der Statue Tells und stehend sangen sie im Chor das Lied, das Zürichs gefühlvoller Lavater zu dessen Ehren gedichtet hatte.⁷

Die Alltagsdimension des Tell-Kults wird aus einer Tagebuchaufzeichnung des in Basel studierenden ungarischen Aristokraten Samuel Teleki über die dortigen Faschingsbräuche deutlich:

In der ersten Woche der großen Fasten ziehen nach hiesigem Brauch Kinder und junge Burschen Soldatenkleider an mit Grenadiertschakos und Gewehren, gehen in Gruppen durch die Straßen mit Trommeln und Fahnen und schießen unter den Fenstern und vor namhaften Leuten, die ihnen dann Geld geben, was auch ich einige Male zu tun das Glück hatte. Einem solchen Jungen voraus gehen etwa 6 gutgewachsene Burschen in alten, echten Schweizer Soldatentrachten mit Waffen, und zwischen ihnen *Wilhelm Tell* mit einem Pfeilköcher, und vor ihm ein kleiner Knabe als sein Sohn, der einen Apfel auf dem Kopfe trägt [...]. Im Jahre 1760, als sich diese Kinder eines Morgens früh versammeln wollten, trommelten sie unter dem Fenster von Ratsherr *Ralliard*, der im ersten Rate sitzt. Der Ratsherr konnte nicht schlafen und ging selbst auf die Straße hinunter, um die Kinder zur Ruhe zu mahnen und stach dabei mit seinem Messer durch die Trommel. Darüber wurden die Jungen so erbost, daß sie ihn zu Boden warfen und verprügelten.⁸

Tell galt als Lieblingsthema der Schweizer Dichtung des 18. Jahrhunderts. Es gab keinen Dichter von Namen, der sich nicht an Tell versucht hätte. Lavater, der sich in lyrischen wie in dramatischen Werken mit Tell befaßte, wurde schon im Zitat über die Tagung der Helvetischen Gesellschaft erwähnt; der gelehrte Bodmer in Zürich behandelte den Stoff in mehreren Stücken, von denen die Literaturgeschichte wohlwollend vermerkt, sie hätten mehr Gesinnungs- als Kunstwert, dialogisierte Vaterlandsliebe ergebe an sich eben noch keine Poesie. Kaum anders steht es mit Dramen des Luzerner Jesuiten Joseph Ignaz Zimmermann und des Toggenburger Lehrers Johann Ludwig Am Bühl; und auch das 1748 in französischer Sprache verfaßte Stück des Berner Politikers Samuel Henzi (verwandt mit dem Erstürmer Ofens während der 1848er Revolution) besitzt eher Kuriositätenwert. Tell hat in diesem Drama eine Tochter, die von Geßler Vater und Sohn zugleich geliebt wird und sogar passive Heldin der Apfelschußszene ist. Am Ende siegt selbstverständlich die Moral über die amoralische Macht, im fünften Akt bekennt der todwunde Geßler, mit dem Pfeil in der Brust, seine Sünden, vergibt dem Mörder die auch seiner Ansicht nach notwendige Tat, segnet die Ehe des Sohnes Adolphe mit Tells Tochter Edwige und stirbt.⁹

Allein in der bildenden Kunst ist in dieser Epoche eine bedeutende Leistung im Zusammenhang mit Wilhelm Tell zu verzeichnen. Es ist das um 1785 entstandene Gemälde *Tells Sprung* von dem in London lebenden Johann Heinrich Füssli, „dem wilden Schweizer“. Die von Fels zu Fels springende Gestalt drückt eine Dynamik aus, die nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken ist, daß das Bild statt von der Statik der späteren klassizistischen Tell-Darstellungen in Sturm-und-Drang-Manier von einer diagonalen Kraftlinie beherrscht wird.

Wie heilig und unantastbar die Tell-Überlieferung in der Schweiz bereits war, zeigen die Turbulenzen um das 1760 anonym erschienene Büchlein *Der Wilhelm Tell. Ein Dänisches Märchen*, das die Tell-Erzählung als Stoff aus nordischen Sagen zu deuten versucht. Der eigentliche Autor, der Ligerzer Pfarrer Uriel Freudenberger, der die Arbeit acht Jahre liegen ließ, und der Herausgeber Gottlieb Emanuel Haller hatten schon Grund dazu, ihren Namen zu verschweigen. Das Büchlein erregte nämlich einen Sturm der Entrüstung, Verkauf und Nachdruck wurden verboten, der Henker verbrannte die ketzerische Schrift, die Urner Regierung setzte ein Kopfgeld von 100 Talern auf den Verfasser aus, und ein tapferer Luzerner Patriot namens J. A. F. Balthasar veröffentlichte unverzüglich eine dreißigseitige Ehrenrettung gegen das Sakrileg.

* * *

Ende des 18. Jahrhunderts beginnt der Reexport der ehemaligen Importgeschichte. Das wohl plausibelste Beispiel dafür liefert Frankreich. Das klassi-

zistische Tell-Drama von Lemierre, dessen Aufführung Herder schon 1767 in Paris erlebt, wird jahrzehntelang mit Beifallsstürmen empfangen und gilt, wie der Verfasser 1793 reumütig behauptet, als „eine der Hauptursachen der Revolution“. ¹⁰

In der Propagandamaschinerie der Jakobiner, die in ihm den Tyrannenmörder sehen, wird Tell zum Symbol revolutionärer Gesinnung. Bei Umzügen kann er nicht fehlen, seine Büste steht im Sitzungssaal der Jakobiner, und Pestalozzi, Ehrenbürger der Revolution, fordert die vom Elend heimgesuchte französische Bevölkerung 1793 wohl nicht zufällig mit einem Hinweis auf die ihr wohlbekannte Gestalt zur Geduld auf:

Tell sagte zu seinem Kind: Steh still! — Es stand still und er schoß ihm den Apfel vom Kopf weg, ohne ihn zu verletzen. Bürger! Seid nicht schwächer als Tells Junge — stehet fest und still — mit ruhiger Kraft, wo immer es not tut, dann werdet ihr das Vaterland retten. ¹¹

Die Napoleonischen Truppen marschieren 1798 mit Berufung auf Tell („Es lebe Wilhelm Tell, hoch mögen die Nachfahren Wilhelm Tells leben!“ ¹²) in der Schweiz ein. Auf einem Flugblatt wird gleich das Vaterunser zu diesem Zweck umgedichtet.

Wilhelm Tell, der du bist der Stifter unserer Freyheit; dein Name werde geheiligt in der Schweiz; dein Wille geschehe auch jetzt bey uns, wie zur Zeit da du über deine Tyrannen gesiegt hast ¹³

— lautet sein Beginn. Tells Antlitz befindet sich auf dem Staatssiegel der Helvetischen Republik und prangt samt Sohn auf offiziellen Briefköpfen des von Frankreich gelenkten Staates; bei der Umgestaltung der Verwaltung werden die Urkantone zu einem „Tellgau“ zusammengezogen — und der Widerstand gegen die Fremdherrschaft wählt sich auch Wilhelm Tell zur Galionsfigur.

* * *

Eine beispiellose Schweizbegeisterung herrscht von Mitte des 18. Jahrhunderts an auch im feudal zersplitterten Deutschland. Goethe sucht 1775, also unmittelbar vor der endgültigen Niederlassung in Weimar, Tell-Gedenkstätten am Vierwaldstätter See auf, auf der dritten Schweizerreise 1797 kommt er wieder und plant eine epische Bearbeitung des Stoffes. Der Sänger Tells wird dann doch ein anderer: Friedrich Schiller, der die Eidgenossenschaft nur aus Büchern kennt, und zwar vor allem aus der Schweizergeschichte von Johannes von Müller und der im 16. Jahrhundert entstandenen, aber erst im 18. Jahrhundert publizierten Chronik des Ägidius Tschudi.

Schillers letztes klassisches Stück *Wilhelm Tell*, das volkstümlichste all seiner Dramen, das 1804 beendet und in Goethes Inszenierung in Weimar uraufgeführt wurde, wird in der Fachliteratur aus den verschiedensten Blickwinkeln untersucht. Uns interessiert hier lediglich die Frage, was der deut-

sche Dichter mit dem im Stoff steckenden Dualismus anfang, dem er ja, seinen Vorgängern ähnlich, nicht aus dem Weg gehen konnte. Zur Entlastung führte er zunächst einen dritten Handlungsstrang ein, die in vielerlei Hinsicht bedenkliche Geschichte von Rudenz und Berta. Ferner versuchte er die beiden Grundlinien, also die Tat des Einzelgängers Tell und den Volksaufstand, dergestalt zu verknüpfen, daß Tell, bei ihm Schwiegersohn von Walter Fürst, zwar abseits der Verschwörung steht, aber — mehr als die gewählten Vertreter des Bundes — zum Symbol der Freiheit wird, indem die Erstürmung der Burgen unmittelbar aus dem Attentat auf Geßler resultiert. Die Ermordung des Tyrannen verurteilt Schiller (im Gegensatz zur Chronik von Ägidius Tschudi) nicht, obwohl es ihm offensichtlich schwerfällt; der Rechtfertigung Tells dient die vorletzte Szene des Stückes, in der erläutert wird, warum der österreichische Herzog Parricida, der seinen Oheim, den Kaiser, tötete, als ein gemeiner Mörder gilt, Tell, der Geßler aus dem Hinterhalt erschöß, jedoch eben nicht.¹⁴

Schillers Werk beeinflusst, ja bestimmt das weitere Schicksal des Stoffes grundsätzlich. Das 19. Jahrhundert wird in der Fachliteratur zu Recht als „Jahrhundert des Schillerzitats“¹⁵ bezeichnet. Unumstritten ist, daß Gioacchino Rossinis Oper (1829) ebenso auf die Tell-Darstellung des deutschen Dichters zurückgeht wie einzelne Teile in Franz Liszts Klavierzyklus *Wanderjahre* oder — um zwei völlig andere Sphären zu nennen — die buntbemalte Herender Porzellanstatuette, die sich heute im Besitz des Tell-Museums Bürglen befindet,¹⁶ sowie die Spielkarten mit Motiven des Schillerschen Schauspiels, die um 1835 von Josef Schneider in Pest gestochen wurden. Es liegt wohl in erster Linie an der vorsichtig antihabsburgischen Symbolik, daß die Karten mit Tell, Walter Fürst, Flurschütz Stüssi, Geßler, Geßlerhut, Apfelschuß, Tell im Nachen etc. in der ganzen Region populär wurden, ja sie sind als „ungarische Karten“ heute noch allgemein gebräuchlich — während auf den Schweizer Jasskarten kein Hinweis auf Tell zu finden ist.

In den immer blühenderen Schweizer Fremdenverkehr fügte sich Tells Figur nahtlos, wie dies aus Bertalan Szemeres Reisenotizen hervorgeht, der am 26. September 1837, gleichsam den umgekehrten Weg von Tell zurücklegend, von Luzern über Küßnacht, die Hohle Gasse, den Rütli, die Tellenplatte, Flüelen und Bürglen nach Altdorf pilgert, jede Kultstätte bewundert und sich durch einen Schiffer, der offenbar darauf spezialisiert ist, auf dem Vierwaldstätter See die Geschichte des Nationalhelden erzählen läßt. Der Cicerone hält sich im großen und ganzen an die Schillersche Vorlage, nur an gewissen Stellen (beispielsweise was Geßlers Motivation und die Einschränkung der Handlung auf die persönliche Sphäre betrifft) weicht er von ihr ab.¹⁷

Es war unter Schriftstellern des 19. Jahrhunderts fast eine Mode, Stellung zu Figuren des Schiller-Stückes mit „beinahe kanonischer Bedeutung“¹⁸ zu beziehen und die Handlung weiterzuspinnen. Börne behauptete, Tells Charakter sei die Untertänigkeit, wer aus dem Hinterhalt schieße, könne doch kein

Held sein. Umland wiederum versuchte die Heldenhaftigkeit des Flurschützen in der Weise zu erhöhen, daß er in einer Ballade seinen Tod als Folge der Rettung eines kleinen Jungen aus einem Fluß bei Bürglen beschrieb. Gotthelfs Erzählung *Der Knabe des Tell* hat im wesentlichen dieselbe Handlung. Im *Grünen Heinrich* schließlich beschreibt Keller, dem es in erster Linie um die nationale Dimension des Stoffes geht, ein kostümiertes Tell-Fest auf dem Land in extenso und zeigt, wie tief sich einfache Menschen mit Tell und seiner Geschichte identifizieren. (Laienaufführungen des Schiller-Dramas gibt es in der Schweiz ja bereits seit 1816.)

* * *

Um die Jahrhundertwende, gerade rechtzeitig zu Beginn des visuellen Zeitalters, entstehen jene beiden bildlichen Darstellungen, die die Tell-Rezeption des 20. Jahrhunderts stärker noch als Schillers Drama prägen. Es sind Richard Kisslings 1895 auf dem Marktplatz von Altdorf aufgestelltes Tell-Denkmal sowie Ferdinand Hodlers 1897 angefertigtes, heute das Treppenhaus des Solothurner Kunstmuseums beherrschendes Gemälde.

Kissling war (bösen Zungen zufolge nicht ohne Zutun des mächtigen Zürcher Eisenbahn- und Bankenkönigs Alfred Escher) Sieger bei einem Wettbewerb, laut dessen Ausschreibung Wilhelm Tell „als freiheitsstolzer, kühner, entschlossener Mann, in der landesüblichen Bauerntracht seiner Zeit darzustellen“¹⁹ war, wobei man den Bewerbern offenließ, ob sie den Helden allein oder in Begleitung seines Sohnes zeigen wollten. Kissling entschied sich für die zweite Option. Durch die Gebärde, mit der Tell den Sohn umschlingt, wird seine Funktion als Beschützer der Schwachen und Unterdrückten betont, durch das Fresko hinter dem Gemälde seine Landschafts- und Volksverbundenheit, man gewinnt den Eindruck, er steigt gerade vom Berg herab. Dieser Mann ist die Zuverlässigkeit und Kraft ausstrahlende Ruhe in Person. Eigenwillig und unbeirrbar schreitet er zur Pflichterfüllung. Nichts kann ihn aus dem Gleichgewicht bringen, er ist stets Herr der Lage, komme, was wolle.

Hodlers überlebensgroßes (225x195 cm) Gemälde wirkt ganz anders auf den Zuschauer. Auch hier steigt ein muskelstarker Körper von den Bergen herab, der Entschlossenheit und Kraft ausstrahlt, doch von der väterlichen Milde und Ausgeglichenheit des Kisslingschen Tell ist keine Spur. Hier begegnet man einem zornentbrannten Selbsthelfer, der allein, ohne Sohn erscheint, die Hand muß ja frei für den Kampf sein, einem trotzigem Empörer, der keinen Eingriff in sein Leben duldet und zu allem bereit ist, einem Menschen, an dem selbst die Handfläche herausfordernd wirkt, geschweige denn Mund und Blick: „als schlüge eine Flamme aus dem Gesicht hervor“,²⁰ heißt es in einer Interpretation. Durch Verwendung seines berühmten Grundsatzes Parallelismus²¹ (Tell steht in der Hochachse des Bildes, die Armbrust parallel zu ihm) und der Farbensymbolik (Hintergrund verschwommen blau-

weiß, braungebrannter Körper und, damit kontrastierend, strahlend weißes Gewand, herausfordernd rote Haare) nimmt Hodler hier den Stil der Plakate in unserem Jahrhundert vorweg.

Diese beiden, einander sozusagen ausgleichenden bildlichen Darstellungen tragen erst recht dazu bei, daß Tell im 20. Jahrhundert die Rolle eines „heroischen Kleiderständers“²² zukommt. In Alltag, Kunst, Politik etc. greift man immer wieder auf ihn zurück. Der Schiffsverkehr auf dem Vierwaldstätter See wäre ohne ein Schiff namens Tell wahrscheinlich undenkbar. Die Armbrust wird zum kollektiven Markenzeichen Schweizer Waren, Militärmesser der Firma Victorinox werden ebenfalls von der Armbrust geschmückt. Unter den ersten fünf Spielfilmen, die in der Schweiz produziert oder koproduziert werden, haben drei Tell zum Thema. In den Spalten von Alois Brupbachers kommunistischer Zeitschrift *Kämpfer* macht Tell seinen „hochwohlloblichen Eidgenossen bekannt, daß ich am 1. August 1922 Bolschewick [sic!] geworden bin.“²³ Nach einem Attentat auf ein israelisches Passagierflugzeug auf dem Flughafen Zürich verteilen palästinensische Terroristen 1969 ein Flugblatt, in dem die Schweizer „im Namen des Führers ihres nationalen Widerstandes, Wilhelm Tell“,²⁴ um Verständnis für die Tat gebeten werden.²⁵

Den großen Auftritt hatte „Kleiderständler“ Tell in den dreißiger und vierziger Jahren. Max Eduard Liehburg, dessen Stück *Hüter der Mitte* den Armbrustschützen als eine überdimensionierte Führergestalt darstellt, kommt ohne Tell genausowenig aus wie Walter Marti, dessen satirische Vision von einer faschistischen Diktatur mit der Regieanweisung beginnt:

Die Vertreter des neuen Kurses tragen im Knopfloch oder als Brosche eine Tell-Armbrust und sie verwenden ausschließlich den Tellengruß. Bei diesem Gruß werden zuerst die drei Schwurfinger der rechten Hand erhoben, dann schlägt man mit der gleichen Hand flach auf das Herz und sagt: Heil Tell! Die Herren schlagen möglichst auch die Absätze zusammen, wenn sie stehen. Darauf läßt man die Hand fallen.²⁶

Meinrad Inglin's Erzählung *Jugend eines Volkes*, dank ihrer aktuellen patriotischen Aussage in der damaligen Schweiz populär und von der eidgenössischen Germanistik bis heute hochgeschätzt, reproduziert sozusagen die Stimmung des Hodler-Bildes:

Da stieg ein Mann von den Urner Bergen herab. Er trat aus dem Nebel heraus, ein Jäger von gewaltigem Wuchs, sein Fellgewand schimmerte, sein mächtiges Haupt strahlte vor Heiterkeit; er kam vom besonnenen Rücken der Erde herab, der aus dem Meer des Nebels in die himmlische Bläue ragt. Er schritt dem Tale zu, der Nebel blieb hinter ihm aufgerissen, ein warmer Wind begleitete ihn, der heimliche Glanz verließ ihn nicht; singende Winde und blaue Himmelscheine fielen in den engen Erdraum, den er durchschritt.²⁷

Vom Tell-Mythos wird nicht nur in der Literatur Gebrauch gemacht. Zu dieser Zeit beginnt unter anderem die spektakuläre Erneuerung der Hohlen

Gasse. Dort, wo Tell den Tyrannen umgelegt haben soll, verlief nämlich eine wichtige Verkehrsstraße, die — im Gegensatz zu den ursprünglichen andert-halb Metern — bereits 3,80 Meter breit und stark aufgefüllt war. In einer von der *Schweizer Illustrierten* initiierten Aktion kaufte die eidgenössische Schuljugend (für zwanzig Rappen pro Kopf) die Hohle Gasse auf, man baute unter Beteiligung junger Arbeitsloser eine Umgehungsstraße, und die „historische“ Stätte erhielt ihr altes Aussehen. „Ihr alle müßt Tellenbuben und Tellen-meitschi sein!“²⁸ rief Bundesrat Etter in einer Rundfunkansprache anlässlich der Eröffnung 1937 Schweizer Kindern (oder mit der damaligen Ortho-graphie: Schweizerkindern) zu.

In Edwin Arnets Festspiel zur Landesausstellung 1939 stehen gleichsam als Fortsetzung dieser Worte die Zeilen:

Es starb der alte Tell.
Doch kommt ein neuer Vogt ins Land,
Da wachsen hundert Tellen wieder.²⁹

Tatsächlich zogen bald, am „Tag der Urschweiz“, hundert kleine Tellen mit Armbrust und Sennenkutte durch die Straßen.³⁰ Der Mythos wurde multipliziert, wodurch vom Einzelgänger, dessen Parole bei Schiller noch „Der Starke ist am mächtigsten allein“ hieß, so gut wie nichts mehr übrigblieb. Doch noch weniger blieb von der väterlichen Ruhe der Kisslingschen Gestalt erhalten; Tell wurde in diesen Jahren mit dem Hodlerschen Kämpfer gleich-gesetzt, was am deutlichsten in der Tatsache zum Ausdruck kam, daß auf der 60-Rappen-Briefmarke von 1941 an Hodlers (und nicht mehr wie zuvor 32 Jahre lang Kisslings) Tell prangte.

Der nicht zu bändigende Empörer Hodlers stand Pate, als General Guisan am 25. Juli 1940, quasi die berühmte Schwurszene neu inszenierend, seine Offiziere auf der Rütliwiese zu ungebrochenem Verteidigungswillen aufrief für den Fall eines möglichen deutschen Angriffs.

Der junge Wissenschaftler und Offizier Karl Schmid, der bald ETH-Professor werden sollte, lieferte die theoretische Grundlage für die Instrumentalisierung Tells, dessen historische Existenz zur Zeit der „Geistigen Landes-verteidigung“ übrigens nicht ratsam war zu bezweifeln:

„Was ist der tiefere Sinn des Mythos vom Tell für unsere Stunde?

Ich denke so: unser schweizerisches staatliches Sein und politisches Bewußt-sein nährt sich aus zwei ganz verschiedenen Wurzeln. Die eine steckt im 19. Jahrhundert. Von dort stammt das *liberale* Gedankengut, das sich in den Sät-zen unserer Verfassungen und Gesetze niedergeschlagen hat. [...] Über diesem hellen, bewußten, begrifflichen Teil unseres Seins, der weitreichen-den, einfachen Wurzel sei das andere nicht vergessen, die alte Wurzel, tiefer hinabgründend bis auf den Fels. In ihr steigen keine Formulierungen empor, keine Verfassungsgrundsätze und keine programmatischen Schlagzeilen. In ihr steigt nur ein ganz dumpfes Gefühl herauf, eine geheimnisvoll-vitale Kraft, ohne die aber der Baum abstürbe. Was ist es? *Widerstand*.“³¹

In der gegebenen Situation sei eben diese zweite Wurzel wichtiger, Tell sei „*der Widerstand selber*“,³² betont Schmid, sich somit, wie Peter Utz es etwas wehmütig feststellt,³³ eindeutig für Hodler und gegen Schiller entscheidend.

Die allgemeine Bevorzugung des Hodlerschen Tell bedeutet keineswegs, daß das Schiller-Drama funktionslos geworden wäre. Während das Stück in Hitlerdeutschland immer mehr gemieden und ab 1941 auf persönlichen Befehl des Führers hin verboten wurde,³⁴ stand es von 1938 bis 1945 ununterbrochen auf dem Spielplan der wichtigsten deutschsprachigen Bühne der Zeit, des Zürcher Schauspielhauses. Demonstrative Beifallsbekundungen waren keine Seltenheit, Tells Darsteller Heinrich Gretler wurde in der Regel stehend beklatscht und für die Rolle 1943 sogar mit dem Stalinpreis geehrt. Für Schulklassen arrangierte man Sonderaufführungen. Eine populäre, reich illustrierte *Tell*-Ausgabe erreichte 1941 binnen eines Jahres eine Auflage von 130.000. Die Zeilen auf dem Umschlag verrieten bereits die Intention:

Eidgenossen! Den Tell im Herzen,
und irgendwo den zweiten Pfeil bereit.³⁵

* * *

Generationen wurden durch die oben skizzierte, pauschal gewiß nicht eindeutig positiv oder negativ einzuschätzende Instrumentalisierung Tells während des zweiten Weltkriegs geprägt. Er blieb für die Eidgenossen auch nach 1945 das Symbol der Freiheit, der Verteidigung eigener Werte (weniger respektvoll gesprochen: der Igelmentalität) und bestimmender Teil ihres kollektiven Autostereotyps — ein bequemes Klischee, dem sich auch das Ausland gern anschloß, oder das, wie Bichsel behauptet, das Ausland den Eidgenossen aufzwang.³⁶

Zugleich wird der Mythos immer mehr trivialisiert und kommerzialisiert. Er bildet die Grundlage von Fernsehserien und Comics, Clownnummern und Karikaturen, es gibt so gut wie keine schweizerische Fremdenverkehrswerbung, in der er nicht vorkommen sollte, Gaststätten, Gerichte, Hotels, Souvenirs tragen seinen Namen, Industriedesigner und Sonntagslyriker nehmen sich seiner nach der Parole „Tell me, Tell“ an, das Altdorfer Denkmal wird zu einem der beliebtesten Objekte für Schmierer und Sprayer, ein Ansichtskartenhersteller macht gute Umsätze mit einer Abbildung des Hodler-Gemäldes mit der Unterschrift „Der erste Schweizer Terrorist“, auf der Fünf-Franken-Münze entdeckt man auch die altbekannte Kuttengestalt, und als ich vor ein-zwei Jahren — zu Forschungszwecken — in ein Basler Warenhaus kam, erhielt ich dort auch eine Tüte mit Apfel und Pfeil.

Während unter Historikern die Bemühung um eine eigenartige Aufwertung Tells zu beobachten ist,³⁷ kann die Schweizer Gegenwartsliteratur mit dem etwas überreif gewordenen und ausgehöhlten Mythos nicht viel anfangen.

[U]nser Geschichtsbild [muß] nicht mehr auf Mythen, sondern auf nachprüfbaren Tatsachen aufgebaut werden [...], wenn es Bestand haben soll³⁸

— schreibt Otto Marchi, und Kurt Marti würde den anachronistisch gewordenen Tell am liebsten ins Museum verweisen:

Die Probleme, die auf uns zukommen, Überbevölkerung, Bodenfrage, Integration der Gastarbeiter, Verhältnis zu Europa, zur Dritten Welt usw. sind nicht mit Leitbildern und irrationalen Mythen zu lösen, sondern mit rationaler Sachlichkeit.³⁹

Im Mittelpunkt des Stückes *Schütze Tell* (1975) von Hansjörg Schneider steht ein Mann, der von der Politik wider Willen zum Helden manipuliert wird, und Max Frisch unternimmt in der Satire *Wilhelm Tell für die Schule* (1971) gar den Versuch, mit dem eidgenössischen Mythos und all seinen Anhängern abzurechnen.⁴⁰ Vergebens — Wilhelm Tell ist und bleibt allem berechtigten Zweifel zum Trotz der bekannteste Schweizer.⁴¹

Anmerkungen

1. BICHSEL, PETER: *Mit Tell leben*. — In: MARCHI, OTTO: *Schweizer Geschichte für Ketzer oder Die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft*. Bern 1981. S. 184.
2. Es gibt freilich immer wieder besessene Laien, die standhaft nach Existenzbeweisen für Tell suchen. Die letzte mir zugängliche größere Arbeit in diesem Geiste ist: SCHÄRER, ARNOLD CLAUDIO: *... und es gab Tell doch. Neue Forschungsergebnisse zur Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft*. Luzern 1986.
3. FRENZEL, ELISABETH: *Stoffe der Weltliteratur*. 7. Aufl. Stuttgart 1988. S. 757.
4. *Das Urner Spiel von Wilhelm Tell*. — In: BÄCHTOLD, JAKOB (Hrsg.): *Schweizerische Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts*. Band 3. Zürich 1893. S. 36.
5. „[D]er gotskreftig held und erster anheber eidgenössischer fryheyte“. — KELLER, PETER (Hrsg.): *Tell 73*. Spiegel bei Bern 1973. S. 20.
6. METTLER, HEINRICH – LIPPUNER, HEINZ (Hrsg.): „Tell“ und die Schweiz — die Schweiz und „Tell“. Ein Schulbeispiel für die Wirkkraft von Schillers „Wilhelm Tell“, ihre Voraussetzungen und Folgen. 2. Aufl. Thalwil bei Zürich 1983. S. 192.
7. ERNST, FRITZ: *Wilhelm Tell. Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte*. 2. Aufl. Zürich 1979. S. 24f. — Abbildung und Analyse der Statuette von Alexander Trippel siehe bei: DETTWILER, WALTER: *Wilhelm Tell: Ansichten und Absichten*. Zürich 1991. S. 29.
8. SPIESS, OTTO: *Basel anno 1760. Nach den Tagebüchern der ungarischen Grafen Joseph und Samuel Teleki*. Basel 1936. S. 122.
9. Vgl.: ZELLER, ROSMARIE: *Der Tell-Mythos und seine dramatische Gestaltung von Henzi bis Schiller*. — In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. 38. Jahrgang, 1994. Stuttgart 1994. S. 65-88. — In dem von Zeller entworfenen Kontext ist das 1782 entstandene ungarische Tell-Drama *HELVETIANAK / könnyű meg Szabadulása / vagy / A bátor és kegyes Ember minden / szándékában boldog / egy / ött Actusból álló / Szomorú játék* [Die leichte Befreiung / Helvetiens / oder / Der kühne und fromme Mensch ist / in all seinen Absichten glücklich / ein / Trauerspiel / in fünf Akten] von László Teleki zu untersuchen. Dem nur handschriftlich vorliegenden Werk wurden bisher lediglich ein ausschließlich Information bezweckender Aufsatz (VOINOVICH, GÉZA: *Idősb gróf Teleki László irodalmi munkássága*. [Das literarische Werk von Graf László Teleki dem Älteren.] — In: *Irodalomtörténeti Közlemények*. 1899. S. 129-167) und ein journalistischer Beitrag (RADÓ GYÖRGY: *Ein ungarisches Tell-Drama aus dem achtzehnten Jahrhundert*. — In: *Neue Zürcher Zeitung*. 26. September 1980) gewidmet.

10. ZIEHEN, EDUARD: *Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 bis 1815*. Hildesheim 1975. S. 65.
11. ERNST, op. cit. S. 108.
12. WINDISCH, ULI – CORNU, FLORENCE: *Tell im Alltag*. Zürich 1988. S. 52.
13. WINDISCH – CORNU, op. cit. S. 53.
14. Schiller, der dem Theaterpraktiker Iffland gegenüber zu mehreren Zugeständnissen bereit war, hielt an Tells Monolog und der Parricida-Szene hartnäckig fest: „Der Casus gehört vor das poetische Forum und darüber kann ich keinen höheren Richter als mein Gefühl anerkennen.“ (Brief an Iffland vom 22. März 1804. — In: SCHILLER, FRIEDRICH: *Wilhelm Tell. Schillers Werke. Nationalausgabe*. Band 10. Weimar 1980. S. 384.)
15. UTZ, PETER: *Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers „Wilhelm Tell“*. Königstein/Ts. 1984. S. 127.
16. Vgl. die Abbildung der Porzellanfigur in: STUNZI, LILLY (Hrsg.): *Tell. Werden und Wandern eines Mythos*. Bern und Stuttgart 1973. S. 297.
17. „Bei einer Jagd, fing er an, verirrte sich Geßler so tief im Wald, daß sein Leben schon in Gefahr schwebte. Wilhelm Tell, ein einfacher Mensch wie wir, aber ein berühmter Armbrustschütze, der weder in Uri noch in den vier Waldstätten seinesgleichen fand, war ebenfalls auf der Jagd, stieß auf ihn und befreite ihn diesmal vom Tod, später die Heimat von ihm. Geßler aber, der ja ein eitler Herr war, kochte vor Wut, weil er sein Leben einem einfachen Menschen verdanken mußte, ein Herr ist einem Bauern nämlich nicht gern schuldig; da die Tat jedoch edel war, konnte er Gutes nicht mit Bösem vergelten. Später nun ließ Geßler, um zu erfahren, wer Gegner seiner Herrschaft ist, in Altdorf einen Hut auf eine Stange hängen und befahl, jeder soll beim Vorbeigehen die Kopfbedeckung heben: Wer mir feind ist, dachte er sich, wird es schon verweigern, sich zu bücken. Tell kam nun am Hut vorbei, sein kleiner Sohn rief: Schau, Vater, dort ist ein Hut aufgehängt, er aber erwiderte: Laß es sein, und ging, ohne einen Blick darauf zu werfen, weiter. Die Wärter ergriffen ihn, und Geßler, der auch wegen seines Eigensinns böse auf ihn war, nutzte die Gelegenheit zur Rache und verurteilte ihn dazu, einen Apfel vom Kopf seines kleinen Sohnes zu schießen. Tell schoß mit Glück. Die Geschichte ist hier jedoch nicht zu Ende, Geßler fragte ihn nämlich: Verrate doch, Tell, wozu du noch einen Pfeil an die Brust gesteckt hast! Tell antwortete: Nur so, das ist ein Aberglaube bei Jägern. Geßler hörte aber nicht auf, ihn zu fragen, und versprach, seinem Leben werde nicht geschadet, wenn er nur den Grund verrate, welcher es auch immer gewesen sein mag. Da gestand Tell, daß er es vorhatte, Geßler ins Herz zu schießen, wenn sein Pfeil nicht den Apfel, sondern den Kopf des Kindes treffe. Gut, sagte Geßler wütend, dein Leben nehme ich nicht, ich habe ja mein Wort gegeben, aber ich schleppe dich mit nach Küßnacht, wo du die Sonne nie wieder erblicken wirst. So nahm er den Gefesselten mit aufs Schiff. Der außerordentlich gefährliche Südwind, der 'Frohn' [Föhn] heißt, kam jedoch auf, und da die Schiffer die Wellen nicht bekämpfen konnten, mußten sie Tell, der auch ein geschickter Schiffer war, befreien und ans Steuer stellen, er führte das Schiff tatsächlich zu jener herausragenden Felsenplatte, ergriff seine Armbrust und sprang hinaus, stieß das Schiff mit dem Fuß wieder in den See, und kam über diese Berge Geßler voraus, erschoss ihn an der Hohlen Gasse, er traf das Herz genau so gut wie den Apfel. Er hatte ja keine andere Wahl, wußte er doch, Geßler werde ihn, wenn er am Leben bleibt, ewig verfolgen.“ — SZEMERE, BERTALAN: *Utazás külföldön. Válogatás Szemere Bertalan nyugat-európai útinaplójából*. [Reise im Ausland. Eine Auswahl aus dem westeuropäischen Reisetagebuch von Bertalan Szemere.] Budapest 1983. S. 428f. (Übersetzung von mir. J. Sz.)
18. MÜLLER-GUGGENBÜHL, FRITZ: *Die Gestalt Wilhelm Tells in der modernen Schweizer Dichtung*. Aarau 1950. S. 33.
19. UTZ, op. cit. S. 178.
20. WINDISCH – CORNU, op. cit. S. 41.
21. Man denke nur an Hodlers Gemälde *Auszug deutscher Studenten in den Freiheitskrieg 1813* in der Aula der Friedrich-Schiller-Universität Jena.
22. MARCHI, op. cit. S. 117.

23. MARCHI, op. cit. S. 116.
24. *Neue Zürcher Zeitung* vom 19. Februar 1969. — Zitiert nach: MARCHI, op. cit. S. 116.
25. Das neueste Beispiel: In einem Flugblatt der Gegner des am 15. Oktober 1994 mit 55prozentiger Mehrheit angenommenen Anti-Rassimus-Gesetzes wurde der freie Schweizer Tell gegen den „UNO-Maulkorb“ mobilisiert.
26. MARTI, WALTER: *Heil Tell. Schauspiel in 3 Akten*. Zürich 1943. S. 11.
27. INGLIN, MEINRAD: *Jugend eines Volkes*. 3. Aufl. Luzern 1933. S. 158.
28. ETTER, PHILIPP: *Ansprache zur Eröffnung der Hohlen Gasse*. — In: WYRSCH, FRANZ: *Durch diese Hohle Gasse muß er kommen ...* 5. Aufl. Küsnacht am Rigi 1986. S. 81.
29. ARNET, EDWIN: *Das eidgenössische Weltspiel. Offizielles Festspiel der schweizerischen Landesausstellung 1939 in Zürich*. Einsiedeln 1939. S. 38.
30. Eine Abbildung des Umzuges siehe bei: Utz, op. cit. S. 278.
31. ATTENHOFER, ELSIE: *Réserve du Patron. Im Gespräch mit K.* 3. Aufl. Stäfa 1989. S. 105.
32. ATTENHOFER, op. cit. S. 106.
33. UTZ, op. cit. S. 275f.
34. Das Schicksal des Tell-Stoffes in Hitlerdeutschland von der monumentalen Verfilmung 1933-1934 bis zum Aufführungsverbot des Schiller-Stückes ist eine Geschichte für sich. Vgl. dazu: ZELLER, BERNHARD (Hrsg.): *Klassiker in finsternen Zeiten 1933-1945*. Marbach 1983. — HOCHHUTH, ROLF: *Tell 38*. Reinbek 1977. — MEIENBERG, NIKLAUS: *Es ist kalt in Brandenburg. Ein Hitler-Attentat*. Zürich 1980.
35. SCHILLER, FRIEDRICH: *Wilhelm Tell. Schauspiel in fünf Aufzügen*. Zürich 1941. — Als Herausgeber des Buches zeichnete Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler.
36. BICHSEL, op. cit. S. 184.
37. Vgl. vor allem: BERGIER, JEAN-FRANÇOIS: *Wilhelm Tell. Realität und Mythos*. München 1990.
38. MARCHI, op. cit. S. 80.
39. MARTI, KURT: *Tell ins Museum*. — In: MARCHI, op. cit. S. 187.
40. Vgl.: SZABÓ, JÁNOS: „*Wilhelm Tell für die Schule“ oder Frischs Requiem auf die Satire*. — In: BASSOLA, PÉTER u. a. (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. Budapest 1993. S. 321-332.
41. Die Arbeit, Teil einer größeren Untersuchung zur Polyvalenz des Tell-Stoffes, entstand mit freundlicher Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds, der Stiftung Pro Helvetia und der Alexander von Humboldt-Stiftung.



Mária Kajtár (Budapest)

„Eine trotz allem vertraute Welt“

Zur Thomas-Bernhard-Rezeption in Ungarn*

Thomas Bernhard zählt neben Peter Handke zu den in Ungarn am meisten bekannten Autoren der zeitgenössischen österreichischen Literatur. Bisher sind die wichtigsten seiner größeren Prosatexte, etwa ein Dutzend Erzählungen und einige Dramen und Dramolette auf ungarisch erschienen; sie fanden bei der Literaturkritik und Literaturwissenschaft zunächst nur vereinzelte, dann allmählich zunehmende Beachtung. Zu den auffälligen Erscheinungen der ungarischen Thomas-Bernhard-Rezeption zählt darüber hinaus die Tatsache, daß nicht wenige Schriftsteller — bewußt oder unbewußt — an sein Werk anzuschließen bzw. in einer Gedankenwelt zu arbeiten scheinen, die mit der seinen eng verwandt ist.

Betrachten wir zunächst den naheliegendsten und offensichtlichsten Aspekt der Rezeption, die ungarischen Ausgaben der Werke Bernhards, wobei wir uns ohne den Anspruch auf Vollständigkeit auf die wichtigsten Werke beschränken (vgl. Bibliographie am Ende des Beitrags¹). Bernhards erster Roman, *Frost* erschien 1974, also elf Jahre nach der Erstausgabe des Originals, in der Reihe *Modern Könyvtár* (Moderne Bibliothek) des Verlages Európa Kiadó, und zwar in der Übertragung des Schriftstellers, Dichters und Übersetzers Dezső Tandori. Diese heute noch bestehende Reihe stellte sich zur Aufgabe, die bemerkenswertesten und experimentierfreudigsten Autoren der Weltliteratur zu publizieren; ihre Leserschaft setzt sich im wesentlichen aus Intellektuellen und Studenten zusammen, einer kleinen, aber beständigen, anspruchsvollen und gebildeten Leserschicht. Es war ebenfalls dem Verlag Európa Kiadó zu verdanken, daß das ungarische Publikum schon in den Jahren vorher auf Bernhard aufmerksam wurde: 1971 und 1973 waren einige Erzählungen in der alljährlich erscheinenden Anthologie *Égtájak* (Himmelsrichtungen) publiziert worden. Damit signalisierte der Verlag zweierlei: zum einen, daß es sich um erstrangige Weltliteratur handelt, und zum anderen — durch seine vorsichtige Beschränkung auf Erzählungen, obwohl zu dieser Zeit bereits einige großangelegte Prosawerke Bernhards vorlagen —, daß es damals ein riskantes Unterfangen war, Bernhard in Ungarn zu verlegen; riskant freilich nicht in geschäftlicher Hinsicht. Es interessierte damals niemanden, ob ein Buch in dem nach Planwirtschaft programmgemäß funktionierenden Verlag mit enormer staatlicher Unterstützung sich gut verkaufte, oder nicht. Riskant war vielmehr das Wagnis, dem ungarischen Leser derart düstere,

pessimistische, entmutigende und „dekadente“ Werke zuzumuten. Der Verlag Európa Kiadó scheint jedenfalls nach der Herausgabe von *Frost* eine Zeitlang die Meinung vertreten zu haben, daß eine Publikationspause angebracht sei. *Das Kalkwerk* erschien, ebenfalls in einer Übersetzung von Dezső Tandori, 1979 bei einem anderen Verlag. Diesen beiden Romanen folgten unmittelbar keine weiteren Veröffentlichungen, der nächste Band sollte erst 1987 herauskommen. Zwischen 1971 und 1979 wurden vor allem in der Zeitschrift für Weltliteratur *Nagyvilág* (Weite Welt) mehrere Dramen und Erzählungen von Bernhard veröffentlicht.

1987 erschien nach längerer Unterbrechung wieder eine Einzelpublikation und zwar eine Anthologie mit Erzählungen in der Auswahl von Miklós Gyórfy, der auch das Nachwort verfaßte und für die Übersetzung mitverantwortlich zeichnete. Thomas Bernhards Tod 1989 fiel mit den politischen Veränderungen in unserem Land zusammen, die sich in gewisser Hinsicht auf die Publizierung seiner Werke sogar positiv auswirkten. Zwischen 1990 und 1992 erschienen drei selbständige Bände: *Wittgensteins Neffe* und *Der Untergeher* bei den noch immer unter staatlicher Leitung stehenden Verlagen Magvető Kiadó und Európa Kiadó, und *Ein Kind*, der letzte bzw. erste Teil von Bernhards autobiographischer Pentalogie, bei einem Privatverlag, der im Jahre 1993 den zweiten Teil der Pentalogie — *Die Ursache. Eine Andeutung* — herausgab. 1994 erschien das Buch *Holzfällen*.

Neben diesen Prosawerken erschienen auch einige Theaterstücke, die, sofern sie zur Aufführung gelangten, ohne großes Aufsehen durchfielen. Dabei spielte unter Umständen auch die unglückliche Auswahl der Stücke eine Rolle, *Ritter, Dene, Voss*, das mit unverändertem Titel aufgeführt wurde — man entschied sich dafür, die Namen der Burgschauspieler doch nicht durch die der ungarischen Darsteller zu ersetzen —, löste beim ungarischen Theaterpublikum, auch wenn es möglicherweise an Bernhards Texten durchaus interessiert war, allem Anschein nach keinerlei Assoziationen aus. Auch das auf die Person Claus Peymanns anspielende Stück *Der Theatermacher*, welches in einer Übersetzung von Miklós Gyórfy vorliegt, blieb ohne Echo; das ungarische Publikum verstand die bittere Tragikomik des Stückes nicht, da es nur unzureichende Kenntnisse über die österreichische Gegenwart hat: es weiß nicht, was „der Steinhof“ ist und daß Peymanns Experimente mit dem konservativen Wiener Theater, der Zahl von Protesten und Sympathieerklärungen nach zu urteilen, beinahe eine Staatskrise ausgelöst hätten. Die Wogen dieses Sturms reichten natürlich nicht bis Budapest.

Soweit das annähernd vollständige Verzeichnis der auf ungarisch erschienenen Werke Bernhards. Das ist einerseits wenig, wenn wir Bernhards heute schon unbestreitbare Bedeutung für die Weltliteratur betrachten, andererseits aber auch viel, sofern wir das Umfeld seiner Rezeption in Ungarn, nämlich die Situation der Medien, und nicht zu vergessen die Verlagspolitik, in Betracht ziehen. Sein Name war schon 1966 im Bewußsein der literarischen

Öffentlichkeit Ungarns aufgetaucht — damals erschien erstmals eines seiner Gedichte in der Zeitschrift *Nagyvilág* —, und es dauerte einige Zeit, bis die ungarische Germanistik auf ihn aufmerksam wurde und die Lektoren der ungarischen Verlage sowohl Verlagsvorstand als auch Publikum von den literarischen Qualitäten der Texte Bernhards überzeugen konnten. Den Umständen entsprechend flexibel zeigte sich hingegen der Verlag Európa Kiadó, der in unserem Zusammenhang an erster Stelle zu nennen ist, was wir seinem ehemaligen, besonders gut unterrichteten Lektor Miklós Györffy zu verdanken haben: Thomas Bernhard, ein für den durchschnittlichen Leser schwer verständlicher, für viele eher abstoßender als interessanter Schriftsteller, der sich nirgends einreihen ließ, sollte nämlich durch ein Organ publiziert werden, das sich immer noch dem Ideal eines auf der marxistischen Ästhetik basierenden Realismus, wenn nicht gar dem „sozialistischen“ Realismus verschrieben hatte: der Verlagsvorstand bzw. die die Herausgabe überwachenden Einrichtungen setzten sich aus der Hauptdirektion für Verlagswesen des Kulturministeriums und der Kulturabteilung des Zentralkomitees der kommunistischen Partei zusammen. Obwohl Bernhard gegen die Tabus des damaligen Ungarn (z. B. Kommunismus, Sowjetunion, DDR) nur selten, dann aber um so energischer zu Felde zog, stießen seine nichts bemäntelnde Offenheit, seine tödliche Ironie und sein immer vorhandener Widerspruchsgeist bei den Vertretern der offiziellen Kulturpolitik auf unmittelbare Ablehnung. In den frühen sechziger Jahren, zu der Zeit also, als in den Gefängnissen die „Vergeltungsmaßnahmen“ gegen die an der Revolution 1956 Beteiligten noch anhielten, konnten Werke der modernsten französischen und amerikanischen Autoren durchaus erscheinen. Weniger aktiv war das ungarische Verlagswesen auf dem Gebiet der deutschsprachigen Literatur, da man sich noch immer nicht von der hemmenden Vorstellung der Nachkriegszeit befreit hatte, es handle sich um die Literatur eines schuldig gewordenen Volkes. Allmählich erschienen jedoch auch die zuvor vernachlässigten deutschen und österreichischen Klassiker sowie die immer bekannter werdenden Zeitgenossen, wie etwa Böll und Grass.

Als Bernhard schließlich doch aufgelegt wurde, schrieb man den Anfang der siebziger Jahre, und Ungarn spielte bereits die Rolle der „muntersten Baracke“ im sozialistischen Lager. Für Literatur und Kultur bedeutete dies, daß man die Publizierung von Werken aus dem Westen, die zu diesem Image paßten, zuließ, wenn auch nicht gerne. Es bedeutete auch, daß man in Ungarn freier atmen konnte, es herrschte keine Zensur (die es allerdings trotzdem gab, vor allem als Selbstzensur, bisweilen auch in anderer Form), es durfte theoretisch alles veröffentlicht werden, was durch die Praxis auch bestätigt wurde.

Ab dieser Zeit erschienen Werke der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit: Musil, Broch, Karl Kraus und auch die neuen „experimentellen“ Autoren, zunächst meist in verschiedenen Anthologien. In diese Konzeption paßte auch Bernhard, der im Vergleich zu anderen Autoren

überdurchschnittlich intensiv rezipiert wurde: öfter als er erschien nur Handke mit einem eigenständigen Band. Die bedeutenden Autoren der „experimentellen“ österreichischen Literatur, Bauer, Jonke, Artmann, Wiener, Rosei u. a. sind im Bewußtsein der literarischen Öffentlichkeit und im Verlagswesen viel weniger präsent. Das gilt besonders für die Zeit Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre, als die Verlage freier arbeiten konnten und nacheinander drei Werke von Bernhard herausbrachten. Während jedoch früher nicht darauf geachtet wurde, ob ein Buch Gewinn bringt, unterlagen die von politischem Druck befreiten Verlage nun dem Diktat des Geldes. Bernhard in Ungarn zu publizieren, bedeutete einen vorhersehbaren finanziellen Verlust, da die Leserschaft, die sich nach dem Erscheinen des ersten Bandes gebildet hatte, nur klein war.

Damit sind wir bei einem weiteren Aspekt der Bernhard-Rezeption angelangt: von wem wird er heute bei uns gelesen, wird er überhaupt gelesen und wenn ja, wie? Obwohl es nicht verwunderlich ist, daß Bernhard von der breiten Öffentlichkeit fast nicht gelesen wird — gehört er ja zu den „schwierigsten“ Autoren —, gibt es schon mehr zu bedenken, daß die ungarische Germanistik seine Existenz anfangs fast überhaupt nicht zur Kenntnis nahm. Die ersten größeren Studien über ihn schrieb der Literaturwissenschaftler Béla G. Németh in den Jahren 1970 und 1971.² Er untersuchte damals mit geistesgeschichtlichen Methoden die philosophischen, onthologischen und kulturhistorischen Bezüge verschiedener Werke und Epochen und trat dabei der marxistisch orientierten Literaturwissenschaft vorsichtig entgegen. Es war also natürlich, daß er sich vor allem mit den Epochen und Schriftstellern befaßte, die — wie etwa die ungarische Literatur und die Weltliteratur der Romantik und der Jahrhundertwende — vernachlässigt oder ihrer „Dekadenz“ wegen in den Hintergrund gedrängt worden waren. Es ist auch kein Zufall, daß Béla G. Németh als erster auf Bernhard aufmerksam wurde, dessen Werk sich, wie er zeigt, an direktesten von der deutschen Romantik und ihren Ausläufern in der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende ableiten läßt. Obwohl Némeths erste Studie den Text lediglich vorsichtig abtastet, erfaßt sie in Zusammenhang mit dem Roman *Das Kalkwerk* dennoch ein wesentliches Merkmal von Bernhards Schaffen: die Beschreibung des Zerfalls von Psyche und Persönlichkeit. In seinem Aufsatz von 1971 analysierte Németh die drei Romane: *Frost*, *Verstörung* und *Ungenach* in ähnlicher Weise wie zuvor *Das Kalkwerk*. Er war es, der ohne zu zögern festhielt, Bernhard sei „das stärkste und eigenständigste Talent unseres Jahrzehnts“.

Die danach bis zum Ende der achtziger Jahre erschienenen Besprechungen³ unternahmen den Versuch, Bernhard seinen Lesern verständlicher zu machen, ließen sich aber nicht auf eine tiefergehende Analyse seiner Texte ein. Eingehendere Studien wurden von zwei Übersetzern verfaßt, die aufgrund ihres Berufes und ihrer täglichen Arbeit mehr als andere zu Aufmerksamkeit gegenüber dem Text, an dem sie arbeiten, gezwungen waren. Dezső Tandori

und auch Ambrus Bor⁴ stellen Bernhards Sprache und Stil in den Mittelpunkt ihrer Abhandlungen; Ambrus Bor, der übrigens eingesteht, den Autor zu bewundern, seine Texte aber persönlich nicht zu mögen, beruft sich im Laufe der Analyse ebenfalls auf einen Theoretiker der Romantik, nämlich auf Friedrich Schlegel, und vergleicht die von ihm entworfene feindliche Welt mit der Bernhards.

1982 erschien eine Anthologie mit dem Titel: *Wer war Edgar Allen?*, in die Miklós Györfy, der die Textauswahl besorgte, Bernhards Erzählung *Gehen* aufnahm. Neben Bernhard waren auch Wolfgang Bauer, Gert Jonke und Peter Rosei vertreten. Im Nachwort begründet Györfy seine Auswahl unter Bezugnahme auf die Sprachkritik Wittgensteins und zieht von Bernhard aus Querverbindungen zur zeitgenössischen experimentellen Literatur Österreichs; er weist nach, inwiefern Wittgenstein als wichtigster gemeinsamer Nenner dieser Autoren betrachtet werden kann. Die weiteren Aufsätze von Györfy sind auch maßgebend für die Bernhard-Rezeption.⁵

Von Ende der achtziger Jahre an, seit dem Erscheinen der Erzählung *An der Baumgrenze* also, war ein neuer Tonfall bei der Bewertung Bernhards in Ungarn vernehmbar, was zweifellos in Zusammenhang mit dem veränderten literarischen Umfeld zu sehen ist: damals entstanden jene neuen, anspruchsvollen Literaturzeitschriften, in denen junge oder bis dahin mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängte Kritiker Bernhards Werke auf andere Art untersuchten: frei von allem Ballast früherer Literaturtheorie und -kritik, sensibler und tiefgründiger als ihre Vorgänger.

Einer von ihnen ist András Zoltán Bán;⁶ er betrachtet Bernhard als ein Genie im Sinne der Romantik, bei dem produktives Vermögen und Schöpfungsdrang in Einklang stehen: Bernhard hat ein vollständiges, abgerundetes Lebenswerk geschaffen, was für einen modernen Schriftsteller eher untypisch ist. Neben diesem von früheren Kritikern schon angesprochenen Faktum fördert der Aufsatz von András Zoltán Bán insofern einen neuen, oder zumindest lange Zeit vernachlässigten Aspekt zutage, als er die Komik in Bernhards Texten nachdrücklich hervorhebt.

Ein anderer Kritiker, György János Máté, bezeichnet in seinem Artikel, *Unser Leben und Tod: Steinhof*,⁷ den Wahnsinn als die beherrschende organisatorische Kraft in Bernhards Werken: „Bernhard beschreibt die Geschichte des universellen Wahnsinns.“ Als typische Gattungsform Bernhards bezeichnet er die „Verfallsgeschichte“, die vor dem Leser das Bild einer unablässigen Rückentwicklung der Weltgeschichte entwirft.

Die Werke Bernhards haben jedoch nicht nur Literaturwissenschaftler zu Stellungnahmen veranlaßt: in Zusammenhang mit dem Roman *Der Untergeher* meldete sich auch ein Musikwissenschaftler, Péter Halász, zu Wort, was im Grunde nicht verwunderlich ist. Er versucht nachzuweisen, wie der Autor um die gleichzeitig fiktive und reale Figur Glenn Gould die Bestandteile eines

Lebenswerks gruppiert, welche sich bei all ihrer Konstanz fortwährend verändern und darin an Bachs Goldberg-Variationen erinnern.⁸

Aus der Darstellung dieser wenigen Artikel und kurzen Studien läßt sich dieselbe Schlußfolgerung ziehen wie hinsichtlich der Verlagstätigkeit: die ungarische Bernhard-Rezeption durch Kritik und Literaturwissenschaft ist sowohl relativ umfangreich als auch ungenügend. Umfangreich, weil man vor allem in den letzten drei Jahren reichhaltige Analysen lesen konnte, die zahlreiche Aspekte des Werks durchaus treffend erfassen. Das Bild, das diese Arbeiten dem Leser vermitteln, ist als authentisch, wenn auch mosaikartig zu bezeichnen. Will man sich heute in Ungarn darüber informieren, wer Thomas Bernhard war, welche Bedeutung er hat, welchen Platz er in der deutschsprachigen Literatur und der Weltliteratur einnimmt, so ist dies ohne weiteres möglich. Eine wirklich umfassende Analyse bekommt man jedoch nicht geboten, da keine Gesamtdarstellung vorliegt. Dafür kann es mehrere Gründe geben: offenbar verfügen hierzulande nur wenige über die literaturgeschichtlichen, philosophischen, sprachwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Kenntnisse, die vonnöten wären, um sein Werk umfassend (d. h. von der Sprache bis zur Komik, vom Wahnsinn bis zur Tragikomik, von literatur- und geisteswissenschaftlichen Verknüpfungen bis zu geschichtlichen und geographischen Bezügen usw.) beschreiben oder interpretieren zu können. Als Lösung böte sich an, ein Detailthema auszuwählen; Bernhards Lebenswerk — oder auch nur eines seiner Bücher — stellt jedoch einen derart in sich verflochtenen Komplex dar, daß ein einzelner Bezug nur sehr schwer aus den anderen herauszulösen ist. Aufgrund dieser unendlichen, verborgenen Vielschichtigkeit ist es auch kaum möglich, sich auf den „jungen“, den „reifen“ oder den „späten“ Bernhard zu beschränken oder zwischen einem „Frühwerk“ und einem „Spätwerk“ zu unterscheiden.

Dessen ungeachtet ist es eine ebenso überraschende wie bedauerliche Tatsache, daß man gerade in Ungarn nicht weiter in die Geheimnisse dieses Autors vorgedrungen ist, denn wenn irgendwo in Europa, dann müßte sein Werk bei uns auf ein stärkeres Echo stoßen. Denn Bernhards Sicht der Dinge, seine Attitüde als Schriftsteller und die von ihm vorgeführte Welt sind uns sogar sehr bekannt — seine Welt und die unsrige entspringt denselben Wurzeln, der Geschichte Mitteleuropas, das auf der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und ihren Trümmern errichtet worden ist. Durch Bernhards Brille gesehen, beginnen das — in unseren Augen — so schöne, helle und saubere Österreich und seine Bewohner unseren krankhaften Ländern und unseren neurotischen Mitbürgern zu ähneln. Aus diesem Grund fühlen wir uns trotz allen Widerstrebens in der von ihm entworfenen Welt durchaus heimisch.

Bleibt die Resonanz in der Öffentlichkeit und der Kritik auch unter den Erwartungen, so ist Bernhards Werk in den tieferen Schichten der ungarischen Literatur und Kultur um so lebendiger präsent. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, alle Parallelen zu den bedeutenden Vertretern der heutigen unga-

rischen Literatur eingehend zu untersuchen. Eine längere Analyse von Julia Deréky⁹ erörtert die Rolle seiner Texte im System von Péter Esterházy's Zitaten. Ebenso sehr würde es sich lohnen, zu entschlüsseln, inwiefern sich die philosophischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen im *Buch der Erinnerungen* von Péter Nádas mit denen Bernhards decken. An dieser Stelle möchte ich jedoch nur auf einen Schriftsteller und eines seiner Werke genauer eingehen: auf Imre Kertész und den Roman *Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*.¹⁰

Die verblüffende Übereinstimmung zwischen Kertész' Roman und Thomas Bernhards Lebenswerk, insbesondere seinem *Untergeher*, ist kein Zufall. Ihr Ursprung liegt in der gemeinsamen Vergangenheit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der gemeinsamen Gegenwart Mitteleuropas, wie sie nach 1918 gestaltet wurde. Ilona Sármány beschreibt in ihrer hervorragenden Studie über die Kunst im Wien der Jahrhundertwende¹¹ die existentielle Grunderfahrung des nicht volkstümlichen Zweiges der österreichischen Kunst und Literatur, und ihre prägnante Formulierung kann getrost auch auf die nicht volkstümliche Literatur Ungarns angewendet werden:

In diesem Vierteljahrhundert veränderte sich in den verschiedenen Zweigen der Wiener Kunst die Sprache, die Methode und der Stil, das Leitmotiv hingegen blieb konstant. Indem das Hier und Jetzt an Wichtigkeit verlor, rückte die Hinterfragung vom Sinn und Ziel der menschlichen Existenz in den Vordergrund: wonach streben wir auf der Welt, was taugt unsere Philosophie, unser Wissen, unsere Systeme, unsere Kunst, wenn sie den einzelnen nicht glücklich machen, das Kollektiv nicht moralisch läutern und wenn sie dem Menschen angesichts des quälenden Bewußtseins der Sterblichkeit keine Zuflucht gewähren? ... Hundert Jahre später stehen wir, bedrängt von Krisen, nun wiederum an diesem Punkt und können erneut nur hoffen, daß wieder eine Blütezeit anbricht und das Gespenst des neuen Weltendes vielleicht ausbleibt.

Sowohl Bernhard als auch Imre Kertész, dessen Roman *Kaddisch* vor kurzem auch auf deutsch erschienen ist, lassen von ihrem ersten Werk an keinen Augenblick Zweifel daran, daß „das Gespenst des neuen Weltendes“ nicht ausbleiben wird — weder im Leben des Individuums noch in dem der Gemeinschaft. „Die menschliche Rasse ist eine Drachensaat“, schrieb Mihály Vörösmarty in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — im wesentlichen ist es dieser mit emblematischer Prägnanz formulierte Gedanke, auf den unsere beiden Autoren immer wieder zurückkommen. Den Grundkonflikt, der beide beschäftigt, formulierte Imre Kertész folgendermaßen:

Ich hätte nicht in Auschwitz gewesen sein müssen, schrie ich, um diese Zeit und diese Welt zu begreifen, und daß ich das, was ich begriffen habe, fortan nicht mehr leugnen werden, schrie ich, nicht leugnen werde im Namen irgendeines komischen, wenn auch, wie ich zugebe, überaus anschaulich erläuterten Lebensprinzips, das im Grunde nur ein Prinzip der Anpassung sei, gut, schrie ich, ich habe nichts dagegen einzuwenden, doch machen wir uns klar, schrie ich, ja, machen wir uns klar, daß *Assimilation* hier nicht die

Assimilation einer Rasse — Rasse! daß ich nicht lache! — an eine andere Rasse — daß ich nicht lache! ist, sondern die *totale Assimilation* an das Bestehende, an die bestehenden Umstände und an die existierenden Verhältnisse, die so oder so seien, es lohne nicht, ihre Beschaffenheit zu beurteilen, die so seien, wie sie seien, einzig *unseren Entschluß* lohne es, sei es sogar unsere *Pflicht* zu beurteilen, unseren Entschluß, die totale Assimilation zu vollziehen, oder unseren Entschluß, die totale Assimilation nicht zu vollziehen, schrie ich; aber wahrscheinlich schon leiser, und dann müssen wir, das sei unsere *Pflicht*, unsere Fähigkeiten beurteilen, ob wir die totale Assimilation vollziehen können oder ob wir sie nicht vollziehen können, und ich habe schon in meiner frühen Kindheit klar erkannt, daß ich dazu unfähig sei, unfähig sei, mich dem Bestehenden, dem Existierenden, dem *Leben* zu assimilieren, und trotz alledem, schrie ich, würde ich dennoch bestehen, existieren und leben, aber so, daß ich wisse, daß ich unfähig dazu sei, so, daß ich schon in meiner frühen Kindheit klar erkannt habe: wenn ich mich assimiliere, tötet mich das noch eher, als wenn ich mich nicht assimiliere, was mich eigentlich ebenfalls tötet.¹²

Diese in einem weiten Sinn verstandene „Assimilation“ stellt auch bei Bernhard ein Kernproblem dar und scheint auf eine mitteleuropäische Grundproblematik zu verweisen: Inwieweit wird das Andere in dieser Region akzeptiert und toleriert, im Vergleich wozu wird es überhaupt als solches wahrgenommen? Bei beiden Autoren offensichtlich im Vergleich zum „Österreichertum“ bzw. „Ungarntum“, zu jenem überspannten nationalen Identitätsbewußtsein, das aus den Ereignissen nach dem Ersten Weltkrieg, dem Zerfall der Monarchie und den Gebietsverlusten Ungarns entstanden ist. Man neigt in Ungarn nämlich zur Annahme, daß nur wir in diesem Krieg Gebiete verloren und Menschenopfer zu beklagen hätten ... Nach dem Krieg und der russischen Besatzung versuchte Österreich jedoch, die Verluste dadurch zu kompensieren, daß es sich zur Schmuckschatulle Europas entwickelte — bemüht darum, seine mitunter nicht ganz makellose Vergangenheit vergessen zu machen. Bernhard war nicht gewillt, sich an dieses Österreich anzupassen, aus der Position des radikalen Außenseiters warf er dem österreichischen Bürger mit beißendem Spott und mit Krausscher Unbarmherzigkeit die existentielle Grundtatsache an den Kopf: aller Glanz ist umsonst, alles ist von vornherein hoffnungslos, da wir sterblich sind. Imre Kertész' Grundeinstellung zum Leben gleicht der Bernhards: letzten Endes erwartet uns alle dasselbe — die Vergänglichkeit, jener Tod also, der bei Kertész Erlösung und eine Befreiung vom engen und beschränkenden Dasein verspricht.

Um diese Grundhaltung einer bewußt verweigerten Assimilation organisieren sich weitere, nicht weniger wichtige Motive der gedanklichen und schriftstellerischen Verwandtschaft zwischen Bernhard und Kertész: die unbarmherzige, an Karl Kraus erinnernde Offenheit, das Streben der Protagonisten nach Perfektion — im allgemeinen in ihrer Arbeit —, die Arbeit als Narkotikum, der Kampf gegen allgegenwärtige Vernichtung und die bedrückende, feindliche Natur, in der beide als „Untergeher“ leben.

Diese Verwandtschaft kommt auch auf formaler Ebene zum Ausdruck: Imre Kertész' Roman *Kaddisch* bedient sich durchaus Bernhardscher Verfahrensweisen: Innerer Monolog in der ersten Person Singular, rigoros systematisierter Redezwang, weitverzweigte Gedankengänge, krampfartige Zügelung des in strenge Schranken verwiesenen Geschehens. Bernhards Konjunktiv, der dem Ungarischen nicht nur grammatisch, sondern in seiner sprachlichen Grundstruktur völlig fremd ist, gebraucht Imre Kertész mit natürlicher Leichtigkeit; mit seinen langen, ineinandergreifenden Sätzen läßt er die Tradition der großen ungarischen Prediger des siebzehnten Jahrhunderts und der romanistischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts — von denen viele besser Deutsch als Ungarisch schrieben — wieder aufleben und versieht sie mit modernen philosophischen Inhalten.

Die Werke von Imre Kertész wie auch die von Thomas Bernhard sind im Grunde Variationen auf ein Thema: Auf unsere trotz allem gemeinsame Geschichte, auf die Tatsache, daß diese unsere Vergangenheit weder verleugnet noch umgeschrieben werden kann. Es hat den Anschein, als käme in ihren Werken eine Welt zum Ausdruck, die trotz der geschichtlichen Entwicklung in unterschiedlichen Kulturkreisen als das Ergebnis eines gemeinsamen Nenners aufgefaßt werden muß.

Anmerkungen

* Vgl. dazu: BAYER, WOLFGANG (Hrsg.): *Kontinent Bernhard. Zur Thomas-Bernhard-Rezeption in Europa*. Wien - Köln - Weimar: Böhlau Verlag 1995.

1. Folgende Werke von Thomas Bernhard sind ins Ungarische übersetzt:

Romane:

Fagy [Frost]. Budapest: Európa 1974; *A mészégető* [Das Kalkwerk]. Budapest: Magvető 1979; *Wittgenstein unokaöccse* [Wittgensteins Neffe]. Budapest: Magvető 1990; *Egy gyermek megindul* [Ein Kind]. Budapest: Ab ovo 1992; *Egy okkal több* [Die Ursache. Eine Andeutung]. Budapest: Ab ovo 1993; *A pince. Egy hátraarc* [Der Keller. Eine Entziehung]. Budapest: Ab ovo 1994; *Irtás* [Holzfällen]. Budapest: Ferenczy Kiadó 1994.

In Anthologien:

Midland Stilsben, Alsózás, Az erdőhatáron, Ungenach, A körgallér, Igen [Midland in Stilfs, Watten, An der Baumgrenze, Ungenach, Der Wetterfleck, Ja]. Budapest: Európa 1987; *A túlélő folyjegyzése* [Auswahl aus den Sammlungen *Der Stimmenimitator* und *Ereignisse*]. Budapest: Új Mandátum Könyvkiadó 1994.

Vereinzelte Veröffentlichungen:

Szegényházban [Im Armenhaus]. — In: *Nagyvilág* 1971/2; *Az erdőhatáron* [An der Baumgrenze]. — In: *Égtájak* 1973; *Francia követségi attasé* [Attaché an der französischen Botschaft]. — In: *Égtájak* 1973; *Esetek* [Ereignisse] (Auszüge). — In: *Nagyvilág* 1973/9; *A hangutánczó művész tanításai* [Der Stimmenimitator] (Auszüge). — In: *Nagyvilág* 1979; *Járás* [Gehen]. — In: *Ki volt Edgar Allen?* [Wer war Edgar Allen?]. Budapest: Európa 1982; *A szokás hatalma* [Die Macht der Gewohnheit]. — In: *Nagyvilág* 1974/12; *Minetti*. — In: *Nagyvilág* 1978/1; *Claus Peymann vásárol egy nadrágot* [C. P. kauft sich eine Hose ...]. — In: *Nagyvilág* 1978/1; *Claus Peymann és Hermann Beil a kocsonyaréten*. [C. P. und H. B. auf der Sulzwiese]. — In: *Nagyvilág* 1990/6/12; *Heldenplatz* (Auszüge). — In: *Nagyvilág* 1989/2.

2. NÉMETH, BÉLA G.: „létdilettantizmus“ ábrái [Zeichen des „Seinsdilettantismus“]. — In: *Nagyvilág* 1970/1, Ders.: *Idő és életterv* [Zeit und Lebenswurf]. — In: *Nagyvilág* 1971/3.
3. KURUCZ, GYULA: *Frost* (Buchbesprechung). — In: *Élet és irodalom* 1974/11. und KOMÁROMI, SÁNDOR: *Das Kalkwerk* (Buchbesprechung). — In: *Magyar Hírlap*, 2. 12. 1979.
4. BOR, AMBRUS: *Thomas Bernhard vagy a humanizmus sarkvidéke* [T. B. oder die Arktis des Humanismus]. — In: *Fagy* (Nachwort) 1974. und TANDORI, DEZSÓ: *A regény kényszerhelyzete* [Die Zwangslage des Romans]. — In: *A művészet* (Nachwort), 1979.
5. GYÓRFFY, MIKLÓS: *Thomas Bernhard prózájáról* [Die Prosa Th. B.-s]; *Önagyonbeszélők* [Die Sichselbsttotsprechenden]. — In: *Polgárok és művészek. Metszet a XX. századi német prózából*. Budapest: Tankönyvkiadó 1990.
6. BÁN, ZOLTÁN ANDRÁS: *Az örült és a tüdőbeteg* [Der Wahnsinnige und der Lungenkranke]. — In: *Holmi* 1990/8.
7. MÁTÉ, JÁNOS GYÖRGY: *Életünk és halálunk: Steinhof* [Unser Leben und Tod: Steinhof]. — In: *Hitel* 1990/23.
8. HALÁSZ, PÉTER: *Glenn Gould, a regényhős* [G. G. der Protagonist]. — In: *Muzsika*, Okt. 1992.
9. DERÉKY, JULIA: *Die Kunst des Kombinierens. Form und Fiktion der Zitate in der Prosa Péter Esterházy*. Diss. Wien 1991.
10. KERTÉSZ, IMRE: *Kaddis a meg nem született gyermekért*. Budapest: Magvető 1990.
11. SÁRMÁNY, ILONA: *Válságok virágkora — Bécs* [Blütezeit der Krisen — Wien]. — In: *Mozgó Világ* 1991/11.
12. KERTÉSZ, IMRE: *Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*. Berlin: Rowohlt 1992, S. 153f.

Zoltán Szendi (Pécs)

Fragezeichen der literarhistorischen Begriffsdeutung zur Jahrhundertwende

Es gilt als eine allgemeine Erfahrung, daß der Wandel der einzelnen literarhistorischen Begriffe oft in das innere Wesen der Problematik führt und so wichtige Zusammenhänge beleuchtet. Mindestens ebenso bekannt ist aber das völlige terminologische Chaos, mit dem wir uns bei fast einem jeden klärenden Versuch zu konfrontieren haben. Die Paradoxie ist zum Teil auf das notwendige (manchmal sogar unfruchtbare) Spannungsfeld zwischen der synchronischen und diachronischen Untersuchungsweise zurückzuführen, indem z. B. die geschichtliche Begriffsentfaltung oder -wandlung den „gleichen Nenner“ im voraus ausschließt. Um unsere Fragestellung zu präzisieren, möchten wir auf den Bedeutungsunterschied zwischen „Begriffsbildung“ und „Begriffsdeutung“ hinweisen. Mit ersterem Wort wird ja eher die Entstehungsgeschichte, mit letzterem aber die Nachgeschichte des Begriffes ausgedrückt. Im Falle der „Begriffsbildung“ sollten die zeitgenössischen Dichter und Literaten befragt werden, während bei der „Begriffsdeutung“ wir uns an die Literaturhistoriker wenden, um sie in unserer Ratlosigkeit zu Rate zu ziehen. Da wir oft nach solchen Erkundigungen noch ratloser geworden sind, haben wir uns vorgenommen, über die hier erfahrene Unzulänglichkeit der Literaturgeschichte Rechenschaft abzulegen, um mindestens etwas mehr Einsicht zu gewinnen, wo die Grenzen des Erkenntnishorizontes in den einzelnen Studien und wo sie in unserem Fachgebiet selbst zu suchen sind.

Viktor Žmegač, von dessen grundlegender Arbeit — *Zum literarhistorischen Begriff der Jahrhundertwende* — unsere Überlegungen manche Anregungen bekommen haben, weist gleich zu Beginn seiner Abhandlung auf den „Stilpluralismus“ um die Jahrhundertwende hin:

Die Epoche um 1900 erscheint nicht erst im literarhistorischen Rückblick als die Zeit eines literarischen und künstlerischen Stilgemenges. Bereits bei den Zeitgenossen setzte sich die Erkenntnis durch, die Gegenwart sei in einem bisher ungewohnten Maße durch ein Nebeneinander und Gegeneinander unterschiedlicher ästhetischer Bestrebungen gekennzeichnet.¹

Žmegač untersucht die Koexistenz der sogenannten „Ismen“ aus verschiedenen Aspekten, bezweifelt aber keineswegs ihre Gültigkeit. Nicht so einer der am meisten Betroffenen, Hugo von Hofmannsthal, der die *Fin-de-siècle*-Begriffe kategorisch ablehnt:

Ich höre des öfteren, man nennt irgendwelche Bücher naturalistische und irgendwelche psychologische und andere symbolistische und noch andere

ebenso nichtssagende Namen. Ich glaube nicht, daß irgend eine dieser Bezeichnungen den leisesten Sinn hat für einen, der zu lesen versteht.²

Da wir ungern zugeben würden, daß wir nicht „zu lesen verstehen“, müssen wir eine Erklärung für diese pauschale Erledigung unserer wissenschaftlichen Bemühungen finden. Die unmittelbare Ursache steckt wohl in dem (sonst verständlichen) Unbehagen des berühmten Dichters jedem Versuch gegenüber, der seine vollkommene Individualität in Frage stellen könnte. Eine jegliche Einordnung bedeutete für ihn ja, einer in einer Reihe von anderen zu sein. Das Problem ist natürlich allgemeiner zu verstehen. Es bezieht sich gewiß auf alle verallgemeinernden Charakterisierungen der Genien — mindestens seit der Ichbetonung der Romantik. Denn es gibt wahrscheinlich kaum einen Schöpfer, der die literarhistorischen Etiketten — offen oder im geheimen — nicht hassen bzw. verachten würde. Auch wenn er genau weiß, daß in den Monographien und Einzeldarstellungen (Werkanalysen) die unwiederholbaren Eigentümlichkeiten seiner Kunst mit demselben Fleiß bewiesen werden.

Unabhängig aber von der psychologisch verständlichen Abneigung der Dichterpersönlichkeit, bleibt doch die Frage: Was haben uns diese „nichts-sagenden Namen“ zu sagen? Sie ermöglichen uns vor allem eine globale Orientierung, sie bieten dem analytischen Geist Vergleichsmöglichkeiten, mit deren Hilfe wir sowohl zu dem Individuum als auch — in der entgegengesetzten Richtung — zu einer möglichen Typologie kommen können. Sollte gerade Hofmannsthal davon nichts gewußt haben, daß die von ihm erwähnten Begriffe keine leeren Abstraktionen, sondern aus konkreten Erscheinungen abgeleitete Kategorien sind?

Die echten Probleme sehen wir allerdings in der oft lückenhaften bzw. „großzügigen“ Behandlung des „Stilpluralismus“ in manchen Literaturgeschichten. Diese Schwierigkeiten sind meistens auf die folgenden Fehler zurückzuführen.

1. Die Begriffe werden einfach nebeneinander aufgezählt, ohne jeden Versuch, sie nach irgendwelchen Kriterien zu ordnen. Sind etwa Dekadenz und Ästhetizismus genau solche Stilskategorien wie z. B. Impressionismus und Symbolismus? Sind sie nicht viel mehr übergreifendere Benennungen, die den meisten „Ismen“ in der Epoche zugehören können und als Begleiterscheinungen deren Bedeutungsinhalt erweitern? Andererseits könnte man auf logische Weise den sogenannten „Satanismus“ dem Begriff Dekadenz als dessen möglichen konstitutiven Teil höchstwahrscheinlich unterordnen. Für die Unterscheidung ist es also wichtig, klar zu machen, daß in allen diesen Begriffen eine Grundbedeutung involviert ist, die eine bestimmte Verhaltensweise ausdrückt. Sie sind zwar selbständige Kategorien, und als solche auch in dem allgemeineren Sprachgebrauch anwendbar, sind aber mit den Stilrichtungen doch nicht gleichzusetzen, weil sie über keine selbständigen Stilmerkmale verfügen. Die spezifischen Verhaltensweisen beziehen sich nämlich auch auf

die gesellschaftliche Kommunikation und beschränken sich keineswegs nur auf den Bereich der Kunst und der Literatur.

2. Anderswo tauchen solche „Ismenbegriffe“ auf, deren Selbständigkeit kaum beweisbar ist. Ist der Dekorativismus z. B. nicht eher eine Analogkonstruktion, die aus einem — zweifellos wichtigen — Attribut des Jugendstils substantiviert wurde? Richard Hamann und Jost Hermand verwenden diesen Begriff in ihrem sonst beachtenswerten Buch — *Stilkunst um 1900* — mit einer unausgesprochenen, aber bei der Beschreibung doch fast direkten Bezugnahme auf den Jugendstil.³

3. Nicht selten begegnen wir ferner schön klingenden, aber eigentlich willkürlichen Begriffsbildungen, die uns wegen ihrer nichtssagenden Bedeutungsinhalte überhaupt nicht weiterhelfen, ja sogar uns beirren. So z. B. in dem *Abriß der deutschen Literaturgeschichte* von Fritz Schmitt und Jörn Göres die floskelartige Zusammensetzung „neuer Humanismus“.⁴ Wenn wir nämlich annehmen, daß die Literatur und die Kunst ohne jeglichen Auftrag fortwährend nur von humanistischen Aufgaben erfüllt ist und mit dem Ausdruck „neu“ das immer gerade Aktuelle abgedeckt werden kann, dann hat eben dieses Etikett wirklich keinen Sinn.

Den Begriff „Neoimpressionismus“ mit den wichtigsten literarischen Beispielen aus den frühen Gedichtsammlungen Georges finden wir in der schon vorher erwähnten Arbeit von Hamann und Hermand.⁵ Mit dieser Benennung wird schon die weiter periodisierende Absicht innerhalb des Impressionismus ausgedrückt. Die Verfasser haben insofern sicher recht, daß sie verdeutlichen wollen, der Impressionismus ist keine einheitliche Richtung. Gibt es aber eine, von der wir das nicht behaupten könnten? Sogar um die Jahrhundertwende, wo sich die einzelnen Richtungen und Strömungen auf relativ kurze Zeitdauer beschränkt haben, wäre es durchaus möglich, innerhalb jeder Richtung zwischen den kürzeren Zeitphasen neue Zäsuren zu setzen oder die gleichzeitigen und homogeneren Erscheinungen mit neuen Titeln zu versehen. Wo sind dann aber die Grenzen dieses „individualisierenden“ Prozesses?

4. Die unberechtigten / unbegründeten Begriffserweiterungen bereiten nicht nur den Laien, sondern auch den Experten ähnliche Schwierigkeiten. Wir kennen allerdings dieses Problem allzu gut. Welcher Literaturwissenschaftler würde sich nicht an die uferlose Diskussion über den „uferlosen Realismus“ erinnern? Die heftige Debatte hat sich dann endlich erschöpft, der Hang zu den „ewigen“, allgemeingültigen Termini ist aber geblieben. Auch wenn die einzelnen Stilelemente von den meisten Stilepochen und Stilrichtungen bereits in früheren Zeiten oder gerade jederzeit vorzufinden sind, berechtigt es jene literaturwissenschaftliche Praxis kaum, die die geschichtlichen Kategorien einfach „entlehnt“. Durch diese seltsame Verdoppelung der Begriffe werden die auch sonst oft unsicheren Trennungslinien noch verschwommener. Um bei unsrer Epoche zu bleiben: Arnold Hauser spricht z. B. über

„vorgeschichtlichen Naturalismus“,⁶ J. Hermand aber geradezu über „Naturalismen“, die überall entstünden,

wo man in fortschrittlich gesinnten Kreisen hinter der Stagnation einer künstlerischen Entwicklung die ideologische Endphase einer bestimmten Gesellschaftsschicht wittert, der man die Formlosigkeit der unbeschränkten Wahrheit entgegenzusetzen versucht.⁷

Nach dieser Auffassung „spricht man von einem ‘Naturalismus des frühen 15. Jahrhunderts’, einem ‘barocken Naturalismus’ und einem ‘Sturm-und-Drang-Naturalismus’“. ⁸ Um die Konfusion noch zu vervollkommen, meint er mit dem Wort „Naturalismus“ „keine Epochenbezeichnung wie Rokoko, Biedermeier oder Jugendstil“. ⁹ Seit wann avancierte der Jugendstil zur „Epochenbezeichnung“?

5. Die bisher erwähnten problematischen Fälle der Begriffsdeutungen sind hauptsächlich auf die inkonsequenten Verfahren unserer Wissenschaft zurückzuführen. Es gibt aber eine ganze Reihe von Unklarheiten und Unsicherheiten, die vermutlich zum Teil oder sogar größtenteils aus dem untersuchten Gegenstand selbst stammen, der sich vor dem forschenden Blick immer wieder verschleiert. Zu viele Literaturwissenschaftler, die sich mit dieser Epoche befassen, „kapitulieren“ deshalb vor der Aufgabe der Trennung zwischen den einzelnen „Ismen“. So verzichtet z. B. Lukács im voraus auf die Behandlung der „verschiedenen Überwindungen des Naturalismus“:

Nicht nur weil die Übergänge sehr gleitend sind und das Wesentliche nicht zum Ausdruck bringen; die wirklich bedeutenden Gestalten der Vorkriegszeit lassen sich hierbei viel weniger organisch einordnen als der junge Hauptmann in den Naturalismus.¹⁰

Der Philosoph liefert zumindest eine „ideologische Begründung“ (oder eher eine Rechtfertigung?) der literarhistorischen Hilflosigkeit. Aber daß der von ihm erwähnte „objektive Grund“ zur Erklärung wirklich genügt, ist schwer zu glauben:

Das Ineinander-Übergehen der Richtungen hat seinen objektiven Grund in einer gewissen inneren Einheitlichkeit der wilhelminischen Periode von der Zeit an, als sie ihre Anfangskrise überwunden hat, bis zum Ausbruch des Weltkrieges.¹¹

Immer wieder werden die zwei Richtungen „Naturalismus“ und „Impressionismus“ miteinander verknüpft. In der Formulierung Arnold Hausers: „Die Grenzen zwischen Naturalismus und Impressionismus sind fließend; die beiden Richtungen lassen sich voneinander weder geschichtlich noch begrifflich genau scheiden.“¹² Nach Emil Ermatinger soll der Naturalismus im Impressionismus gegipfelt haben.¹³ Und auf ähnliche Weise ist bei Salzer der Impressionismus „im Grunde nur ein verfeinerter und gesteigerter Naturalismus“.¹⁴

„Für Franz Mehring waren Impressionismus und Naturalismus noch völlig gleichsinnige Kunstrichtungen“ — schreibt Manfred Diersch. „Inzwischen hat es sich in der Literaturgeschichtsschreibung eingebürgert, den Impressionismus als eine der ihn ablösenden Strömungen dem Naturalismus historisch nachzuordnen.“¹⁵ Das zeitliche Nacheinander ist an sich noch kein Beweis für die Autonomie beider Richtungen. Nicht gesprochen davon, daß wir genügend Beispiele für das gleichzeitige Erscheinen naturalistischer und impressionistischer Werke heranziehen können. Einen viel wichtigeren und überzeugenderen Beleg sehen wir in den völlig unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Grundlagen beider Richtungen. Während die des Naturalismus vor allem im Positivismus zu suchen sind, lehnt sich der Impressionismus an die Philosophie von Ernst Mach an.¹⁶ Kaum ist ferner die These Bortenschlagers über „eine Wendung vom Objekt (Naturalismus) zum Subjekt (subjektiver Eindruck – Impressionismus)“ zu widerlegen.¹⁷

Besonders problematisch ist die häufige Anwendung der Stilrichtungskategorie „Neuromantik“. Wir ärgern uns über diesen offensichtlichen Mißbrauch gern mit Werner Milch, der feststellt: „Zu dieser Neuromantik wird in buntem Durcheinander gezählt, was alles an Literaturströmungen und Einzelwerken sich gegen den Naturalismus stellt [...]“¹⁸ Wir schließen uns weiterhin auch der Vorstellung desselben Autors an, nach der die Neuromantik „als Neubelebung romantischen Denkens“ und unter den zahlreichen Richtungen nur als „ein schmaler Sektor“ zu verstehen wäre.¹⁹ Vielleicht weniger „großzügig“, aber genauso verfehlt ist, den Symbolismus und die Neuromantik als Synonyma zu benutzen. Karl Propst gibt eine Erklärung für die Verwechslung beider Richtungen an: „Der Symbolismus fällt zusammen mit einem Wiederaufleben von romantischen Tendenzen, weshalb die ganze Richtung auch als Neuromantik bezeichnet wird [...]“²⁰ Paul Hoffmann versucht auch, die zwei Begriffe voneinander zu trennen:

Im Gegensatz zum Begriff Neuromantik mit seinen primär thematischen Kriterien und seinem Bezugspunkt in der Vergangenheit, ist der Symbolismus durch seine klare Bestimmbarkeit nach formalen Merkmalen und durch das Bewußtsein seines Neuansatzes gekennzeichnet.²¹

Die wichtigsten Fragen hinsichtlich des Jugendstils scheinen für uns außerordentlich kompliziert zu sein. Inwiefern können wir über den Jugendstil als selbständige literarische Richtung — ähnlich dem Naturalismus oder dem Symbolismus — sprechen? „Die Verbindung mit der Literatur ist durch den Buchschmuck gegeben [...] Die Übertragung auf den dichterischen Bereich läßt sich in Analogien herstellen“ — heißt es bei Adalbert Schmidt.²² Es fragt sich aber, wieweit „der Aspekt des Kunstgewerblich-Ornamentalen“ in der Literatur ausreicht.²³ Neben den stilistischen Merkmalen stützt man sich eher auf bestimmte Themen und Motive, die als typisch jugendstilartig anerkannt werden (z. B. das Tanz- und Frühlingsmotiv).²⁴ Sind nun die hier gefeierten Frühlingsgefühle und Entzückungen der Lebensfreude Ausdrücke des Fin de

siècle, „das Spiegelbild einer letzten Euphorie des Schönen“,²⁵ oder die Ankündigung eines neuen Lebens? Die bis in unsere Zeit gegebenen Antworten sind diametral entgegengesetzt. Nach Jost Hermand ist der Jugendstil

keine Revolte [...], sondern läßt sich nur aus dem autistischen Narzißmus des Fin de siècle verstehen. Weltanschaulich betrachtet, huldigt er demselben Ästhetizismus wie die betont dekadenten, symbolistischen und neuromanischen Strömungen der Jahrhundertwende [...]²⁶

Edelgard Hajek läßt die Frage, „ob Wende oder Ende“, mit dem triftigen Argument offen, daß sie meist darauf zurückgehe, „ob die fortschrittlich vorwärtsweisenden oder die fortschrittsfeindlich in sich kreisenden Tendenzen für den Jugendstil beansprucht werden“.²⁷

6. Der Licht suchende Blick wird schließlich durch krasse Werturteile gestört. Die Jahrhundertwende scheint nicht nur im ästhetischen Bereich, sondern auch in ethischen Wertbeziehungen eine Wasserscheide zu bilden, deren Falle auch die Literaturwissenschaftler nicht immer entkommen können. Die verschiedenen Richtungen kristallisieren sich unter diesem Gesichtspunkt um zwei Paradigmen. Das eine konstituieren die realistischen und naturalistischen Tendenzen, das andere die Fin-de-siècle-Richtungen par excellence, die den ethischen Sammelbegriff „Dekadenz“ erhalten. Bei jenem wird die „wahre Welt“, die entblößte Wirklichkeit, bei diesem die Traumlandschaft der ästhetischen Sphären versprochen. Der homo aestheticus sieht sich nicht zur Entscheidung genötigt, der homo moralis fühlt sich aber zur Entscheidung verpflichtet. So weist Salzer auf den „Entartungscharakter“ der Dekadenz hin:

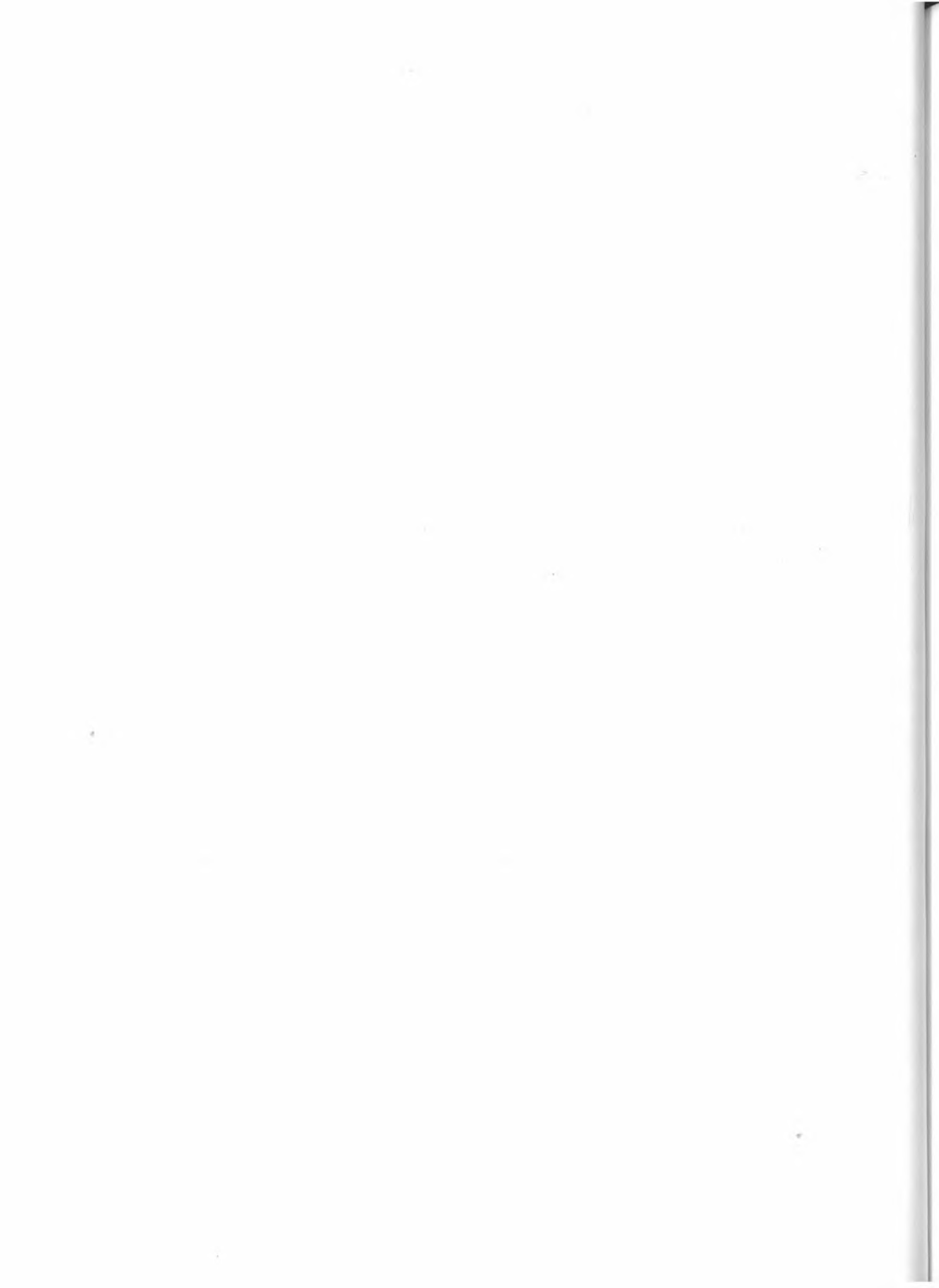
Die Dichter und Schriftsteller dieser Richtung behandeln nicht mehr gesunde und natürliche Verhältnisse, entdecken dafür jeden faulen Fleck, den sie als etwas Interessantes mit geheimer Lust und leisem Grauen beleuchten, richten ihr Augenmerk vor allem auf die Sünde, um mit ihr zu tändeln und sie mit einer Glorie zu umkleiden [...]²⁸

Die Moralisten geben auch auf die ästhetische Herausforderung des Kunstwerkes eine moralische Antwort, weil sie diese Provokation als ethischen Wahlzwang erleben. Ob diese inadäquate Antwort in der Literaturwissenschaft berechtigt ist, das soll hier unser letztes Fragezeichen bleiben.

Anmerkungen

1. ŽMEGAČ, VIKTOR: *Zum literarhistorischen Begriff der Jahrhundertwende*. — In: ŽMEGAČ, V. (Hrsg.): *Deutsche Literatur der Jahrhundertwende*. Königstein/Ts. 1981, S. IX.
2. HOFMANNSTHAL, HUGO VON: *Der Dichter und diese Zeit*. — In: BILLEN, JOSEF – KOCH, HELMUT H. (Hrsg.): *Was will Literatur?* Bd. 1. Paderborn 1975, S. 265.
3. HAMANN, RICHARD – HERMAND, JOST: *Stilkunst um 1900*. Berlin 1967, S. 344-345.
4. SCHMITT, FRITZ – GÖRES, JÖRN: *Abriss der deutschen Literaturgeschichte in Tabellen*. Frankfurt am Main 1969. S. 192-206. (In dem XII. Kapitel *Neuer Humanismus* sind die folgenden Untertitel bzw. Begriffe zu finden: A. Umwertung der Werte, B. Der Sym-

- bolismus, C. Das Werk Hugo von Hofmannsthal, D. Mythos und kosmische Dichtung, E. Neue Klassik und Romantik)
5. HAMANN, RICHARD – HERMAND, JOST, a. a. O. S. 215.
 6. HAUSER, ARNOLD: *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. München 1969, S. 2.
 7. HERMAND, JOST: *Der Schein des schönen Lebens. Studien zur Jahrhundertwende*. Frankfurt/M. 1972, S. 26.
 8. Ebd.
 9. Ebd.
 10. LUKÁCS, GEORG: *Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur*. Darmstadt und Neuwied 1975, S. 170.
 11. Ebd.
 12. HAUSER, ARNOLD, a. a. O. S. 927.
 13. ERMATINGER, EMIL: *Deutsche Dichter 1700-1900. Eine Geistesgeschichte in Lebensbildern*. Teil I-II. Bonn 1949, S. 578.
 14. SALZER, ANSELM: *Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*. Vierter Band: *Vom neuen „Sturm und Drang“ bis zur Gegenwart*. Erster Teil. Regensburg 1931, S. 1583.
 15. DIERSCH, MANFRED: *Empiriokritizismus und Impressionismus. Über Beziehungen zwischen Philosophie, Ästhetik und Literatur um 1900 in Wien*. Berlin 1973, S. 6.
 16. SCHMIDT, ADALBERT: *Literaturgeschichte unserer Zeit*. Salzburg – Stuttgart 1968, S. 47.
 17. BORTENSLAGER, WILHELM: *Deutsche Literaturgeschichte*. Bd. 1. *Von den Anfängen bis zum Jahr 1945*. Wien 1986, S. 355.
 18. MILCH, WERNER: *Ströme, Formeln, Manifeste*. Marburg/Lahn 1949, S. 24-25.
 19. Ebd. S. 25.
 20. PROPST, KARL: *Geschichte der deutschen Literatur*. Wien 1974, S. 87.
 21. HOFFMANN, PAUL: *Symbolismus*. München 1987, S. 18.
 22. SCHMIDT, ADALBERT, a. a. O. S. 85.
 23. Ebd.
 24. Vgl. HERMAND, JOST (Hrsg.): *Lyrik des Jugendstils. Eine Anthologie*. Stuttgart 1990.
 25. Schmidt, Adalbert, a. a. O. S. 85.
 26. HERMAND, JOST (Hrsg.): *Lyrik des Jugendstils*, a. a. O. S. 64.
 27. HAJEK, EDELGARD: *Literarischer Jugendstil. Vergleichende Studien zur Dichtung und Malerei um 1900*. Düsseldorf 1971, S. 11.
 28. SALZER, ANSELM, a. a. O. Dritter Band: *Von den Freiheitskriegen bis zum neuen „Sturm und Drang“*. Regensburg 1927. S. 1388.



Éva Tőkei (Budapest)

Ästhetik und Politik bei Georg Lukács.

Allegorie und Modernismus versus Realismus

Einführung

Der Begriff der Allegorie wird häufig in sehr verschiedenen Bedeutungen benutzt, ohne den Ursprung und Kontext dieser Unterschiede zu berücksichtigen. Jede Theorie der Allegorie entfaltet sich aus einer bestimmten Philosophie und Ideologie, wobei der traditionelle Wortgebrauch überwunden wird. Im Folgenden wird ein Kapitel der Geschichte dieses Begriffs untersucht.

Im 18. Jahrhundert wurden Allegorie und Symbol in der deutschen Literatur noch nicht deutlich unterschieden.¹ Allegorie bedeutete fast alle dichterischen Ausdrucksweisen, hatte also eine viel allgemeinere Anwendung als heute. Im Gegenteil dazu wurde Symbol erst am Ende des 18. Jahrhunderts, d. h. nach Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790), ein Begriff ästhetischer Terminologie. Bevor es in der Romantik ein Modewort wurde, war es in drei Bedeutungen vorgekommen: 1. Ein abstraktes, eindeutiges Zeichen des logischen Erkennens im Gegensatz zur intuitiven, künstlerischen Erfahrung (seit der Aufklärung). 2. In den bildenden Künsten alle konventionellen Zeichen mit abstrakter Bedeutung (seit der Renaissance). 3. Schon seit der Antike wurde es auch in einem mythischen und religiösen Sinne gebraucht. Die romantische Kunsttheorie wurde durch diese dritte Bedeutung beeinflusst und projizierte religiöse Kategorien auf die Kunst.

Die traditionelle Anerkennung der Allegorie seit der Antike wurde durch den Gefühlskult der Empfindsamkeit unterbrochen. Der ästhetische Sensualismus benötigte keine intellektuelle, sondern emotionale Wirkung seitens des Kunstwerkes, was zu einer klaren Unterscheidung bewußter und unbewußter künstlerischer Produktion, minderwertiger logischer Illustration und höherwertigen natürlich-organischen Kunstschaffens führte.

Parallel mit der Abwertung der Allegorie kam ein neuer Symbolbegriff zustande. Das Wesentliche dabei war, daß die Idee in dem mit der Erscheinungswelt eng verbundenen Bild vorhanden ist. Das bedeutet nichts anderes als die Einheit von Form und Bedeutung.

Die Begriffe Allegorie und Symbol wurden von Goethe und Heinrich Meyer in *Über die Subjekte der bildenden Künste* (1797) und von Schelling in *Philosophie der Kunst* (1802) behandelt und in ihrer klassischen Form von Goethe in *Maximen und Reflexionen* (1823-29) formuliert:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere ist aber eigentlich die Natur der Poesie: sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.²

Diese Terminologie und diese Unterscheidung wurden im allgemeinen von denjenigen aufgegriffen, die das Symbol in diesem neuen Sinne als die höchste künstlerische Leistung betrachteten, d. h. von Denkern, die die klassische Tradition fortsetzten, aber nicht die von Hegel, Schopenhauer und den Romantikern. (Benjamin ist eine interessante Ausnahme, er bediente sich nämlich der Terminologie — aber ohne Ablehnung der Allegorie — und stand sowohl der klassischen als auch der romantischen Kritik skeptisch gegenüber.) Goethe, der die Besonderheit als grundlegende Kategorie der Kunst setzte, lehnte die Allegorie wegen ihrer Klarheit ab, die er mit Gefrorenheit identifizierte.

Der Ausdruck kommt auch bei Hegel vor, obwohl bei ihm Allegorie und Symbol nicht als Thesis und Antithesis einander gegenüber-, sondern eher in einem metonymischen pars-pro-toto Verhältnis stehen. Hegel behandelte die Allegorie im Rahmen des Kapitels über symbolische Kunst und benutzte das Wort in einem ziemlich formalen Sinne, wobei Allegorie im Grunde als eine mögliche symbolische Darstellungsweise betrachtet wurde, als eine derjenigen „Vergleichungen, welche in der Verbildlichung mit der Bedeutung den Anfang machen“. In seinem philosophischen System, das in dem gesetzten Übergang aus dem Sinnlichen in das Geistige begründet ist, ist das Symbolische selbst eine Vorstufe der Kunst. Allegorie ist bloß eine der symbolischen Formen, nichts weiter als der Übergang zwischen dem Rätsel und den eigentlichen „Vergleichungen“, der Metapher, dem Bild und dem Vergleich. Sie ist vom Rätsel und von der Verhüllung des Vergleichs verschieden, indem sie nach voller Klarheit strebt. Da das eigentliche Symbol an sich rätselhaft ist, bleibt die Möglichkeit einer Gegenüberstellung von Allegorie und Symbol offen, sie wird aber nicht ausgenutzt. Es gibt aber bei Hegel eine andere Gegenüberstellung: die der symbolischen und der klassischen Kunststufe, die in ihrer Tendenz dem Goetheschen Gedanken nicht widerspricht.³

Die romantischen Symboltheorien ignorieren oder lehnen diese Gegenüberstellung ab, berücksichtigen ausschließlich den Inhalt, und bedienen sich des Wortes Hieroglyphe (das sowohl vor als auch während der Klassik pejorativ klang) in bezug auf das Göttliche in einem absolut positiven Sinne. Die Allegorie wurde von Creuzer und Solger als eine vom Symbol zwar grundsätzlich verschiedene, dennoch genauso wertvolle Form rehabilitiert und neu definiert. Während Lukács sich zur Goetheschen Tradition bekennt, scheint Benjamin den letzteren Weg zu gehen, wobei er aber seine Gedanken ebenfalls aus der Auseinandersetzung mit der klassischen Gegenüberstellung entfaltet. Da man in der Literaturwissenschaft bis heute immer wieder den Auseinander-

setzungen mit diesen zwei Tendenzen begegnet, scheint es nicht ohne Nutzen zu sein, ihren Kontext (ihren Horizont, ihre ontologische Basis) zu untersuchen.

1.

Es besteht die Gefahr, daß die nicht selten unglückliche und unkritische Anwendung der klassischen Unterscheidung jede darauf basierende Theorie diskreditiert, besonders wenn diese Theorie selbst so oft mißbraucht wurde wie die des Realismus. Aber einige neuere Tendenzen, welche die angebliche 'Unschuld' von Literatur und Theorie unter die Lupe nehmen, ermutigen einen, durch die Darstellung der Berührungspunkte zwischen verschiedenen ideologischen Haltungen, eine 'détente' auch auf dem Gebiet der Terminologie zu versuchen. Das Wesen von Lukács' Annäherung ist gerade der Pragmatismus, die ontologische Fundiertheit und Zielsetzung jeder Theorie. Deshalb sollen alle der zahlreichen grundlegenden Fragen seines zweifellos einflußreichen Lebenswerkes im Licht des Ganzen untersucht und aufgrund dieser Zielsetzung beurteilt werden.

Lukács entwickelte seinen Allegoriebegriff im Kapitel *Allegorie und Symbol* seiner *Ästhetik*⁴ (1957-62), d. h. in der letzten Schaffensperiode, während seine bekannte Realismusdebatte mit Brecht in den 30er Jahren stattfand. Aber weder endete die Realismusdebatte in den 30er Jahren, noch nahmen die dem Allegoriebegriff zugrunde liegenden ästhetischen Überlegungen erst in den 50er Jahren ihren Ansatz. Der enge theoretische Zusammenhang beider Problemkomplexe erlaubt, sie in bezug aufeinander zu behandeln.

In den 30er Jahren entwickelte Lukács seine Unterscheidung von Realismus und Naturalismus als Teil seiner Polemik gegenüber der modernen europäischen Literatur (Modernismus). Er definierte den Realismus als eine literarische Darstellungsweise, die gesellschaftliche Objekte in ihrer Entfaltung, d. h. als Produkte menschlicher Handlung erfaßt, während sie im Naturalismus und Modernismus als abgeschlossene, materialisierte Substanzen erscheinen. Daher der Unterschied zwischen ihren grundlegenden Methoden: Erzählung versus Beschreibung, die Darstellung von individuellen Charakteren innerhalb der Gesellschaft als sich änderndem Ganzen versus die von unmittelbaren empirischen Erfahrungen als endgültig gegebene und unveränderbare. Die Kernfrage ist, ob die Welt als dem Menschen verständlich und durch menschliche Handlung veränderbar aufgefaßt wird, oder nicht.

Lukács griff sogar Brechts frühe Lehrstücke wegen ihrer viel zu offensichtlichen Tendenz als nicht realistisch an, entdeckt aber in dessen späteren Werken eine Annäherung an das Shakespearsche Modell.⁵

Lukács betont die Wichtigkeit des kunsthistorischen und philosophischen Kontextes von Goethes Theorie: die Polemik gegen die Romantik und deren

politische Implikationen. Das erklärt seine Absicht, den realistischen Charakter der symbolischen Gestaltungsweise hervorzuheben:

Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als *lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen*.⁶

Der Unterschied zwischen Allegorie und Symbol steckt im logischen Element des poetischen Bildes, daß heißt im Unterschied zwischen **Begriff** und **Idee**:

Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei. Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe.⁷

Lukács betrachtet die Einführung der anthropomorphisierenden und de-anthropomorphisierenden Darstellungsweisen in die klassische deutsche philosophische Terminologie als Goethes ästhetisch und theoretisch grundlegendste Erneuerung. Auch er nimmt die Besonderheit als eigentliche Sphäre der Kunst an. Der **Begriff** — und mit ihm die Allegorie — scheitern in beiden Bezügen:

Der Begriff bleibt nämlich immer klar begrenzt, und als solcher ist er in der Allegorie aufzubewahren; d. h. er bestimmt — man könnte sagen, definitionsmäßig — ein für allemal und eindeutig Inhalt und Umfang des von ihm determinierten Gegenstandes.⁸

2.

Benjamin geht in seinem *Ursprung des deutschen Trauerspiels* (1925) von derselben Goetheschen Unterscheidung aus, er lehnt aber das auch von Schopenhauer vertretene Vorurteil über „ein konventionelles Verhältnis zwischen einem bezeichnenden Bilde und seiner Bedeutung“⁹ ab:

Es ist, mit einem Wort, die Denunzierung einer Ausdrucksform, wie die Allegorie sie darstellt, als einer bloßen Weise der Bezeichnung. Allegorie — das zu erweisen dienen die folgenden Blätter — ist nicht spielerische Bildertechnik, sondern Ausdruck, so wie Sprache Ausdruck ist, ja so wie Schrift.¹⁰

Er unterscheidet die Allegorie des Mittelalters und die moderne Allegorie, die sich im 16. Jahrhundert (Humanismus und Barock) entfaltete. In der Barockzeit ist Natur die emblematische (allegorische) Darstellung ihrer Bedeutung, ein für allemal unterschieden von ihrer historischen Realisation. Im Gegensatz zu sowohl der christlich-mittelalterlichen Allegorie als auch der davon ganz verschiedenen Teleologie der Aufklärung, wo Natur menschliches Glück erstrebt, drücken Barock und später Romantik das Fehlen der Totalität, der Freiheit, die Unvollständigkeit der Natur aus. Er begreift Zerstückelung, die Verletzung von Gesetz und Ordnung, als Hauptmerkmal der Allegorie:

Die allegorische Physiognomie der Natur-Geschichte, die auf der Bühne durch das Trauerspiel gestellt wird, ist wirklich gegenwärtig als Ruine. Mit ihr hat sinnlich die Geschichte in den Schauplatz sich verzogen. Und zwar prägt, so gestaltet, die Geschichte nicht als Prozeß eines ewigen Lebens, vielmehr als Vorgang unaufhaltsamen Verfalls aus. Damit bekennt die Allegorie sich jenseits von Schönheit. Allegorien sind im Reiche der Gedanken was Ruinen im Reiche der Dinge. Daher denn der barocke Kultus der Ruine.¹¹

Aus demselben Grunde erlangten Leiche und Nacktheit in der Kunst und in der allegorischen Exegese von klassischen Werken einen emblematischen Charakter. Jede Einzelheit soll die Unerfülltheit des Lebens repräsentieren. Für Benjamin ist Allegorie die Darstellung der existierenden Natur, die sich ein für allemal von ihrer Bedeutung unterscheidet, oder, mit anderen Worten, der Zusammenbruch und zur gleichen Zeit der Kampf für Ewigkeit:

Die Allegorie ist am bleibendsten dort angesiedelt, wo Vergänglichkeit und Ewigkeit am nächsten zusammenstoßen.¹²

Er weist darauf hin, daß diese Gattung im ethischen Fatalismus wurzelt:

Die allegorische Anschauung hat ihren Ursprung in der Auseinandersetzung der schuldbeladenen Physis, die das Christentum statuierte, mit einer reineren *natura deorum*, die sich im Pantheon verkörperte.¹³

Der abstrakte Charakter der Allegorie — der gemeinsame Nenner bei Benjamin und Lukács — ist direkt vom abstrakten Charakter der christlichen Religion selbst abzuleiten. Das wird — und hier trennen sich die beiden Gedankengänge voneinander — von Benjamin auf die Sprache im allgemeinen projiziert:

Im Sündenfall selbst entspringt die Einheit von Schuld und Bedeuten von dem Baum der 'Erkenntnis' als Abstraktion. In Abstraktionen lebt das Allegorische, als Abstraktion, als ein Vermögen des Sprachgeistes selbst, ist es im Sündenfall zu Hause. Denn gut und böse stehen unbenennbar, als Namenlose, außerhalb der Namensprache, in welcher der paradiesische Mensch die Dinge benannt hat und die er im Abgrund jener Fragestellung verläßt. Der Name ist für Sprachen nur ein Grund, in welchem die konkreten Elemente wurzeln. Die abstrakten Sprachelemente aber wurzeln im richtenden Wort, dem Urteil. Und während mit dem irdischen Gericht sich tief die schwanke Subjektivität des Urteils mit Strafen in der Wirklichkeit verankert, kommt in dem Himmlichen der Schein des Bösen ganz zu seinem Recht. [...]

Im Weltbild der Allegorie also ist die subjektive Perspektive restlos einbezogen in die Ökonomie des Ganzen.¹⁴

3.

Der Zusammenhang zwischen Allegoriebegriff und Realismustheorie bei Lukács geht auch aus seiner Benjamin-Interpretation klar hervor. Er stimmt mit Benjamins Kritik der romantischen Ästhetik und Philosophie überein. Allegorie ist für Lukács mit dehumanisierter Abstraktion identisch:

Benjamins Analyse geht also von der fundamentalen Verschiedenheit der Verhaltensweisen der Menschen zur Wirklichkeit in der allegorischen und symbolischen Darstellungsart aus. Indem er Unklarheiten der romantischen Kunstdenker in dieser Frage einer scharfen Kritik unterwirft, lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, daß die allegorische Betrachtung in ihrer letzten Intention auf einer Störung beruht, die das anthropomorphisierende Verhalten zur Welt, das Fundament der ästhetischen Widerspiegelung zersetzt.¹⁵

Dieser grundlegende Ausgangspunkt eines anthropomorphisierenden Verhaltens gegenüber der Welt (die Welt als anthropomorph zu erfassen und darzustellen) dominiert von seinen frühen ästhetischen und politischen Schriften bis zu seinen beiden späten Synthesen, der **Ästhetik** und der **Ontologie**. Diese Annahme kennzeichnet auch seine Zusammenfassung der Technik der romantischen Kritik:

[...] sogar solche Autoren und Werke werden als allegorische interpretiert, in denen die Vorherrschaft der realistischen Symbolik eindeutig ist.¹⁶

Darin erscheint nicht nur der philosophische, nichtformalistische Charakter, sondern auch der anthropologische Rahmen seines Denkens.

Wenn Lukács bei der Behandlung der Allegorie beim Realismusproblem anlangt, so wendet er sich zur Allegorie, wenn er seine Ablehnung des Modernismus formuliert, der für ihn mit dem Fehlen des Realismus gleichbedeutend ist:

Will man nun die hier zutage tretenden Wesenszüge der avantgardeistischen Literatur zusammenfassen, so drängt sich von selbst die Betrachtung der Allegorie und des Allegorisierens auf. Denn gerade die Allegorie ist jene — an sich freilich äußerst problematische — ästhetische Kategorie, in welcher Weltanschauungen künstlerisch zur Geltung gelangen können, die eine Zerspaltetheit der Welt infolge der Transzendenz ihres Wesens und letzten Grundes, infolge des Abgrunds zwischen Mensch und Wirklichkeit konstituieren. Allegorisieren ist als ästhetische Stilrichtung deshalb so tief problematisch, weil es die Diesseitigkeit als künstlerische Weltanschauung prinzipiell ablehnt, jene Immanenz des Sinnes im menschlichen Sein und in der menschlichen Tätigkeit, die — spontan, sehr oft ohne als solche bewußt zu werden, ja im Laufe der Geschichte sehr oft unmittelbar an Vorstellungen einer religiösen Transzendenz gebunden,*also mit einem falschen ästhetischen Bewußtsein — die Grundlage einer jeden künstlerischen Praxis war und ist.¹⁷

In dieser Hinsicht unterscheidet er Allegorie in der Literatur und in den bildenden Künsten:

Kunstwerke von so hohem Rang wie die allegorisch-dekorativen byzantinischen Mosaikwerke können also in der Literatur nur Ausnahmerecheinungen sein.¹⁸

Er schlägt auch die Unterscheidung zwischen Transzendenz als Noch-Nicht- und als Nicht-Mehr-Immanenz vor:

Zweitens — und dies ist hier das wichtigere Motiv — muß die Untersuchung des Allegorisierens den an sich historischen Unterschied, ob die Herrschaft

der Transzendenz ein Noch-nicht den immanenten Tendenzen gegenüber bildet (Byzanz und Giotto) oder ein Schon-Nicht, ein Nicht-mehr, wie in unserem Fall, zum Ausgangspunkt der ästhetischen Betrachtung und Kritik machen. Es ist ohne weiteres klar, daß das Allegorisieren in der avantgardeistischen Literatur zum Typus des Nicht-mehr, des Schon-nicht gehört, daß ihre Transzendenz, mehr oder weniger bewußt, ein Kündigen jeder möglichen Immanenz, jedes möglichen diesseitigen, der Welt selbst inwohnenden Sinnes im Leben des Menschen, in seiner Wirklichkeit beinhaltet.¹⁹

Sowohl in seinem Buch über Realismus (1955) als auch in seiner Ästhetik (1957-62) schreibt Lukács über Benjamins Einsichten mit der größten Anerkennung. Versuchen wir näher zu untersuchen, was an ihren Annäherungsweisen gemeinsam ist:

Wenn wir nun die Ergebnisse dieser Analyse in Richtung auf ein Feststellen des allegorischen Charakters dieser Literatur zu verallgemeinern versuchen, so sind wir in der günstigsten Lage, uns auf das kritische Werk des bedeutendsten Kunstdenkers des Avantgardeismus berufen zu können. Natürlich hat Walter Benjamin seine Studie zur ästhetischen Rechtfertigung der Allegorie in unmittelbarer Bezogenheit auf das deutsche Barockdrama geschrieben. Eine nähere Betrachtung seiner Hauptthesen zeigt jedoch mit voller Deutlichkeit, daß das an sich wenig bedeutsame deutsche Barockdrama für Benjamin nur ein essayistischer Anlaß war, um die Ästhetik der Allegorie zu entwickeln; besser gesagt, um das Sprengen der Ästhetik durch die im Allegorisieren hervortretende Transzendenz klar zu formulieren.²⁰

Lukács hebt den Gegenwartsbezug von Benjamins Überlegungen hervor:

Benjamin deutet Barock (und Romantik) von den weltanschaulichen und künstlerischen Bedürfnissen der Gegenwart aus.²¹

Die immense, antiästhetische Subjektivität der Barockliteratur ist seiner Ansicht nach mit einer theologisch determinierten Subjektivität verknüpft — ein wesentlicher Charakterzug des Modernismus. Er untersucht beide in bezug auf Heideggers Philosophie, wobei er den Begriff 'religiöser Atheismus' prägt.

Benjamin zieht hier die ästhetischen Konsequenzen des ins Barockdrama projizierten Avantgardeismus kühner und folgerichtiger als alle seine Zeitgenossen. Er sieht klar die innere Einheit von objektiver Zeit und Historismus (Entwicklung und Fortschritt) und damit die Subjektivierung der Zeit als Bekenntnis zu Zerfall und Dekadenz. [...]

Romantik und auf noch höherem Niveau Barock haben diese Problematik erkannt und dies ihr Wissen nicht nur theoretisch, sondern auch künstlerisch (allegorisch) zur Darstellung gebracht. 'Das Bild' führt Benjamin aus, 'im Feld der Intuition ist Bruchstück, Ruine. Seine symbolische Schönheit verflüchtigt sich, da das Licht der Gottesgelehrtheit drauf trifft. Der falsche Schein der Totalität geht aus. Denn das Eidos verlischt, das Gleichnis geht ein, der Kosmos darinnen vertrocknet.'

All das hat für die künstlerische Gestaltung die weitestgehenden Konsequenzen. Benjamin zieht sie auch mit unerschrockener Folgerichtigkeit. 'Jede

Person, jedwedes Ding, jedes Verhältnis kann ein beliebiges anderes bedeuten. Diese Möglichkeit spricht der profanen Welt ein vernichtendes, doch gerechtes Urteil; sie wird gekennzeichnet als eine Welt, in der es aufs Detail so streng nicht ankommt.²²

Wenn man bei Lukács weiterliest, gelangt man bei dem Kernpunkt ihrer gemeinsamen epistemologischen Konsequenzen an:

Die Unaustauschbarkeit der Details ist im Glauben an eine letztthinnige immanente Vernünftigkeit, Sinnhaftigkeit der Welt, ihre Aufgeschlossenheit, Begreifbarkeit für den Menschen weltanschaulich begründet. Darum ist jedes Detail in der realistischen Literatur, untrennbar von seinem einmaligen, tief persönlichen Wesen, zugleich typisch. Die moderne Allegorie und die ihr zugrunde liegende Weltanschauung hebt aber das Typische auf. Indem sie den immanenten Zusammenhang der Welt zerreißt, drückt sie das Detail auf das Niveau einer bloßen Partikularität herab. (Hier wird wieder der Zusammenhang der avangardeistischen Literatur mit dem Naturalismus sichtbar.) Indem jedoch das Detail — jetzt schon in seiner allegorischen Austauschbarkeit — einen direkten, wenn auch paradoxen Zusammenhang mit der Transzendenz erhält, verwandelt es sich in eine rein auf Transzendenz intendierte Abstraktion. Die Besonderheit der avangardeistischen Literatur erscheint in diesem Aspekt als die Tendenz, das konkret Typische durch eine abstrakte Partikularität zu ersetzen.²³

Zur gleichen Zeit enthüllt sich auch der Punkt, an dem sie auseinandergehen:

Die letzten Bemerkungen, die freilich in ihren Konsequenzen und vor allem in ihren Bewertungen bereits über Benjamin hinausweisen, verweisen seine essayistische Paradoxie in einen direkten Ausdruck der Ästhetik und Kritik, zielen also schon ganz direkt auf den Avantgardeismus. Damit ist aber sein Gedankengang, der — auf essayistischen Umwegen mit entgegengesetzter Wertskala — denselben Gedanken meint, keineswegs völlig verlassen. In einem anderen Zusammenhang drückt er sich über diesen Tatbestand mit derartiger Eindeutigkeit aus, daß man meint, die Maske des Barocks falle zu Boden und der Totenkopf des Avantgardeismus werde sichtbar. Benjamin sagt: 'Leer aus geht die Allegorie. Das schlechthin Böse, das als bleibende Tiefe sie hegte, existiert nur in ihr, ist einzig und allein Allegorie, bedeutet etwas anderes, als es ist. Und zwar bedeutet es genau das Nichtsein dessen, was es vorstellt.'²⁴

4.

Benjamin betrachtet die moderne Allegorie als den Ausdruck dessen, daß Natur-Geschichte nicht der Prozeß eines ewigen Lebens, sondern der von unaufhaltbarem Verfall ist.

Seiner Ansicht nach wurde der klassische Allegoriebegriff als bloßer spekulativer Gegensatz des profanen Symbolbegriffes entwickelt. Daraus folgt, daß der klassische Allegoriebegriff kaum als wirklich bedeutungsvoller Begriff betrachtet und zu keiner theoretischen Diskussion über die Allegorie führen kann, er nichts als ein Beispiel eines tiefen Antagonismus ist. Für ihn ist die Allegorie der Barockzeit und der Romantik der Ausdruck mangelnder

Totalität, Freiheit und Unvollständigkeit von Natur und steht im Gegensatz zur mittelalterlichen Allegorie — genauso, wie zur davon völlig verschiedenen Teleologie der Aufklärung — wo Natur auf menschliches Glück abzielt. Benjamin anerkennt die Zerstückelung, die Verletzung von Gesetz und Ordnung, als den Hauptcharakterzug der Allegorie.

Vorherrschaft von Bildern moralischen und physischen Verfalls einerseits und Zerstückelung künstlerischer Form andererseits erläutern, warum Benjamins Allegoriebegriff für Lukács als verwendbar erschien. Sie stimmen in ihrer Feststellung der verewigenden und statischen Komponente und des abstrakten Charakters der Allegorie überein. Aber für den politisch aktiven Lukács ist sogar Benjamins Bekenntnis zum unwiderstehbaren Verfall viel zu verewigend und transzendent. Das ist es gerade, was er im Modernismus ablehnt, diese Negation irgendeiner immanenten Bedeutung der Welt oder menschlicher Existenz. Dieser Unterschied erklärt, warum erstarrte Begrenztheit von Lukács der Allegorie und von Benjamin dem Symbol vorgehalten wird. Während Benjamin religiöse Orientierung als das eigentümliche Objekt der Kunst anerkennt, behauptet Lukács, daß Kunst zwar aus Religion entstand, aber vom epistemologischen Standpunkt aus ihr Gegensatz wurde. Im Hintergrund steht der offensichtliche Unterschied ihrer Geschichtsauffassung, also ein ideologischer Unterschied im weitesten Sinne des Wortes. Dennoch gibt es bei ihnen in bezug auf den allegorischen Ausdruck gemeinsame epistemologische Elemente, die in der Literaturwissenschaft auch heute als paradigmatisch betrachtet werden können. Beide behandeln die Allegorieproblematik im philosophischen Rahmen, so verschieden diese auch jeweils sein mögen. Beide interpretieren Allegorie von den weltanschaulichen Bedürfnissen ihrer Gegenwart aus, und die Unterschiede wurzeln in ihrer philosophischen (ideologischen) Einstellung, d. h. in ihrer Beurteilung dieser Bedürfnisse.

Die Diskussion über Moderne oder Modernismus, Realismus und Allegorie verlief bis heute meistens in der Form eines Antagonismus, der bewußt oder unbewußt den Zielsetzungen des Kalten Krieges diene. Es ist höchste Zeit wahrzunehmen, daß es auch früher Denker gab, die diesen Antagonismus zu überwinden trachteten. Lucien Goldmann versuchte neben den fundamentalen Unterschieden auch die Gemeinsamkeiten bei Heidegger und Lukács darzulegen.²⁵

Bei Lukács sind die Theorien von Allegorie und Realismus einfach die zwei Seiten ein und derselben Münze, seines philosophischen Projekts, die Dichotomie von konkret und abstrakt in der Ästhetik zu überwinden, und durch die Aufnahme des Begriffs der Besonderheit, der eigentlichen Sphäre der Kunst, eine dreiteilige Struktur zu entwickeln.²⁶ Diese Hegelsche Idee läßt sich auch auf andere Gebiete der Gesellschaftswissenschaften transponieren. Die Tendenz der Kunst, in der zur gleichen Zeit abstrakten und konkreten, subjektiven und objektiven Sphäre der Besonderheit, Natur zu humanisieren, ist bei Lukács auch in seinem politischen Denken vorhanden und führt natür-

lich zur Unterstützung aller Vermittlungs- und Vereinigungsversuche in der Politik. In dieser Hinsicht ist der Unterschied zwischen seinen frühen und späten politischen Schriften nicht wesentlich, sondern nur rhetorisch: in den 30-er Jahren hieß das tertium datur 'Volksfront', während es in den 50er Jahren 'internationale Friedensbewegung' genannt wurde. In der Einleitung zu seinem Buch *Wider den mißverstandenen Realismus* formuliert er seine politische Intention ganz direkt:

Die Strategie des Kalten Krieges hatte sich gerade dies zum Ziel gesetzt: Die Menschheit in zwei feindliche „Welten“ zu spalten und alles, was nicht sozialistisch ist, gegen den Sozialismus zu mobilisieren. Auch diesmal vergebens.²⁷

Auch diesmal offenbarten sich neue Kräfte und wurden immer bewußter, immer mächtiger. Sie bildeten einen Aufstand gegen die unmittelbare Zielsetzung der Strategie der 'zwei Welten': gegen die Vorbereitung des Dritten Weltkrieges. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, Aufmarsch und Wachstum der Friedensbewegungen auch nur andeutend zu schildern. Für unsere Zwecke reicht die Feststellung aus, daß sie zu vielen Hunderten von Millionen erwachsen, zu Massenbewegungen, die beispiellos in der bisherigen Weltgeschichte dastehen.²⁸

Während Lukács über 'gegenständiges Verständnis' schreibt, argumentiert Gadamer für den 'guten Willen', einander zu verstehen, behaupten also beide, daß die Diskussion auf das Gemeinsame, auf das Vereinigende konzentriert werden soll, anstatt Antagonismen zu suchen.

Man soll nicht vergessen, daß die folgende Bemerkung von Lukács aus den 50er Jahren stammt:

(Daß es immer wieder Schriftsteller geben wird, die ihr persönliches, von der Zeit aufgedrungenes Dilemma so lösen, daß sie den Sozialismus zum eigenen Weg erwählen, versteht sich von selbst. Was hier geleugnet wird, ist bloß, daß darin die einzig mögliche Wahl inmitten der Konflikte unserer Zeit vorliegt.)

Ausschlaggebend ist die menschliche Entscheidung. Die Vernünftigkeit der Fragestellung [...] involviert auch — sogar vor allem — eine bestimmte Richtung. Und die Bestimmung der Richtungen, wenn sie in unseren Tagen eine wirkliche, eine fruchtbare Entscheidung hervorrufen soll, ist: zur Angst oder weg von ihr? Soll die Angst verewigt oder überwunden werden?²⁹

Pluralismus bedeutete also für ihn ein politisches Programm und kein epistemologisches, aber seine epistemologischen Einsichten sind im Licht seiner politischen Einstellung zu interpretieren.

Schlußfolgerungen

Der vorliegende Aufsatz behandelt die heutzutage höchstwahrscheinlich unpopulärste Seite der Lukács'schen Ästhetik: seine Realismustheorie. Diese meistens als bloßer ästhetischer Traditionalismus abgestempelte Theorie, die auf Lukács' Vorliebe für den kritischen Realismus des 19. Jahrhunderts und

die Ablehnung des Naturalismus und Modernismus zurückzuführen ist, sollte eher — den eigenen Zielstreben gemäß — aufgrund ihrer politischen Implikationen interpretiert werden. In diesem Licht erscheint sie als bedeutende Friedensbemühung, als Protest gegen den Isolationismus der 50er Jahre.

Der offensichtliche Zusammenhang des Allegoriebegriffs und der Realismustheorie bei Lukács führt uns zum Problem seiner Ablehnung des Modernismus aufgrund der letzteren. Benjamins grundsätzlich verschiedene Annäherung, die auch im Wortgebrauch 'Moderne' im Vergleich zu 'Modernismus' ausgedrückt wird, führt dennoch zu ähnlichen epistemologischen Schlußfolgerungen. Die Bearbeitung der Ähnlichkeiten und Unterschiede kann dazu beitragen, die Bedeutung und die ideologischen Implikationen der Theorie von Lukács in und nach der Periode des Kalten Krieges zu bestimmen.

Anmerkungen

1. Vgl. SØRENSEN, BENGT ALGOT: *Symbol und Symbolismus in den ästhetischen Theorien des 18. Jahrhunderts und der deutschen Romantik*. Kopenhagen 1963 und SØRENSEN: *Allegorie und Symbol. Texte zur Theorie des dichterischen Bildes im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Frankfurt/Main 1972.
2. GOETHE, JOHANN WOLFGANG: *Werke*. Hamburg 1953, Bd. XII. S. 471.
3. Vgl. HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH: *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 20 Bänden*. 3. Aufl. Bde. 12-13: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Stuttgart: 1953.
4. LUKÁCS, GEORG: *Die Eigenart des Ästhetischen*. Bd. I/1-2 und II, Berlin: Spandau 1963. [Im Folgenden abgekürzt mit: LUKÁCS: Ästhetik]
5. Brecht entgegnete dem Angriff mit der Behauptung, daß die Angst der Bürokraten vor dem Neuen in der Sowjetunion genauso groß sei wie in Nazi-Deutschland. Zur Debatte vgl. LUNN, EUGENE: *Marxism and Modernism*. Berkeley/CA - London 1988 und MARCUS, JUDITH - TARR, ZOLTÁN (Hrsg.): *Georg Lukács: Theory, Culture, and Politics*. New Brunswick, Oxford 1988.
6. GOETHE, JOHANN WOLFGANG: *Maximen und Reflexionen*. — In: *Werke*. Hamburg 1953, Bd. XII. S. 471.
7. Ebd., S. 470f.
8. LUKÁCS: *Ästhetik*. I/2. S. 729.
9. BENJAMIN, WALTER: *Der Ursprung des deutschen Trauerspiels*. — In: *Gesammelte Schriften*. I/1, Frankfurt/Main 1974, S. 339.
10. Ebd.
11. Ebd. S. 353f.
12. Ebd. S. 397.
13. Ebd. S. 400.
14. Ebd. S. 407.
15. Ebd. S. 763f.
16. LUKÁCS: *Ästhetik*. I/2. S. 761.
17. LUKÁCS, GEORG: *Wider den mißverstandenen Realismus*. Hamburg 1958, S. 41. [Im Folgenden abgekürzt mit: LUKÁCS: Realismus]
18. Ebd. S. 42.
19. Ebd.

20. Ebd.
21. LUKÁCS: *Ästhetik*. I/2. S. 759f.
22. LUKÁCS: *Realismus*, S. 43f.
23. Ebd. S. 44f.
24. Ebd. S. 45.
25. GOLDMANN, LUCIEN: *Lukács et Heidegger*. Paris 1973.
26. Vgl. ZOLTAI, DÉNES: *Das homogene Medium in der Kunst. Zur Aktualität und Potentialität der ästhetischen Theorie beim späten Lukács*. — In: BERMBACH, U. — TRAUTMANN, G. (Hrsg.): *Lukács, Kultur, Politik, Ontologie*. Opladen 1987.
27. Die Bedrohung des Faschismus vereinigte verschiedene Parteien in der 'Volksfront'.
28. LUKÁCS: *Realismus*. S. 9.
29. Ebd. S. 90.

Klaus Zeyringer (Angers)

Vor der Literatur steht ein Türhüter ...

Anmerkungen zur Kanonproblematik und zu einer „offenen“ Literaturwissenschaft

zu nutz und frommen

jo brauch ma dn de germanistn?

jo de brauch ma, du suamm.

waun de ned umgromm und umgromm

und umgromm duan

daun is füü, wos ma gschriamm ham, fiar olle

zeit gschduamm

(ernst jandl: stanzen)

1. „Gipfelgermanistik“? — Kanonreflexion!

In der literaturwissenschaftlichen Sparte der „internationalen Germanistik“ haben sich in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die Interessen und Akzente verschoben. Es wurde u. a. das Augenmerk immer mehr auf die „Gegenwartsliteratur“ gelegt, die lange Zeit — vorgeblich wegen der „zu geringen Distanz“ — kaum wissenschaftliche Beachtung finden durfte.¹ Zahlreiche Publikationen und Tagungen bestätigen diesen Befund, ein Blick in bibliographische Periodika, etwa die *Germanistik*, stützt ihn — und verdeutlicht außerdem, daß hier (auch) an einem Kanon mitgeschrieben wird, der im Vergleich zur Fülle und Vielfalt literarischer Texte recht eng scheint. Wohl wurde ab den siebziger Jahren verstärkt mit verschiedenen „Textsorten“ gearbeitet, wurden Trivalliteratur („genres mineurs“, die so manchem Traditionalisten die heiligen Gipfel zu unterminieren schienen), Analysen der Betriebsamkeit des Literaturbetriebes, seiner Beziehungen zu den Medien etc. in die literaturwissenschaftliche Betrachtung einbezogen. Eine Art „Gipfelgermanistik“ jedoch, die von den Höhen ihrer Lehrstühle, von Autoritäts- und Machtpositionen aus verkündet, was als bemerkenswerte Literatur zu gelten habe und also zum beherrschenden „Gegenstand des Interesses“ werden müsse, redet zwar selten, aber hie und da noch einer „Höhenkammliteratur“ das Wort, ohne durch präzise Kanonreflexion die so genannten Höhen relativieren zu wollen. Dieser Eindruck kann bei der Lektüre germanistischer Studien und Kritiken, in Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen entstehen (auch in Ungarn, so wurde mir von mehreren Seiten versichert, wirke zum

Teil eine derartige „Gipfelgermanistik“ — die Gründe dafür wären an anderer Stelle zu analysieren).

Die entsprechenden Kanons und ihre Wirksamkeit sind empirisch nachgewiesen worden. Eine Studie zum akademischen Literaturbegriff in Österreich (1945 bis 1980) hat Beatrix Müller-Kampel vorgelegt;² eine genaue Untersuchung zum Kanon an Germanistischen Instituten in Deutschland (West) stammt von Jürgen Hein.³ Er konstatiert keinen „Verlust“ der Klassiker, eine „angemessene Vertretung“ der literarischen Moderne und der zeitgenössischen Literatur (warum diese „Vertretung“ denn „angemessen“ sei, sagt Hein nicht — läßt also seinen Maßstab im Dunkeln), jedenfalls aber „keine durchgreifende Veränderung des Kanons“. Vor allem moniert Hein, „daß man sich in nicht wenigen Instituten so gut wie keine Gedanken über den Kanon macht“, und erklärt dezidiert:

Germanisten sollten sich einer ihrer vornehmlichen Aufgaben, die Arbeit am Kanon voranzutreiben, nicht entziehen. Es wäre auch ein Stück Arbeit am Selbstverständnis und an der Legitimation des Faches.⁴

Diese Forderung ist plausibel und legitim: Eine Literaturwissenschaft, die sich als Wissenschaft versteht und den „Gegenstand“ ihres Interesses aus den vielfältigen Blickwinkeln ihrer Methoden, Schulen, Ansätze genau betrachten und untersuchen will, wird nicht gut gerade die Voraussetzungen ihres Tuns (also den zugrundegelegten Textkorpus, seine „Herkunft“, seine Zusammensetzung und die dafür ausschlaggebenden Gründe) unbeachtet und unkommentiert lassen können.

Hein ist nicht der einzige, der darauf hinweist, daß eine prinzipielle Kanondiskussion angebracht wäre, jedoch noch viel zu selten stattfindet. Vor allem in theoretischen und didaktischen Diskussionen des Faches „Deutsch als Fremdsprache“ (= DaF; in diesem Rahmen muß die Lehrtätigkeit der Germanistik in Ungarn gesehen werden) ist die Forderung nach Kanonreflexion oft geäußert worden.⁵ Wo eine etablierte Fremdsprachen- und Fremdliteraturphilologie besteht — beobachtet Dietrich Krusche —, liege „die Neigung nahe, die gesamtgeschichtlichen Bedingungen der Entstehung und Rezeption von Literatur unbeachtet zu lassen oder, wenn möglich, abzuschatten“.⁶ Als oberstes Auswahlkriterium sei, so ein Konsens der DaF-Didaktik, nicht eine substituierte zeitlose Gültigkeit anzunehmen; die Textauswahl müsse immer wieder kritisiert, korrigiert und variiert werden.

Meine Untersuchungen im Rahmen der französischen Germanistik⁷ haben gezeigt, daß sich der enge Literatur- und Lektürekanon nur unwesentlich von Gewichtungen im deutschen Sprachraum (insbesondere in West-Deutschland) und in den USA unterscheidet. In den französischen Programmen ist ein „erweiterter Literaturbegriff“ kaum erkennbar. Diese Praxis läßt sich aber mit den gemeinhin anerkannten Zielsetzungen des interkulturellen Faches „Deutsch als Fremdsprache“ (vgl. A. Wierlacher u. a.) nicht vereinbaren — ebenso-

wenig wie die deutliche und grobe Vernachlässigung komischer Texte. So kann das Ziel des Faches, nämlich Kulturspezialisten und „interpreters of culture“ auszubilden, bestenfalls zu einem Teil erreicht werden, da es beim Bild einer ausschließlich ernsten Gesellschaft bleibt, indem man Komisches unter den Teppich des „Ewig-Schönen“ kehrt und Kultur als Sache erhabener Gipfelleistungen lehrt. Eine Germanistik, „die sich dieser kritischen Zone der überall aufbrechenden Wert- und Sinnkonflikte nähert, scheint an vielen Departements [...] immer noch unerwünscht“, beobachten Großklaus und Wierlacher in der „internationalen Germanistik“ und benennen einen Grund: „es soll einer Minderheit das unbedrohliche, das ästhetische und philosophische, das schöne Deutschland vorgeführt werden“.⁸ Gerade Humor, Komik, Witz einer fremd(sprachig)en Gesellschaft und Kultur sind aber meist schwer verständlich, beziehen sie sich doch auf Normen und Regeln (auf „Kulturreme“) dieser anderen Gesellschaft. Ausgebildete Kulturvermittler müßten also damit „umgehen“ können. Nur: Komik ist eben in jener „Zone der aufbrechenden Wert- und Sinnkonflikte“ angesiedelt, ist sie doch nach einem Wort von Helmuth Plessner „Kollision mit einer Norm“.

2. Literaturkanon

Ein Literaturkanon⁹ ist eine fiktive (Rang-)Liste von Autorinnen und Autoren, von Werken, von Namen und Texten, also eine Auswahl der als bedeutend und gut angesehenen, „wesentlich, normsetzend, zeitüberdauernd, d. h. ‚klassisch‘ erachteten künstlerischen Werke, deren Kenntnis für eine bestimmte Bildungsstufe vorausgesetzt wird“.¹⁰ Ein Kanon ist eine Reihe der Bekanntheit und der (Be-)Deutung. Diese Reihe erscheint uns zu einem Teil als konkrete Liste, über deren Zusammensetzung weitgehend Konsens herrscht (**Kanonkern** oder **Kernkanon**), zum Teil als eher nebuloses, häufig seine Gestalt und seinen Inhalt wechselndes Gebilde, über dessen scheinbare oder gewünschte Form wir uns gerne streiten (**Kanonrand** oder **Randkanon**). Gemeint ist weiters eine gängige und mehr oder weniger deutlich propagierte Art, diese Texte zu verstehen und zu interpretieren, also ein **Deutungskanon**.

Kanon kann mit Identitätsbildung zusammenhängen; innerhalb bekannter und anerkannter Koordinaten kann die Sicherheit einer (nicht nur) literarischen Heimat gesucht und hergestellt werden; der Wunsch, diese „Heimat“ genau abzustecken und zu verteidigen, ist nicht verwunderlich. Kanon ist Tradition, ist Normativität, ist „Dogmatismus, Drohung mit Sanktionen für Tabuverletzungen, — kurz: *bildungstheoretischer Maximalismus*“.¹¹ Es handelt sich weder um objektive noch ihre subjektive Selektion bekennde Urteile, sondern um historische Variablen literarischer Wertungen, „die jeweils durch einen wie immer zustande gekommenen Konsens meinungsbildender Gruppen des literarischen Lebens abgesichert sind“.¹²

3. „Gegenstand des Interesses“

Eine am Kanon mitschreibende Literaturwissenschaft vehikuliert einen bestimmten Literaturbegriff und baut (lange Zeit ausschließlich) auf dem Konzept des „Kunstwerks“ auf. Der germanistische Bestseller von Wolfgang Kayser etwa, laut Untertitel „Eine Einführung in die Literaturwissenschaft“, trägt das Konzept im Titel: „Das sprachliche Kunstwerk“.¹³ Und damit beginnen die Probleme ...

Auf den ersten Seiten setzt Kayser prinzipiell, gewissermaßen prophylaktisch, Autorität als Maßstab: „[...] nur wer ein Werk **richtig** lesen kann, wird den weiteren Anforderungen genügen, die mit der Wissenschaft von der Dichtung gestellt werden“.¹⁴ Der Maßstab des Professors wird zum Prügel (Georg Hensel, abgewandelt). Denn: Was ist „richtig“? Das erklärt Kayser in der Folge als Voraus-Setzung. Jedoch schon beim „Gegenstand der Literaturwissenschaft“, den der 2. Teil der Einführung in die Einführung zu definieren verspricht, stößt das Unternehmen auf eine Schwierigkeit, die Kayser nicht eindeutig benennt und mit einer Banalität umgeht: „Aber was heißt Literatur? Dem Wortsinn nach umfaßt sie alles Sprachliche, das durch Schrift fixiert ist.“ Auf solch weit gesteckter Allerweltsformel lassen sich noch keine heiligen Hallen bauen; Kayser schränkt also ein: „Wenn diese [= die Literaturwissenschaft] überhaupt eigene Gegenstände hat und nicht nur durch eine besondere, einheitliche Blickrichtung konstituiert wird, so müssen sie eine engere Gruppe innerhalb der ‘Literatur’ bilden“. Und nun beschreibt Kayser ein grundlegendes Phänomen, eine arbiträre Festlegung in einem Konsens sowie einen historischen Wandel: „Das 18. Jahrhundert zog eine klare Grenze um einen solchen Bezirk, den sie [sic!] ‘Poesie’ nannte: die Grenze bildete der Vers [...]. Aber im 18. Jahrhundert häuften sich nun auch die Zweifel, ob der Vers wirklich ein solches Kriterium darstelle“.¹⁵ Deutlich wird hier auf die Verbindung Kriterien — historischer Wandel hingewiesen. Und wo Kayser unklar und schlampig formuliert, liegt ein weiterer wichtiger Punkt: Nicht das 18. Jahrhundert „zog eine klare Grenze“ (Kaysers Unsicherheit tritt auch im folgenden „sie“ — wer und/oder was? — hervor), sondern es waren Menschen des 18. Jahrhunderts in bestimmten Funktionen, als Pförtner (Gatekeeper) und Meinungsbildner; Kayser ist nicht der erste, der sie hinter dem Vorhang der Zeit verschwinden läßt. Schließlich definiert Kayser zwei Kriterien für „Literatur im engeren Sinne“: „Das besondere Vermögen solcher literarischen Sprache, eine Gegenständlichkeit eigener Art hervorzurufen, und der Gefügecharakter der Sprache, durch den alles in dem Werk hervorgerufene zu einer Einheit wird“.¹⁶ Den so umzäunten Bezirk nennt Kayser „Schöne Literatur“. In einem Zirkelschluß wird hier eine Grenze gezogen: Die „schöne“ Literatur ist so wie jene, deren Funktionen, Mechanismen, Bedeutungen usw. in dem Buch „Das sprachliche Kunstwerk“ beschrieben und analysiert werden, folglich ist jede derartige Literatur „schön“.

Mehr bietet Kayser nicht als Definition des Titels „Das sprachliche Kunstwerk“ — und er steht hier stellvertretend für zahlreiche ähnlich verfahrenende Arbeiten. Wer also „richtig“ lesen will, muß zunächst und vor allem der richtigen Autorität folgen, die mitteilt, was wie zu lesen ist, also implizit einen unreflektierten Literaturkanon und einen entsprechenden Deutungskanon vorlegt. Behutsam, aber bestimmt führt die hohe Pforte der Autorität in heilige Hallen ...

Zu denken gibt, daß die so vorgenommenen Einschränkungen eine deutliche Begrenzung der literarischen Vielfalt bewirken, sie nicht logisch begründen, aber in der Praxis absegnen können. Die Leerformeln der Einführung in die Einführung werden zirkel-schlüssig und implizit mit unbekanntem Konventionen gefüllt, die dazu führen, daß ein Teil der Literatur ausgeschlossen oder geringgeschätzt wird: Das Stichwort „Komik“ kommt in Kaysers Sachregister nicht vor; Komödie und Lustspiel werden an letzter Stelle besprochen, auf 6 Seiten, während z. B. „Der Vers“ (siehe oben: 18. Jhd.!) auf 18 Seiten abgehandelt wird; von 66 Literaturangaben zum Drama beziehen sich nur 5 explizit auf die Komödie, jedoch 20 (also viermal so viele) auf die Tragödie. Allerdings: Diese Gewichtung stammt nicht von Kayser, sondern spiegelt die Vernachlässigung und Aussperrung des Komischen (spätestens) seit Gottsched wider. Die Vertreibung des Hanswurst war (auch) eine Vertreibung des volkstümlichen Momentes komischer Literatur, der dionysisch-orgiastischen Tradition, der Körperlichkeit.

Im 19. Jahrhundert sticht der Einfluß der Literaturphilologie, insbesondere der Literaturgeschichten auf die Geschmacksbildung besonders ins Auge — Peter Uwe Hohendahl u. a. haben dies in mehreren Arbeiten belegt und betont. Literatur wurde, von der Aufklärung her, als (im 19. Jahrhundert vor allem nationales) Erziehungsprogramm verstanden — und dem konnte etwa komische Literatur nur abträglich sein: Die „Poesie“ war erhöht, die Komik mit „Niedrigem“ gleichgesetzt worden, wobei u. a. auf die „Autorität“ Aristoteles verwiesen wurde, der zwar in der „Poetik“ die Gleichsetzung des Komischen mit „Niedrigem“ in älteren Komödien beschrieben, nicht aber als immanentes Gesetz fixiert hatte.¹⁷

Mit dieser Voraus-Setzung konnte komische Literatur allerhöchstens in einer entsprechend „poetisch erhöhten“, also vom Dionysisch-Orgiastischen möglichst weit entfernten Form die angestrebte deutsche National-Literatur fördern, die laut August Koberstein (1827) ihrem inneren Wesen nach ein eigentümlich deutsches Gepräge an sich tragen müsse.¹⁸ Diese Konzeption, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt und verbreitet wurde, antizipierte bereits im Kulturellen die Vorstellung einer politischen Einheit der Nation: „Die Grundlage des Selektionsprozesses wurde, grob gesagt, eine nationalmoralische“.¹⁹ Um 1840 trat das „Ewig-Schöne“ seinen Siegeszug an. Eine Schlüsselstellung innerhalb der bürgerlichen „Institution“ Literatur kam dabei von Gervinus bis Scherer den Literaturgeschichten zu; in ihnen wurde

ein bürgerlich-idealistischer Kanon herausgebildet und festgeschrieben — und ist zum Teil bis heute wirksam geblieben. Die Literaturgeschichte wurde in Deutschland „in den Dienst des Zweiten Reiches genommen“, sie wurde „in letzter Instanz eine Legitimationswissenschaft“.²⁰

„Nach all dem, was deutsche Germanisten verschiedentlich als ‘dichterisch wertvoll’ erklärt und als das eigentliche Wesen der Dichtung ausgegeben haben, kann ich die Rede vom dichterisch Wertvollen nur mit äußerster Skepsis aufnehmen“, schreibt Karl Otto Conrady 1983 und zitiert als bezeichnendes Beispiel einen der berühmtesten und einflußreichsten Vertreter des Faches.²¹ Benno von Wiese erklärte 1931 in seinem Buch „Politische Dichtung Deutschlands“, daß „große Dichtung“ stets ein „Sein“ enthalte, das in ihr „deutend und gedeutet zu Worte kommt“ (hier gehört er also zu der Gruppe der „Sein“-Rauner, während Kayser, siehe oben, die „Wesen“-Schule vertritt). Aber: „was diese von ‘Tendenz’ von der politischen Dichtung unterscheidet, ist, daß dieses Sein nicht *bewußt* aus einem Ganzen herausgegriffen wird, daß dieses im Kunstwerk erscheinende Sein nicht Produkt einer *bestimmten* Absicht ist“.²² Auch hier wird „das Kunstwerk“ nicht genau definiert, aber es werden jedenfalls gewisse Gattungen und Textsorten ausgeschlossen, etwa jede Art komischer Literatur, die immer eine „bestimmte“, vordergründige „Absicht“ hat (da her wird sie ja definiert): das Lachen.

Benno von Wiese verwendet eine Reihe verwaschener Ausdrücke („gestaltete Konkretheit“, „Ganzheit des Seins“...), also Leerformeln. Wie sie nach 1931, ab 1933 aufgefüllt wurden, ist bekannt: Derselbe Autor bestimmte 1934 „die nationale Substanz“ als den prägenden Ursprung, aus dem allein Dichtung zu Dichtung werde: „Dichtung aber ist dort am reinsten und eigentlichsten, wo sie unmittelbarer Ausdruck solcher Entfaltung des völkischen Organismus ist“.²³ Die Definitionen werden im völkischen Seins-Brünnlein verwaschen — und: die „nationale Substanz“ ist, nebenbei gesagt, naturgemäß ernst.

Jener Benno von Wiese schien nach 1945 seine Äußerungen der dreißiger Jahre einfach vergessen zu haben — er war beileibe nicht der einzige. Daß besonders in Österreich das Vergessen leichtfiel, zeigt der unglaubliche, aber von Helga Strallhofer-Mitterbauer genau belegte Fall des Josef Nadler: Der ihm unter den Nazis, vermutlich 1941 zugesprochene Mozart-Preis wurde in unverfrorener Kontinuität am 13. Dezember 1952 im Festsaal der Innsbrucker Universität überreicht. Genauer: Im Österreich der 2. Republik, die vorgab, erstes Opfer von Nazideutschland gewesen zu sein, vollzog die Universität Innsbruck einen Beschluß einer Nazijury („die aus zwei Vertretern der jeweiligen Universität, zwei von der Reichsschrifttumskammer benannten Vertrauensleuten des Stifters und einem Vertreter der Reichsschrifttumskammer zusammengesetzt war“) und zeichnete den Nazi Josef Nadler aus, der zumindest 1935 bis 1937 selbst Mitglied und zeitweilig auch Vorsitzender der Jury gewesen war. Am 3. Juni 1938 hatte übrigens Franz Nabl diesen NS-

Preis erhalten, jener Franz Nabl, nach dem heute das Literaturinstitut der Steiermark benannt ist.²⁴ Zeiten gehen, so manche Autoritäten können sich's richten und bleiben.

Benno von Wiese seinerseits meinte 1973, daß Dichtung einen Wertbegriff impliziere, der sich nicht einfach auslöschen lasse. Auslöschen nicht, aber verändern — und ein Beispiel dafür ist Herr von Wiese selbst. Er führt nämlich weiter aus:

Damit ist nicht die definitive Anerkennung einer klassischen Norm gemeint, die ja auch eine geschichtliche Gestalt im Prozeß der Literatur gewesen ist. Dennoch enthält die Tautologie „Dichtung ist Dichtung“ zugleich das verborgene Wissen um jeweils verschiedene Stufen der sprachlichen Ver-Dichtung und der ihnen angemessenen Formsprache.²⁵

Diese Tautologie „Dichtung ist Dichtung“ ist ebenso anmaßend wie hilflos, kommentiert Conrady — und er hat recht: Bei einer derartigen Tautologie kann jeder am hermeneutischen Bäumchen schütteln und deuteln, wie es ihm gefällt; und wenn der Tautologe eine Machtposition innehat, muß wohl seine Deutelei anderen auch gefallen.

Einen ganz anderen Ansatz bietet eine Sozialgeschichte der Literatur, die von einem „handlungs- und systemorientierten Verständnis der Literatur“ ausgehen kann, wobei sich gegenüber dem traditionellen literaturwissenschaftlichen Zugang erhebliche Abweichungen ergeben. Für eine Münchner Forschergruppe z. B., die 1988 eine theoretische Grundlegung für eine Sozialgeschichte der Literatur vorgelegt hat,

erscheint die „Differenzqualität“ der literarischen Sinnverständigung [...] vor allem als Resultat einer sozio-historisch variablen Zuschreibung für besondere Funktionen literarischer Kommunikation, die durch vielfältige Sozialisationsformen, Forderungen und Kontrollen weithin gesichert, wenn auch nicht determiniert werden.²⁶

Diese Definition besticht zwar auch nicht durch Klarheit, ist aber eine deutliche Absage an Kaysers Ansatz, an Hermeneutiker Staigerscher Prägung und Tautologen Wiesescher Manier. Die besonderen „Leistungen“ der Literatur, stellen die Münchner Forscher klar, **„können somit nicht aus dem ‘Wesen des Dichterischen’ oder aus überzeitlich gültigen Erscheinungsformen des ‘Kunstwerks’ erklärt werden“**.²⁷ Dies scheint mir eine Basis einer Literaturwissenschaft, die sich als Wissenschaft versteht, zu sein. Trotz dieser und anderer theoretischer Absicherungen ist aber — das darf nicht übersehen werden — der sozialgeschichtliche Ansatz, der großangelegten Literaturgeschichten der letzten Dekade euphorische Impulse gab, von diesen allmählich unter der Hand aufgegeben worden, ehe die davon zu erwartenden Ergebnisse auch eingebracht werden konnten.

4. Höhe der Lehrstühle und Mühe der Ebene

Die hier angeführten Beispiele verdeutlichen die Geschichtlichkeit von Aussagen, den historischen Wandel von Anschauungen, Definitionen, Interpretationsmustern, also von Konventionen und Machtpositionen. Die von Kayser so genannte „einheitliche Blickrichtung“ der Literaturwissenschaft ist bedingt durch eine Reihe von Intentionen, Einflüssen, historischen Gegebenheiten und Voraus-Setzungen. „Klassifikationen von Literatur sind [...] von der 'subjektiven' Perspektive des Literaturwissenschaftlers abhängig, der sie erstellt, und von seiner Wahl von Paradigmen oder Ausgangsbeispielen“.²⁸ Meinungsbildner und Gatekeeper stellen von ihrer Autoritätsposition herunter Formeln in den germanistischen Raum und stützen sie mit dem Selbstverständnis ihrer Autorität. Sie sind bei genauem Hinschauen gerade selbst Gegenbeispiele ihrer eigenen Leerformel-Theorien von den „ewigen Werten“. Ändern sich „die Zeiten“, bleiben aber die Autoritätspersonen, so wird das Selbst-Verständnis (und das Literaturverständnis) stillschweigend und selbstverständlich geändert. Benno von Wiese und andere berühmte Germanisten wie etwa Gerhard Fricke und Fritz Martini suspendierten nach 1945 einfach die früheren, kategorisch geäußerten Urteile und schrieben anders über das zuvor Ausgeschlossene. Nirgends aber haben sie „erörtert, wie es zum Wandel ihrer einst mit prinzipieller Entschiedenheit vorgebrachten Anschauungen gekommen ist“.²⁹

Alois Prinz vertritt die Meinung, daß die Objekte des eigenen Forschens, also die „Kunstwerke“, von Literaturwissenschaftlern gemeinhin als das „schlechthin Andere, das sich jedem Erklärungsversuch entzieht“, definiert werden, „um die Legitimation und den Sonderstatus der eigenen Wissenschaft zu begründen“. Dieses Andere werde dann zu einer Denk- und Wahrnehmungsform stilisiert, „die als Ausgleich zu einem verbreiteten Rationalismus lebenswichtig sei, und schon hat man sich in eine unangreifbare Position gebracht“.³⁰ Gegen diese problematische Autoritätsposition, die — wie z. B. Klaus Laermann gezeigt hat — mit der Sprache der „Neuen Unverständlichkeit“ gefestigt wird, gegen die Höhe der Lehrstühle, sind m. E. gewissermaßen die Mühen der Ebene zu stellen, also eine „offene Literaturwissenschaft“, die u. a. auf Kanonreflexion und dem ständig präsenten Wissen beruht, daß Aussagen über den „Gegenstand des Interesses“ auf historisch wandelbaren Konventionen basieren.

5. Grobes Schema der Beziehungen

Der Kanon entwickelt sich durch die und in den verschiedenen Instanzen des sog. Literaturbetriebes, die wiederum u. a. von gesellschaftlichen Entwicklungen abhängen. Am Kanon (genauer: den Kanons) werden ständig Veränderungen vorgenommen, wird immer weitergebaut.

Verlage wählen mit ihren von Umwelt, Erfahrung, Erwartung, Geschmack, Intentionen ... beeinflussten Kriterien Texte aus und bringen sie auf den Markt, wo sie öffentlich rezipiert und von der Kritik eingeordnet werden (auch Schweigen ist eine Art der Rezeption und Einordnung), wobei die Kriterien ebenfalls von Umwelt, Erfahrung, Erwartung, Geschmack, Intentionen ... abhängen. Die dermaßen wahrgenommenen Werke und ihre Autoren/Autorinnen sind Teile des Literaturbetriebes, werden von der Literaturwissenschaft betrachtet und auch wieder eingeordnet, wobei auf einen bestehenden Kanon Bezug genommen wird. Die Literaturwissenschaft, die eine (wandelbare) Position im Literaturbetrieb einnimmt, beeinflusst ihrerseits dessen Instanzen (z. B. in der Ausbildung — wie viele Verleger, Lektoren, Kritiker haben Germanistik studiert!), etwa die Kritik, die sich ebenfalls auf diesen Kanon stützt, ihre Urteile so im Vergleich mit Vor-Urteilen abstützt, was insgesamt wieder die Verlage in ihrer Auswahl beeinflusst ...

6. Kanonfragen sind (auch) Machtfragen

Im Kanon steckt immer auch ein Autoritätsanspruch, steckt hierarchisches Denken, das Literatur und Literaturwissenschaft in einem Prinzip der kommunizierenden Gefäße verbindet: Was selbst erhebt, wird hochgehoben (und umgekehrt). Benanntes und Abgeteiltes läßt sich leichter beherrschen; wo bezeichnet, verglichen, beurteilt wurde, da sind Aussagen möglich, die Allgemeingültigkeit beanspruchen können. Es beunruhigt, wenn keine Wertung vorgenommen, keine Ordnungsentscheidung getroffen wird und damit keine als objektiv angesehene Basis des Denkens und Redens über Kunst (Literatur) a priori und ungeprüft übernommen werden kann. Aus der unübersichtlichen Vielfalt möchte man gerne eine, wenn möglich schön strukturierte, Hierarchie wachsen sehen, die ein Koordinatensystem der Be-Deutungen bereitstellt, in dem man sich auszukennen vorgeben kann. Da läßt es sich darüber reden, ob Stifter über Keller zu stellen ist — aber Felder kommt eben nicht vor. Da scheint der Blick nicht durch eine unüberschaubare Vielfalt verstellt. Freilich, auch aus einer anderen Perspektive ist zu bedenken: (Laute) Vielfalt ist noch keine Garantie gegen (stille) Einfachheit.

Ordnung ermöglicht Überblick; im Überblick aber wird vieles übersehen. Vor der Literatur steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Text und bittet um Eintritt in die Literatur. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne ... Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter ...

Wer (was) ausgeschlossen wird, bleibt draußen, wird vergessen. Gründe für einen Ausschluß aus dem Kanon lassen sich oft benennen; vielfach sind sie nicht nur im Text selbst zu finden (dies wollen gerade die Vertreter der „Gipfelliteratur“ glauben lassen), sondern in einer Reihe von außertextualen, außerliterarischen Abhängigkeiten und Beziehungen, Einflüssen und Ent-

wicklungen, wie dies etwa die Beispiele Johann Pezzl³¹ und Franz Michael Felder³² zeigen.

Die Auswahlmechanismen bleiben besser im Dunkeln, wenn die Vorstellung von dem *a priori* Guten und Schönen bestehen soll. Ist das nicht der Fall, müssen wir beachten und betrachten, wo und wie Auswahlentscheidungen getroffen werden, welche Instanzen wie am Rad des Literaturbetriebes drehen und zu Voraus-Setzungen unserer Anschauungen von Literatur und unserer Sicherheiten über Literatur werden: die Verlage und ihre Lektorate, die Kritik in den Massenmedien, die Schulen, Schulbücher und Lehrpläne, die Universitäten und die Literaturwissenschaft selbst, die Vorlesungen, Lesungen, Tagungen und Literaturgeschichten, die Anthologien und Literaturzeitschriften, die Jurys und Preise, die literarischen Gesellschaften und Schriftstellervereinigungen, der Theaterbetrieb und die Bibliotheken, die Buchgemeinschaften und der Buchmarkt ... Die Entwicklung aller dieser Instanzen beeinflusst auch die Entwicklung des Kanons (der Kanons). Freilich ist, um nicht falsch verstanden zu werden, der sog. Literaturbetrieb nicht eine einzige Mafia und kein durchorganisiertes System. Er besteht, beobachtet Hans-Jürgen Heise, „aus vielen Lobbies, die einander nicht selten bekämpfen, neutralisieren und ablösen, ohne daß [...] hierdurch die künstlerische Szene frei und offen würde“.³³

7. Für eine „offene Literaturwissenschaft“

Das Konzept einer „Gipfelliteratur“ ist das einer geheiligten Literatur, übersieht jedoch wesentliche Zusammenhänge, grundlegende Produktions- und Rezeptionsbedingungen. Das Bild der „ewigen Gipfel“ blendet aus, daß der historische Blick und der historische Diskurs „Resultat strikt gegenwärtiger Determinations- und Interessenslagen“³⁴ sind. Als Germanisten dürfen wir nicht darauf bauen, daß sich „Gutes und Schönes, Erhabenes und Großes“ jedenfalls durchsetze, Literaturwissenschaft kann nicht auf einem unendlichen Vertrauen in alle Auswahlentscheidungen basieren — als Literaturwissenschaftler arbeiten wir in der Regel mit Texten, die schon mindestens zwei von mächtigen Türhütern bewachte kleine Tore zur Literatur passieren mußten: Nach vorsichtigen Schätzungen wird 1-5% der an Verlage gesandten (möglichen) literarischen Texte publiziert; von den veröffentlichten Texten wird wiederum nur ein geringer Prozentsatz, etwa von der Kritik, wahrgenommen. Außerdem wissen wir ja genau (siehe oben, Abschnitt 3), daß alle früheren Auswahlentscheidungen eben das Resultat früherer „Determinations- und Interessenslagen“ waren.

Es gehört ein großes Selbstvertrauen, eine Art Legitimismus dazu, **unreflektiert** im Rahmen eines bestehenden Kanons zu arbeiten und darauf seine Autorität zu bauen. Wenn von gewichtigen Betreibern des Literaturbetriebes z. B. erklärt wird, daß sich die „großen“ Werke immer „durchsetzen“, so

wird implizit einer ahistorischen Betrachtungsweise das Wort geredet und der Eindruck vermittelt, daß Werke allein etwas bewirken könnten, ihnen irgendein ewiges, wertvolles *Movens* innewohne. Es wird also übersehen und verdeckt, daß es da Motoren gibt und Machtpositionen, also Meinungsbildner und Türhüter.

Wenn eben von solchen Motoren und Machtpositionen ein Kanon herausgebildet und/oder beeinflußt wird, dann ist er von Literaturwissenschaftlern nicht einfach hinzunehmen, sondern zu beleuchten. Es wäre etwa zu fragen: Wie kann der Autor X, die Autorin Y als „*qualité négligeable*“ abgetan werden, wenn deren Werke nicht gelesen wurden, weil sie nicht durch den Filter des Literaturbetriebes gingen? Warum und inwiefern sollte Handke „besser“ sein als Marie-Thérèse Kerschbaumer? Dies läßt sich, so vermute ich, kaum anders als mit einem Geschmacksurteil oder mit Leerformeln beantworten. Wohl aber können Gründe für die auffallende Präsenz Handkes und die geringe Beachtung Kerschbauers angeführt werden. Und dies, eben Kanonreflexion, ist eine Aufgabe der Germanistik.

Unsinnig ist es, von einer verkündeten Höhe des Gegenstandes auf die Höhe des Betrachters und einen entsprechenden Erkenntnisgewinn zu schließen. Über die „schlechte Autorin A“ sei eben kein guter Vortrag möglich, wurde kürzlich auf einer Tagung geurteilt; es lohne sich nicht, über den wenig bedeutenden Autor B zu forschen, war anderswo zu hören. Und vor zwei Jahren sagte Martin Esslin mit der ganzen Autorität seines „Absurden Theaters“ bei einem Symposium: „Mayröcker schreibt schlecht“ — er konnte nicht erklären, warum. Ihm wurde entgegengehalten: „Mayröcker ist = schreibt gut“. Esslin winkte ab und verwies auf Erfahrungen seiner Machtposition. Er habe als Hörspielleiter der BBC — und indem er dies ins Treffen führte, wollte er, daß man sich vor seiner Stellung verbeuge, sich ihr beuge — tausend Manuskripte zu beurteilen gehabt: und nun wisse er eben, was „gut“ ist. Esslin ist nicht der einzige, der so zirkel-schlüssig argumentiert.

„Wer in der Literaturgeschichte nur sichere Werte feiert, der brauchte sich seine bürgerliche Sicherheit nicht zum Vorwurf zu machen“, gibt Adolf Muschg zu bedenken und fügt hinzu: „Die bösen Zungen real existierender Dichter berührten ihm dann so wenig wie ihre Not“.³⁵ Es kann und soll nicht darum gehen, sich durch ein so postuliertes Erhabenes selbst zu erheben („der ewige Goethe zieht mich hinan“). Es geht vielmehr um Erkenntnis(gewinn) — und dieser ist durchaus auch durch Studien über „gescheiterte“ Autoren möglich; das hat sehr eindrucksvoll z. B. Johann Sonnleitner mit seinem Buch über den völkischen Bestsellerautor Robert Hohlbaum bewiesen.³⁶ Den Autoritätspersonen des Faches, die „pro domo“ arbeiten, wirft Klaus Laermann vor, daß ihre Studien sich nicht „den Anflug eines Zweifels“ durchgehen ließen. „Offene Fragen zu benennen, erschiene ihnen unmöglich [...]. Ihnen geht es weniger um eine zusammenhängende Darstellung von Begriffen oder Schlußfolgerungen als vielmehr um eine unabsehbare Reihung von Urteilen“.

Dies entstehe aus einer starken „Bindungspflicht“ des literaturwissenschaftlichen Autors an seinen Text, einem „entschlossenen Engagement für dessen Richtigkeit“ sowie einem großen Maß an „Eigenüberzeugung“. Gerade kryptische Redeweisen seien eine Erfolgsgrundlage der „neuen Unverständlichen“: Unklare Texte „zeichnen sich dadurch aus [...], daß sie (durch die Häufung von Urteilen und den Wegfall von Begründungen) einen erheblichen Überzeugungsüberschuß aufweisen. Ihre starke Emotionalisierung steigert sich zuweilen zum hohen Ton einer Offenbarung“.³⁷ Eine Literaturwissenschaft, die ernst genommen werden will und auf Erkenntnis aus ist (und nicht in erster Linie auf Autorität), muß darauf achten, fundiert — also auch in Argumentationsweisen, Analysen und Urteilen begründet — **und** (vereinfacht gesagt: einem „informierten Publikum“) verständlich zu sein.

Wie soll nun die Literaturwissenschaft an diese Fragen herangehen? Zunächst indem sie daran herangeht! Die Germanistik sollte nicht mit der Beweihräucherung und dem Weiterschreiben eines überkommenen Kanons „quasi religiöse Wirklichkeitsdeutung, ein weihevolleres Ersatzleben“³⁸ sein. Es muß vielmehr als eine unbedingte Aufgabe der Literaturwissenschaft gefordert werden, daß sie als Grundvoraussetzung ihres Tuns ihre Auswahlprinzipien sichtbar macht und erklärt, daß sie also ihr „Material“ nicht als ein vom Kulturhimmel gefallenes oder nebulos in den Literaturhimmel aufgefahrenes betrachtet, es damit in einer Gloriolen der Unantastbarkeit vorführt und sich letztlich selbst mit dem Reflex dieser Gloriolen umhüllt, auf uneinnehmbare Machtpositionen zurückzieht. Von der Höhe der Lehrstühle soll nicht auf die Objektivität der Perspektive geschlossen werden.

William Johnston forderte 1982 einen „offenen Kanon“ für die österreichische Literatur;³⁹ Walter Weiss plädierte 1983 für eine „offene Literaturgeschichte“.⁴⁰ Ich trete für eine „offene Literaturwissenschaft“ ein. „Offen“ bedeutet zunächst eine historisch bewußte Offenheit als Grundhaltung: Man verzichtet darauf, Literatur verordnen zu wollen, ist sich bewußt, daß man jedenfalls den Kanon mitgestaltet, reflektiert dies und stellt die eigenen Voraussetzungen und Forschungsergebnisse verständlich zur Diskussion, ohne durch kryptische Purzelbäume und unnötige theoretische Handstandüberschläge den eigenen Text zu einer verschleierte Selbstbauchpinselei aufzuputzen. So kann und soll neben dem bisher Arrivierten und Anerkannten auch Vernachlässigtes in den Blick kommen, ist Platz für Sätze und Gegensätze. Eine „offene Literaturwissenschaft“ ist derart auch interdisziplinär und interkulturell offen, ist dem Literaturbetrieb, dem „Kulturleben“ und insgesamt der sog. Öffentlichkeit gegenüber offen und kann, sich auf eine fundierte Wissenschaftlichkeit stützend, auf Theorie **und** Empirie, u. a. eine Vermittlerrolle spielen, ohne mit dem Mittagsblatt konkurrieren zu wollen.

Wird ein „erweiterter Literaturbegriff“ angewendet, so ist es etwa im Rahmen einer Literaturgeschichte Österreichs⁴¹ möglich, nicht mehr nur einige als „hochstehende“ Literatur geadelte Spitzen komischer Traditionen und

Spielformen an der ästhetisierenden Leine zu halten und promenieren zu führen, sondern darüber hinaus eine Breite, eine Vielfalt komischer Textsorten und auch deren Wirkung darzustellen — z. B. das bisher zu wenig in eben seiner Vielfalt geachtete und beachtete Wiener Volksstück, das im 18. Jahrhundert mit wesentlich differenzierteren Mitteln arbeitet, zweifellos komischer ist als die sächsische Komödie und wegen seiner vordergründigen Körperlichkeit in der dionysisch-orgiastischen Tradition von der Bühne eines „höheren“ Kanons vertrieben wurde.

Ein „erweiterter Literaturbegriff“ erweist sich auch für die Betrachtung der „Gegenwartsliteratur“ von Vorteil. Noch in den siebziger Jahren war die Meinung weit verbreitet, daß für eine germanistische Analyse der unmittelbar zeitgenössischen Literatur die Distanz zu gering sei. Hermann Schlösser hat kürzlich darauf hingewiesen, daß dieses Denk- und Argumentationsmuster im 19. Jahrhundert und in den zwanziger, dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts vorherrschte⁴² — was Hans Mayer als „Versagen einer weitgehend in den Gedanken des Kaiserreichs befangenen akademischen Wissenschaft“⁴³ wertet. Die programmatische „Fremdheit zwischen Geistesgeschichte und Gegenwartsliteratur“⁴⁴ tritt z. B. in Friedrich von der Leyens *Deutsche Dichtung in neuer Zeit* (1922) hervor, wo die Gegenwartsliteratur nicht an ihren eigenen Ansprüchen und Konzepten, sondern mit Wertmaßstäben vergangener Zeiten gemessen wird. Schlösser erläutert, „daß die Gegenwart für von der Leyen und andere Historiker konservativer Grundhaltung keinen positiven Eigenwert beanspruchen konnte“. Sie

galt lediglich als finsternes Durchgangsstadium zwischen einer glänzenden Vergangenheit und einer leuchtenden Zukunft, die sich alter Werte wieder besinnen wird. Bis dahin aber sollte die Aufgabe des Historikers darin bestehen, im Verein mit anderen „klärenden Mächten“ die tradierten Maßstäbe und Normen durch die Zeit zu tragen und vor der Bedrohung zu bewahren, die nicht zuletzt von der zeitgenössischen Literatur ausging.⁴⁵

Diese „geschlossene Literaturwissenschaft“, der der Gedanke, daß „Nähe zum Gegenstand auch zu einem Erkenntnisgewinn führen könnte, [...] weitgehend fremd“⁴⁶ ist, wurde von Walter Benjamin in ihrem „... geile[n] Drang aufs große Ganze“⁴⁷ und in ihrer Unfähigkeit, den Forderungen der eigenen Zeit in anspruchsvollem Sinne zu entsprechen, kritisiert. Allerdings, erläutert Schlösser, stand auch Benjamin einer literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Gegenwartsliteratur „so skeptisch gegenüber wie nur je ein Philologe alter Schule“.⁴⁸ Gerade aber von der Position des „mittendrin“ sind auch Aufschlüsse zu erwarten. In meiner Darstellung österreichischer Literatur der achtziger Jahre (*Innerlichkeit und Öffentlichkeit*; 1992) gehe ich eben davon aus: „Weil die Sicht auf die letzten zehn Jahre [...] noch weniger verstellt und verbaut ist, weil hier der ordnende Eingriff noch keine Kästchen geschaffen hat, so daß auch für Literaturwissenschaftler noch der Eindruck von Vielfalt besteht“.⁴⁹ Richtig folgert Hermann Schlösser, daß damit „Literaturgeschichte

zum offenen, d. h. prinzipiell unabschließbaren und permanent revisionsbedürftigen Projekt“ wird.⁵⁰

Der „erweiterte Literaturbegriff“ bedeutet keinesfalls ein Abfallen in eine schreckliche kanonlose Zeit, in der, wie oft befürchtet wird, alles gleichgültig, weil gleich gültig sei. Er zeigt vielmehr Differenzen, mindert den Zwang zur Harmonisierung und gibt die Möglichkeit des Vergleiches, der Überprüfung von Werturteilen, begünstigt also geradezu die Beobachtung, daß nicht alles gleich gültig ist.

Im Gegensatz zu Benjamin habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn der Literaturwissenschaftler an Informiertheit mit dem Mittagsblatt konkurrieren kann (das wären gewissenmaßen Mühen der Ebene) — wenn er sich dann im Sinne einer „offenen Literaturwissenschaft“ mit der zeitgenössischen Literatur beschäftigt und nicht von der Höhe seiner Autorität (ab)urteilt. „Literaturwissenschaft hat, will sie sich ernst nehmen“, schreibt Wendelin Schmidt-Dengler 1987, „gerade gegen die Überzeugungskraft der Klischees und Zuordnungen sich durchzusetzen“.⁵¹

Anmerkungen

1. Vgl. dazu auch den unten ausführlicher zitierten Beitrag von SCHLÖSSER, HERMANN: *Die Gegenwart zu Geschichte machen? Zur Darstellung des Zeitgenössischen in der Literaturgeschichte*. — In: SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN – SONNLEITNER, JOHANN – ZEYRINGER, KLAUS (Hrsg.): *Literaturgeschichte: Österreich. Prolegomena und Fallstudien*. Berlin 1995 (= *Philologische Studien und Quellen* 132), S. 54-63.
2. Vgl. MÜLLER-KAMPF, BEATRIX: *Verspäteter Aufbruch. Zum akademischen Literaturbegriff in Österreich (1945-1980)*. — In: KNAPP, GERHARD P. – LABROISSE, Gerd (Hrsg.): *Wandlungen des Literaturbegriffs in den deutschsprachigen Ländern seit 1945*. Amsterdam 1988 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 27), S. 343-378.
3. Vgl. HEIN, JÜRGEN: *Kanon-Diskussion in Literaturdidaktik und Öffentlichkeit. Eine Bestandsaufnahme*. — In: KOCHAN, DETLEF C. (Hrsg.): *Literaturdidaktik — Lektürekanon — Literaturbetrieb*. Amsterdam, Atlanta 1990 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 30), S. 311-346; folgende Zitate: S. 335 (Hervorhebung Zeyringer). Heins Arbeit basiert auf Literaturlisten von 17 Germanistischen Instituten in West-Deutschland, ferner aus Zürich und den USA-Universitäten Oregon und Washington. Vgl. in diesem Band auch die Beiträge von BÖHLER, MICHAEL: *Der Lektürekanon in der deutschsprachigen Schweiz. Eine Problemskizze* (S. 9-63); HOLZNER, JOHANN: *Kanon-Diskussion und Kanon-Destruktion in Österreich* (S. 113-135) und DONNENBERG, JOSEF: *Kanon? Zeichen setzen! Kanon-Problem und Kanon-Revision in Österreich. An Beispielen*. (S. 137-162).
4. Ebda, S. 335.
5. Vgl. z. B. GRAWE, CHRISTIAN: *Der Lektürekanon der Germanistik als Fremdsprachendisziplin: Grundsätzliche und praktische Überlegungen*. — In: WIERLACHER, ALOIS (Hrsg.): *Fremdsprache Deutsch. Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie*. Bd. 2. München 1980 (= UTB 913), S. 358-386, bes. S. 362; KRUSCHE, DIETRICH: *Vermittlerrelevante Eigenschaften literarischer Texte*. — In: WIERLACHER, ALOIS (Hrsg.): *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München 1985, S. 413-433, bes. S. 414.
6. KRUSCHE, DIETRICH: *Die Kategorie der Fremde. Eine Problemskizze*. — In: *Fremdsprache Deutsch* (Anm. 5), Bd. 1 (= UTB 912), S. 53.

7. Vgl. ZEYRINGER, KLAUS: „Aus-Wahl-Verwandtschaften“ — Ein Literaturkanon. Zur Germanistik an französischen Universitäten. — In: *Info DaF* 1/1991, S. 40-54. Vgl. dazu die Untersuchungen zur „internationalen Germanistik“ von FREY, EBERHARD: Rezeptionsforschung in der Didaktik deutscher als fremder Literatur. — In: *Fremdsprache Deutsch* (Anm. 5) Bd. 2, S. 438-458. Ähnliche Beobachtungen z. B. auch bei RUTHNER, CLEMENS: *Auf der anderen Seite. Zur (ausgegrenzten) Phantastik unter besonderer Berücksichtigung Österreichs*. — In: SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN - SONNLEITNER, JOHANN - ZEYRINGER, KLAUS (Hrsg.): *Die einen raus — die anderen rein. Kanon und Literatur. Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs*. Berlin 1994 (= *Philologische Studien und Quellen* 128), S. 95-111.
8. GROßKLAUS, GÖTZ - WIERLACHER, ALOIS: *Zur kulturpolitischen Situierung fremdsprachlicher Germanistik, insbesondere in Entwicklungsländern*. — In: *Fremdsprache Deutsch* (Anm. 5), Bd. 1 (Anm. 6), S. 97.
9. In diesem Abschnitt (wie auch im Abschnitt 6) folge ich im wesentlichen SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN - ZEYRINGER, KLAUS: *Die einen raus — die anderen rein. Zur Problematik des Kanons in der österreichischen Literatur*. — In: *Die einen raus* (Anm. 7), S. 9-18.
10. SCHWEIKLE, GÜNTHER: *Kanon*. — In: SCHWEIKLE, GÜNTHER - SCHWEIKLE, IRMGARD (Hrsg.): *Metzler Literatur Lexikon. Stichwörter zur Weltliteratur*. Stuttgart 1984, S. 220.
11. BUCK, GÜNTHER: *Literarischer Kanon und Geschichtlichkeit* (Zur Logik des literarischen Paradigmenwechsels). — In: *DVjs* 57/1983, S. 352.
12. BAUR, ÜWE: *Prozesse der Kanonisierung österreichischer Literatur*. — In: *Die einen raus* (Anm. 7), S. 204.
13. KAYSER, WOLFGANG: *Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*. 20. Aufl. Tübingen - Basel 1992 (Erstausgabe 1948).
14. Ebda, S. 12 (Hervorhebung Zeyringer). Vgl. dazu STRUBE, WERNER: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Untersuchungen zur literaturwissenschaftlichen Definition, Klassifikation, Interpretation und Textbewertung*. Paderborn u. a. 1993 (= *Explicatio*), S. 27: „Zu sagen, ein Text sei ein literarisches Kunstwerk, heißt in der Regel ja nicht nur, ihm eine Eigenschaft zuzuschreiben oder ihn einzuordnen, sondern auch und vor allem: ihn auszuzeichnen mit einem Ehrentitel.“
15. Alle Zitate: Ebda, S. 12.
16. Ebda, S. 14.
17. Vgl. GREINER, BERNHARD: *Die Komödie. Eine theatralische Sendung: Grundlagen und Interpretationen*. Tübingen 1992 (= UTB 1665).
18. Vgl. KOBERSTEIN, AUGUST: *Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Literatur*. Leipzig 1827, S. 1.
19. BATTS, MICHAEL S.: *Zum Begriff der Literatur und der Literaturgeschichte*. — In: VOßKAMP, WILHELM - LÄMMERT, EBERHARD (Hrsg.): *Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung. Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft*. Tübingen 1986 (= *Kontroversen, alte und neue* 11), S. 87. Vgl. dazu ARNTZEN, HELMUT: *Die Sprache der Literaturwissenschaft als Anpassungsversuch*. — In: GRIESHEIMER, FRANK - PRINZ, ALOIS (Hrsg.): *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven*. Tübingen 1991 (= UTB 1640), S. 71: „Spätestens seit der Scherer-Zeit ist die Literaturwissenschaft abrichtbar geworden [...], vor allem, weil sie sich ihr Bewußtsein sowohl von dem, was Wissenschaft sei, wie auch von dem, als was Literatur aufzufassen sei, von außen vorschreiben, weil sie sich fremdbestimmen ließ.“
20. HOHENDAHL, PETER UWE: *Von der politischen Kritik zur Legitimationswissenschaft. Zum institutionellen Status der Literaturgeschichte nach 1848*. — In: BÜRGER, PETER (Hrsg.): *Zum Funktionswandel der Literatur*. Frankfurt/M. 1983 (= *es* 1157, *NF* 157), S. 211.
21. CONRADY, KARL OTTO: *Illusionen der Literaturgeschichte*. — In: CRAMER, THOMAS (Hrsg.): *Literatur und Sprachen im historischen Prozeß. Vorträge des deutschen Germanistentages Aachen 1982*. Bd. 1: *Literatur*. Tübingen 1983, S. 11-31, Zitat: S. 15. In den Ausführungen über Benno von Wiese folge ich im wesentlichen Conrady.

22. Zitiert nach ebda, S. 16.
23. WIESE, BENNO VON: *Dichtung und Volkstum*. Frankfurt/M. 1934 (= Deutsche Schriften zur Wissenschaft 2), S. 17. Zitiert nach CONRADY (Anm. 21), S. 16.
24. Vgl. STRALLHOFER-MITTERBAUER, HELGA: *NS-Literaturpreise für österreichische Autoren. Eine Dokumentation*. Wien - Köln - Weimar 1994 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 27), S. 41-45, besonders S. 45, Zitat: S. 42.
25. WIESE, BENNO VON: *Ist die Literaturwissenschaft am Ende?* — In: FAZ, 13. Oktober 1973. Zitiert nach CONRADY (Anm. 21), S. 16.
26. PFAU, DIETER - SCHÖNERT, JÖRG: *Probleme und Perspektiven einer theoretisch-systematischen Grundlegung für eine „Sozialgeschichte der Literatur“*. — In: HEYDEBRAND, RENATE VON - PFAU, DIETER - SCHÖNERT, JÖRG (Hrsg.): *Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf*. Tübingen 1988, S. 5.
27. Ebda (Hervorhebung Zeyringer).
28. STRUBE (Anm. 14), S. 54.
29. CONRADY (Anm. 21), S. 27.
30. PRINZ, ALOIS: *Von einem der auszog ... Versuch, auf die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Wissenschaft mit Gottfried Keller eine Antwort zu finden*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19), S. 325.
31. Vgl. ZEYRINGER, KLAUS: „Geistvolle Satire“ und/oder „grobschlächtiges Konglomerat tendenziöser Anekdoten“? Zu Voltaires „Candide“ und Johann Pezzls „Faustin“. — In: *arcadia* 2/1990, S. 144-159.
32. Vgl. LÄNGLE, ULRIKE: *Felder Franz Michael, François Michel, Ferenc Mihály etc. (1839-1869)*. — In: *Die einen raus* (Anm. 7), S. 19-39.
33. HEISE, HANS-JÜRGEN: *Von Maklern und Machern. Über den Aktualitätenmarkt des Literaturbetriebes*. — In: ARNOLD, HEINZ LUDWIG (Hrsg.): *Literaturbetrieb in der Bundesrepublik Deutschland. Ein kritisches Handbuch*. 2., völlig veränderte Auflage. München 1981, S. 286.
34. SCHMID, GEORG: *Reserve/Regreß/Repression. Axiome zur historischen Entwicklung der „literarischen Moderne Österreichs“ nach 1945*. — In: BARTSCH, KURT - GOLTSCHNIGG, DIETMAR - MELZER, GERHARD (Hrsg.): *Für und wider eine österreichische Literatur*. Königstein/Ts. 1982, S. 79.
35. MUSCHG, ADOLF: *Erlaubt ist, was gelingt. Der Literaturwissenschaftler als Autor*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19), S. 163.
36. Vgl. SONNLEITNER, JOHANN: *Die Geschäfte des Herrn Robert Hohlbaum. Die Schriftstellerkarriere eines Österreicherers in der Zwischenkriegszeit und im Dritten Reich*. Wien - Köln 1989 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 18).
37. LAERMANN, KLAUS: *Die Lust an der Unklarheit und die Schmerzgrenzen des Verstehens. Dunkelheit als Erfolgsgrundlage in den Geisteswissenschaften*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19); alle Zitate: S. 86.
38. WILLEMSEN, ROGER: *Tragödien der Forschung. Über eine Literaturwissenschaft ohne Literatur*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19), S. 58.
39. Vgl. JOHNSTON, WILLIAM M.: *Das Prokrustesbett österreichischer Identität in der Literatur. Wider einen geschlossenen Literaturkanon*. — In: *Für und wider* (Anm. 34), S. 43-52.
40. Vgl. WEISS, WALTER: *Das Salzburger Projekt einer österreichischen Literaturgeschichte. Konzepte und Probleme*. — In: *Sprachkunst* 14/1983, S. 56-66.
41. Vgl. dazu auch: *Literaturgeschichte: Österreich* (Anm. 1).
42. Vgl. SCHLÖSSER (Anm. 1).
43. MAYER, HANS: *Einleitung*. — In: MAYER, HANS (Hrsg.): *Deutsche Literaturkritik. Vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik (1899-1933)*. Frankfurt/M. 1978, S. 31.
44. Vgl. KÖNIG, CHRISTOPH: *Blättern statt Entscheiden. Von der Fremdheit zwischen Geistesgeschichte und Gegenwartsliteratur im Zeitraum 1910-1925*. — In: IWASAKI, EIJIRO (Hrsg.):

Begegnung mit dem „Fremden“. Grenzen — Traditionen — Vergleiche. München 1991
(= Akten des VIII. Internationalen Germanistenkongresses 6) S. 53-58.

45. SCHLÖSSER (Anm. 1), S. 55.
46. Ebda, S. 56.
47. Walter Benjamin nach: SCHLÖSSER (Anm. 1), S. 56.
48. Ebda, S. 58.
49. ZEYRINGER, KLAUS: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* Tübingen 1992, S. 9.
50. SCHLÖSSER (Anm. 1), S. 58.
51. SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN: *Gelerntes Verdrängen. Zu einem Verhaltensmuster in der österreichischen Literaturwissenschaft nach 1945.* — In: *Freibord* (Wien) (1987) 57, S. 15.



SPRACHWISSENSCHAFT



Wolfgang Bachofer (Hamburg/Veszprém)

Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache

oder: Martin Luther hat das Neuhochdeutsche
nicht erfunden!¹

1. Einführung

An den Anfang meiner Ausführungen setzte ich eine Negativbeschreibung, die aber zugleich deutlich macht, weshalb die Entstehung, Entwicklung, Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache ein so zentrales Thema der Sprachwissenschaft, genauer: der diachronen Linguistik, ist: Es gibt weder das Althochdeutsche² noch das Mittelhochdeutsche³, nicht das Altsächsische⁴ noch das Mittelniederdeutsche⁵. Aber es gibt Tendenzen der Vereinheitlichung: Die Mittelhochdeutsche Dichtersprache des 13. Jahrhunderts und die Mittelniederdeutsche Schriftsprache der Hanse im 13.-15. Jahrhundert. Insgesamt ist von stark mundartlich geprägter Schriftsprache bis ins 15. Jahrhundert auszugehen — vom gesprochenen Deutsch ganz zu schweigen!

Ansätze zu einer überregionalen Schreibsprache finden wir im Spätmittelalter auf drei Ebenen:

- Da ist zunächst die Prager Kanzlei, besonders unter Kaiser Karl IV. Er öffnet den Humanisten die Pforten seines Hofes, und er holt Kanzleimitarbeiter aus den verschiedensten Regionen in seine „Zentralverwaltung“ — so etwas müssen wir uns unter dem Terminus „kaiserliche Kanzlei“ vorstellen, nicht eine „Schreibstube“, in der ein paar Kopisten wirken — die natürlich versuchen müssen, einen einheitlichen Duktus für alle Schriftstücke zu finden, die Prag in alle Richtungen des Reiches verlassen.

Diese „Prager Kanzlei-Sprache“ geht in der Folgezeit wieder verloren — sie kam „vielleicht zu früh“, meint Fritz Tschirch, erst „100-150 Jahre später innerhalb des kursächsisch-wettinischen und österreichisch-habsburgischen Einflußbereichs“ konnte eine solche Kanzleisprache erfolgreich sein.⁶

- Als zweites haben wir die Sprache der Hanse, die aber zeitlich und räumlich begrenzt bleibt und interessanterweise mit der Reformation untergeht: Die Luther-Bibel siegt über die niederdeutsche Bibelübersetzung von 1494 und die Bughagen-Bibel von 1534, obwohl diese ein halbes Jahr vor der ersten vollständigen Luther-Bibel erschienen ist.

- Schließlich gibt es da noch das „Gemeine Deutsch“,⁷ ein im 14. und 15. Jahrhundert immer wieder auftretendes Wort, um dessen Interpretation es viel Streit unter den Gelehrten gegeben hat.

Der früheste Beleg (1384) stammt von dem Wiener Lesemeister Leopold Stainreuter, der in einer theologischen Schrift der lateinischen Rhetorik folgen will und dadurch gelegentlich gegen die Wortfolge des „gemeinen Deutsch“ verstoßen werde:

Man möge verstehen, schreibt er, „ob ich etwenn an dem ersten setze ein wort oder einen sinn, der in gemeinen teutsche an das leste gehoret“,⁸ denn dann folge er den Regeln der lateinischen Syntax. Was Stainreuter also selbst schreibt, ist eine humanistische deutsche Kunstprosa, die sich von der allgemein üblichen Ausdruckweise in Wort und Schrift weit entfernt. In diesem Sinne gebrauchen auch die übrigen Autoren des 15. Jahrhunderts das Wort „gemeines Deutsch“ und so meint es auch Luther in den Tischreden:

Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten-Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian, und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen etc. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.⁹

Daß diese Meinung Luthers eine Fiktion war, beweist der Auszug aus einer Anweisung für Berufsschreiber aus Köln 1527, gedruckt bei Servatius Kruffter „Formulare und duytsche Rethorica“:

Eyn schriuer wilcher land art der in duytscher nacioin geboren is/sal sich zo vur vyß flyssigen/dat he ouch ander duitsch/dan als men in synk land synget/schriuen lesen und vur nemen moeg. Als is he eynn Franck/Swob/Beyer/Rynlender etc. sall (sc. he) ouch sassenscher/merckyscher sprache eyns deyls verstandt hauen Des gelichen wederumb/is einer eyn Saß/Merker etc. he sal sich des hochduytschen myt flissigen. dan eynem berömden schriuer kumpt mencher leye volck zo hant/vnd wan als dan eynn ytlicher wulde ader südde syngen als ym der snauel gewassen were/so bedörfft men wail tussen eynem Beyeren vnd Sassen eyn tolmetsch.¹⁰

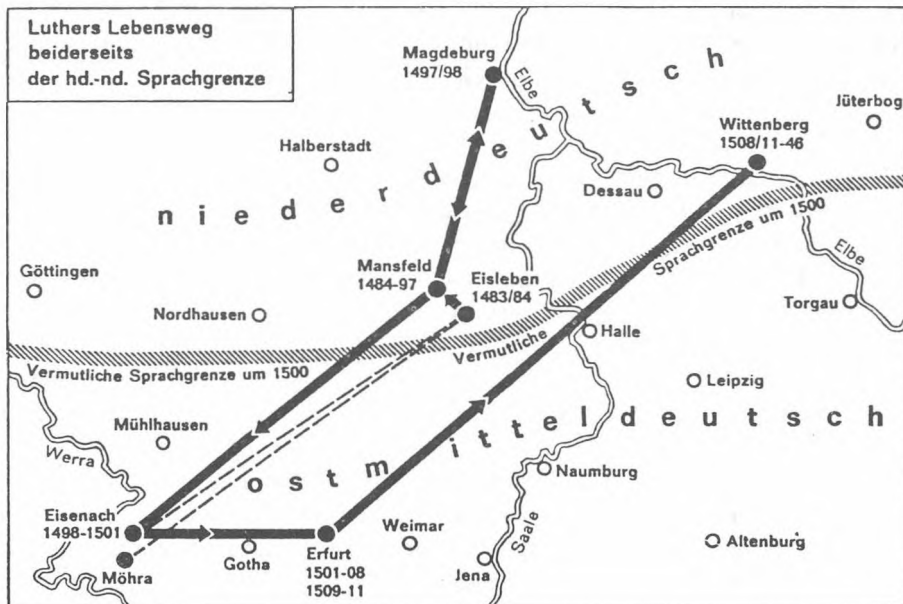
Aber gerade dieses letztes Zitat zeigt auch, daß es eine Notwendigkeit war, eine einheitliche deutsche Schreibsprache zu entwickeln. Dies hatte folgende Gründe:

1. Es gab wirtschaftliche Notwendigkeiten, denn Handel, Produktion und Vertrieb mußten sich den veränderten und vor allem vergrößerten Märkten anpassen.
2. Der Streubesitz der deutschen und europäischen Fürstenhäuser mußte verwaltet werden — schon vor dem 30jährigen Krieg gleicht die Landkarte Deutschlands einem Flickenteppich.

3. Die Buchdrucker und Verleger wollen ihre deutschsprachigen Bücher absetzen (wie langwierig dieser Prozeß war, beweist die Tatsache, daß erst 1681 die Zahl der produzierten deutschsprachigen Bücher die der lateinischen übersteigt).
4. Schließlich kann auch — zumindest bei Intellektuellen — die Erkenntnis des Zusammenhanges von Sprache und Nation, der bei den Engländern und Franzosen deutlich fortgeschritten war, eine Rolle gespielt haben.

Alle diese Motive für eine Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache — und um diese, nicht um das kommunikative Deutsch auf den Märkten, in den Versammlungen der Stände und Zünfte oder selbst in der Predigt geht es — führen um 1500 zu einer plurizentrischen Einigung. Dies ist der entscheidende Unterschied zu allen früheren Erklärungsmodellen.¹¹ Nicht von einer Landschaft ging die Einigung aus, sondern das Zusammengehen der Gelehrten, der Kanzlisten und der Drucker aus dem ostmitteldeutschen und dem ostoberdeutschen Raum — in Dialekten ausgedrückt: durch das Zusammenwirken von Ostmitteldeutschen, Ostfranken und Ostbayern — führte zu einem einheitlichen neuen Deutsch, zu einem Neuhochdeutsch! Und in diesem Prozeß konnte nun auch Luthers Platz und Bedeutung neu bestimmt werden.

Luther stammt aus dem niederdeutschen Raum, aber er wechselt im Laufe seines Lebens häufig in den mitteldeutschen. Daß seine Muttersprache Niederdeutsch war, können wir z. B. an einem Reim in einem Kirchenlied erkennen: Luther reimt dort „rufen: öffne“, was niederdeutsch rein klingt: „rópen: ópen“.¹² Luther schreibt zunächst landschaftsgebunden und uneinheitlich.



Tafel 1: nach TSCHIRCH, FRITZ, a. a. O., 107.

Dann bedient er sich mehr und mehr einer ostmittel-ostoberdeutschen „Schreibunion“, wie wir dem schon vorgetragenen Zitat entnehmen können: „Ich rede nach der sächsischen Canzeley“.

Und in dieser Sprache übersetzt er die Bibel und verhilft damit — d. h. mit der Verbreitung seiner Bibelübersetzung — dieser Einheitssprache zum Siege.

Die sogenannte „September-Bibel“, die Übersetzung des Neuen Testaments von 1522 — noch ohne Verfasser-, Verleger-, Drucker- und Jahresangabe — ist bei einer wahrscheinlichen Auflage von 3.000 bis 5.000 Stück so rasch verkauft, daß noch im gleichen Jahre eine — immer noch anonyme — zweite Auflage erforderlich wurde. Schon im nächsten Jahre gibt es die ersten Raubdrucke und Übersetzungen ins Niederdeutsche, Niederländische und Dänische. Die 3. Auflage von 1524 offenbart dann den Autor/Übersetzer, was die Verbreitung des Lutherschen Neuen Testaments nur beschleunigt. Ich zähle nicht die vielen Übersetzungen und Auflagen auf, sondern fasse die erstaunliche Verbreitung mit Fritz Tschirch wie folgt zusammen:

Eine vorsichtige Berechnung auf der Grundlage einer durchschnittlichen Auflagenhöhe von 2.000 Stück und einer Bevölkerung von 15 Millionen um 1525 ergibt, daß im Jahre 1533 jeder 70. Deutsche bzw. jeder 10. deutsche Haushalt ein Luthersches NT besaß.¹³

Die Übersetzung des Alten Testaments wurde ebenso stürmisch aufgenommen, wobei vor allem zu beachten ist, daß diese Übersetzung wie ein Fortsetzungsroman, d. h. in fortlaufenden Teilen und später in Sonderausgaben der einzelnen Bücher, erschien.

Für die Gesamtverbreitung bemühe ich nochmals Tschirch, der errechnete, daß bei einer Auflage von 2.000 Stück pro Auflage zur Zeit von Luthers Tod jeder 17. Deutsche, d. h. jede 2 1/2. Familie einen Druck oder Teildruck seiner Bibelübersetzung besessen hat.¹⁴

Die ganze Breitenwirkung dieser neuen Sprache wird einem aber erst ganz deutlich, wenn man bedenkt, daß gleichzeitig mit der Verbreitung der Lutherschen Bibelübersetzung die Reform des Gottendienstes einherging. Und hier wirkt Luther mit seiner Kirchenpostille, einer predigtartigen Auslegung der Perikopen der Advents- und Weihnachtszeit, von 1522 — zu seinen Lebzeiten 15 mal nachgedruckt! —, mit seinen Beiträgen zum evangelischen Gesangbuch (insgesamt 38 Lieder) und schließlich mit dem Großen und Kleinen Katechismus, der bis in das 20. Jahrhundert hinein den evangelischen Religionsunterricht beherrschte.

Die Literaten des 16. Jahrhunderts stehen zunächst alle im Banne Luthers, auch die Katholiken wie Emser und Dietenberger schreiben „lutherisch“. Nur in der Schweiz gibt es durch Zwingli eine eigenständige Schweizerische Variante der deutschen Schriftsprache: Die Zürcher Bibel von 1530. Nach Zwinglis Tod wird bei einer Neuauflage seiner Bibelübersetzung die Diphthongie-

rung durchgeführt und damit die Verbreitung der Zwingli- oder Calvinisten-Bibel zumindest in Oberdeutschland gesichert.

Ab Mitte des Jahrhunderts melden sich dann die ersten Kritiker zu Wort: Ägidius Tschudi (1505-1572) geißelt die „nasweisen Kanzler und consistorischen Schriber“ und Johann Fischart (1550-1589) nennt die Sprache der Kanzleien ein „Dintendeutsch“. ¹⁵ Hier macht sich die Rückbesinnung auf Luther bemerkbar, dessen „Schreibe“ auch immer etwas von „Rede“ spüren ließ. Und so, „dem gemeinen Manne aufs Maul schauend“, schreiben denn auch Luthers Parteigänger, die es natürlich leichter haben als die Gegenreformatoren.

Wichtig ist auch, daß sich im niederdeutschen Raum durch die Lektüre der Lutherschen Schriften allmählich eine hochdeutsche und das ist eben eine Meißnische Sprache in der gesprochenen Sprache durchsetzt: Niederdeutschland wird zweisprachig!

Der Erfolg dieser Aneignung ist, daß hier ein dialektfreies Hochdeutsch entsteht — noch heute heißt es, daß in Hannover das reinste Hochdeutsch gesprochen wird! Und nicht von ungefähr kommt der erste Grammatiker dieses Hochdeutschen, Justus Georg Schottel (1612-1676), aus Einbeck.

* * *

Ich überspringe jetzt die etwa 100 Jahre nach Luthers Tod, in der sich eine rückläufige Entwicklung hinsichtlich der deutschen Sprache bemerkbar macht, die Alà-mode-Zeit, und gehe zum Abschluß auf das Programm für die Spracharbeit der nächsten drei Jahrhunderte, das Georg Philipp Harsdörffer 1644 formulierte, ein:

- I. Daß die Hochtutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande / ohne Einmischung fremder ausländischer Wörter / auf das möglichste und thunlichste erhalten werde. (*Spracheinheit*)
- II. Daß man sich zu solchem Ende der besten Aussprache im Reden / und der zierlichsten gebunden = und ungebundener Schreibarten befleissige. (*Sprachschönheit*)
- III. Daß man die Sprache in ihre grundgewisse Richtigkeit bringe / und sich wegen einer Sprache und Reimkunst vergleiche / als welche gleichsam miteinander verbunden sind. (*Sprachrichtigkeit*)
- IV. Daß man alle Stammwörter in ein vollständiges Wortbuch samle / ... (*Wörterbuch*)
- V. Daß man alle Kunstwörter von Bergwerken / Jagrechten / Schiffarten / Handwerkeren / u. d. g. (*und dergleichen*) ordentlich zusammentrage. (*Fachwörterbücher*)
- VI. Daß man alle in fremden Sprachen nützliche und lustige Bücher / ohne Einmischung fremder Flickwörter / übersetze... (*Gute Übersetzungen*)

Dieses alles zu leisten ist viel mühesamer, schreibt *HARSDÖRFFER*, als der *Uneingeweihte* in einem Nun erkennen und eilschwülstig (*in aufgeblasener Eilfertigkeit*) beurtheilen kan. Er weiß, daß ein so großes Werk geraume Zeit /

gesamte Handanlegung aller Teutschlieben-Gemüther / [...] / und dann grosser Herren gnädige Handbietung erfordert. *Damals wie heute die gleiche Situation: Große wissenschaftliche Unternehmungen erfordern Zeit, die Zusammenarbeit Gleichstrebender und die Finanzierung durch wohlwollende Geldgeber.*¹⁶

Wichtig ist hier — neben allem Grundsätzlichen — auch die Herausbildung einer neuen Bedeutung für das Wort „hochdeutsch“. Bis weit in das 15. Jahrhundert hinein wird dieses Wort synonym für „oberdeutsch“ und als Opposition zu „niederdeutsch“ gebraucht. Daneben steht „oberländisch“ und „niederländisch“, wobei das letztere wiederum ein Problem in sich birgt: es ist nicht = neuniederländisch oder holländisch.

Bei den Mitgliedern der Sprachgesellschaften meint „hochdeutsch“ aber das „Meissnische, welches die rechte Hochdeutsche Mundart ist“ (Zeesen 1641 in seinem *Hochdeutschen Helikon*).

Schottel schreibt in der 2. Auflage der *Teutschen Sprachkunst*: „Die Hochteutsche Sprache [...] ist nicht ein Dialectus eigentlich, sondern Lingua ipsa Germanica.“ Und Kaspar Stieler sagt 1691 in seinem Wörterbuch „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz“: „Hochdeutsch, dieweil die andere teutsche Mundarten, sie seyen Niederländisch, Sächsisch, Schweizerisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, Fränkisch, ja sogar Meißnisch, diese hochteutsche Sprache [...] nicht ist.“ Er meint sogar, dieses Hochdeutsch sei bereits allgemein auf Reichstagen, in Kanzleien und Gerichten, auf den Kanzeln der Kirchen und Universitäten und im allgemeinen Schriftverkehr im Gebrauch. Dies stimmt mit Sicherheit nicht für die mündliche Rede!¹⁷

Um 1650 vollzieht sich der Übergang vom „Meißnischen Deutsch“ zum „Hochdeutschen“, das über allen Mundarten steht. Es ist nicht aus einer Mundart erwachsen und von einer Person geformt, sondern es ist eine künstliche Schöpfung von Gelehrten, die diese Sprache aber selbst in Kunst und Wissenschaft beispielgebend gebrauchten.

Der weitere Konsolidierungsprozeß ist dann mit Namen wie Gottsched und Lessing, Adelung und Campe, Goethe und Schiller, und schließlich Raumer, Duden und Siebs besetzt und findet um 1900 seinen Abschluß — mit der Orthographiekonferenz von 1901 und der Ausspracheregulung von 1898.¹⁸

Anmerkungen

1. Vortrag, gehalten am Germanistischen Institut der ELTE am 25. November 1994.
2. BRAUNE – EGGERS: *Althochdeutsche Grammatik*. 13. Auflage. Tübingen 1975, S. 4.
3. PAUL – WIEHL – GROSSE: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 23. Auflage. Tübingen 1989, S. 9.
4. CORDES, GERHARD: *Altniederdeutsch*. — In: ALTHAUS – HENNE – WIEGAND: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. 2. Auflage. Tübingen 1980. S. 576.
5. EGGERS, HANS: *Deutsche Sprachgeschichte*. Bd. 2. Reinbek 1986, S. 78f.

6. TSCHIRCH, FRITZ: *Geschichte der deutschen Sprache*. 2. Teil. 3. Auflage. Bearb. von Werner Bech. Berlin 1989, S. 94.
7. s. Anm. 5, S. 152-154. Und: Anm. 6, S. 94f.
8. Zitiert nach EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 153.
9. Zitiert nach EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 151.
10. Zitiert nach TSCHIRCH, FRITZ, Anm. 6, S. 97.
11. Müllenhoff 1863 Kontinuitätstheorie, Burdach 1884 Prag-These, Frings 1936 koloniale Ausgleichssprache, die monozentrisch argumentierten.
12. Aus der Nachdichtung des 130. Psalms *Aus tiefer Not* zitiert nach TSCHIRCH, FRITZ, Anm. 6, S. 108.
13. TSCHIRCH, FRITZ, Anm. 6, S. 110.
14. a. a. O. S. 111.
15. EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 190.
16. AUS: EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 245.
17. Zitate nach EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 248f.
18. DUDEN, KONRAD: *Deutsche Rechtschreibung*, 1872; überarbeitete Auflage 1902. SIEBS, THEODOR: *Deutsche Bühnenaussprache*. 1898.



Rosemarie Schmidt (Jena)

„Dunkle Empfindung des Ähnlichen“

Präfixe bei Johann Christoph Adelung (1732-1806)

Obwohl die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Adelung nur einen relativ geringen Anteil an seinem Schaffen bilden, gründet sich gerade auf ihnen sein Ansehen bei Zeitgenossen und in späterer Zeit. In seiner neuen Grammatik für die Schule, die die alte Gottschedsche ersetzen sollte, wollte Adelung Kenntnisse über Grundlagen grammatischer Kategorien vermitteln und erreichen, daß der deutsche Sprachunterricht nicht mehr „das langweiligste und abschreckendste Gedächtnißwerk, welches man sich vorstellen kann“ ist. (ADELUNG 1781 a: Vorrede) Die *Deutsche Sprachlehre, zum Gebrauch der Schulen in den Königlich Preußischen Landen* (1781) ging dann in das *Umständliche Lehrgebäude der Deutschen Sprache* (1782) ein. Adelung hat darin alle wichtigen Erkenntnisse der Sprachwissenschaft seiner Zeit verarbeitet, und seine Darlegungen sind allgemein als Grundlagen der traditionellen Grammatik anerkannt.

Auch die Wortbildung hat bei Adelung einen wichtigen Platz.

Die meisten deutschen Grammatiker vor Adelung sahen die Wortbildung als Bestandteil der Lehre von den einzelnen Redeteilen. So wird jeweils am Ende der Darlegungen zum Nomen oder Verb auch die nominale bzw. verbale Wortbildung behandelt. (vgl. u. a. CLAJUS, SCHOTTELIUS)

Adelung geht an verschiedenen Stellen auf die Wortbildung ein: in der Abhandlung *Über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, besonders der deutschen* (1781), die 1782 in das *Umständliche Lehrgebäude der Deutschen Sprache* einging, und dort bei den einzelnen Redeteilen gleich nach der Einteilung dieser nach der Bedeutung (Substantiv, Adverb) bzw. zu Beginn des entsprechenden Abschnitts (Verb). Der Zusammensetzung widmet er nach der Behandlung der Wortklassen einen besonderen Abschnitt.

Nach ihrer Gestalt charakterisiert Adelung die Wörter im Deutschen als ein-, zwei- und mehrsilbig. Die uns hier interessierenden Präfixe werden als „Vorsylben“ bereits an dieser Stelle erwähnt.

Die mehrsilbigen Wörter sind entweder offenbar aus zweyen Wörtern zusammen gesetzt: Gold=staub ... auf=stehen; oder sie sind, mittelst gewisser Sylben, von einem einsylbigen Worte gebildet [...] Diese betonte Silbe kommt in eben derselben oder doch ähnlicher Bedeutung mit anderen Sylben mehrmals vor: ... hör=en, Hör=er, das Ge=hör, er=hör=en, Er=hör=ung, er=hör=lich, Hör=bar, Ge=hor=sam, so wie sich diese Vor- und Nachsylben wieder zu einer Menge anderer Wörter gesellen, und ihre Bedeutung auf ähnliche Art bestimmen ... (ADELUNG 1781 b: 9)

Adelung nimmt wie schon Clajus und Schottelius grundsätzlich und ursprünglich einsilbige „Stammsylben“ oder Wurzeln an. Die Bildung dieser Wurzelwörter/Wurzellaute erklärt er im Einvernehmen mit Herder und Rousseau als erste, auf „dunkle Empfindungen“ und mittelbar durch Nachahmung natürlicher Schälle gegründete sprachliche Erscheinungen, die später zum Teil verschwinden oder aus denen eben erst später abgeleitete Wörter entstehen. Wohl auch unter dem Einfluß Herders betrachtet er die Sprachbildung in zwei Perioden, wobei die erste auf „dunkle Empfindungen“ zurückgeht und in den Wurzellauten und Wurzelwörtern ein hörbares Merkmal nachgeahmt wird. (vgl. JELLINEK 1913/1914: 329 ff) Erst in die zweite Periode, die das eigentliche Betätigungsfeld für den Grammatiker ist, fällt die Entstehung abgeleiteter Wörter, zu denen in diesem Sinne auch die Präfigierungen zählen. Die Wortbildung als „nähere Etymologie“, die den Ursprung und die Bildung der zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter erklärt, ist auch Grundlage für Orthographie und Aussprache. (vgl. *Magazin* 1784)

Adelung behandelt nach den Wurzelwörtern zunächst die Flexionssilben und schließlich die Ableitungssilben. Diese fügen dem Wurzelwort einen gewissen Nebenbegriff hinzu. „Diese Ableitungslaute sind von gedoppelter Art; einige werden, dem Worte vorgesetzt, Vorsylben, andere, am Ende desselben angehängt, Nachsylben“. (ADELUNG 1781 b: 40/41) Präfixe und Suffixe werden also an dieser Stelle gleichermaßen als Ableitungselemente behandelt. Später wird noch deutlich werden, daß Adelung seine Meinung dazu zum Teil ändert.

Vor- und Nachsilben teilt Adelung nun danach ein, ob sie unbestimmte Wurzellaute sind und damit in ihrer Bedeutung relativ unbestimmt oder Wurzelwörter, die eine bestimmte Bedeutung tragen. Von den Vorsilben behandelt er dann fast ausschließlich die verbalen. Zu den Vorsilben aus Wurzellauten zählt er *b*, *be* und *g*, *ge*. Als bloßer Hauptlaut oft Zeichen der Verstärkung eines Begriffs können beide besonders vor *l*, *n*, *r* mit zum Wurzelwort gerechnet werden (*bleiben*, *Gnade*, *greiffen*).

B, *be* beschreibt er als Wurzellaute des späteren Wurzelwortes *bey*. An den aufgeführten Beispielen wird deutlich, daß *be* sich nur mit Verben verbindet. *Ge* dagegen kann sowohl mit „Zeitwörtern“ (*ge-stehen* und besonders zur Bildung des Partizips Perfekt *ge-standen*) gebraucht werden als auch mit „Hauptwörtern“ (*Ge-biß*, besonders bei Kollektiva und Frequentativa: *Ge-sinde*, *Ge-heul*). Die übrigen von Adelung hier erwähnten Präfixe sind alle verbalen Art: *er-*, *ent-*, *ver-*, *zer-*. Sie werden als „nackte Wurzelwörter, deren Bedeutung schon bestimmter ist“ (ADELUNG 1781 b: 41) gekennzeichnet und auf ehemals selbständige Partikeln zurückgeführt, die aber nicht mehr frei gebräuchlich sind. Dabei sind die abgeleiteten (also präfigierten) Wörter nach Adelung in ihrem Gebrauch den Basiswörtern ähnlich.

Nachdem Adelung auch bei den Suffixen darauf verweist, daß diese historisch aus selbständigen Wörtern entstanden sein können, so daß sie „mit dem

Wort, an das sie gehängt wurden, wahre Zusammensetzungen aus[machten]“ (ADELUNG 1781 b: 49), stellt er erstaunlicherweise die Zusammensetzung als zeitlich nach der Ableitung entstandene Wortbildungsart dar, nämlich als „eine Fortsetzung und Erweiterung des bey der Ableitung bereits angewandten Mittels“. (ADELUNG 1781 b: 60)

Bei der Darstellung der einzelnen Redeteile im *Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache* tauchen die Präfixe an unterschiedlichen Stellen auf. Für die Bildung der Substantive werden zunächst die in Frage kommenden Wurzelwörter erwähnt, dann werden für einzelne Bedeutungsgruppen des Substantivs die jeweils relevanten Ableitungssilben besprochen, zuerst Präfixe, dann Suffixe. Bei den Gattungswörtern nennt Adelung *be*, *ge* bzw. ihre Wurzellaute *b*, *g*. Dabei weist er darauf hin, daß *be* eigentlich ein verbales Präfix ist, so daß die meisten Substantive dieser Art von Verben abstammen (*Behälter*), obwohl auch unabhängig von Verben gebildete Substantive denkbar seien wie *Begier* aus dem Wurzellaute *gier*, das gleichhalt mit *begehren* sei. *Ge* ist dagegen typisch für Substantive, obgleich ihre Bedeutung in den Collectivis und Frequentativis bestimmter und deutlicher ist, als in den Appellativis oder Gattungswörtern. (ADELUNG 1782: 316)

Die Beispiele belegen, daß bei den Appellativa auch von Verben abgeleitete neben unabhängig aus Wurzelwörtern entstandene Bildungen denkbar sind (*Gestell*, *Geschöpf*). Bei den Collectivis oder Sammelwörtern erörtert Adelung nun ebenso wie bei den mit ihnen verwandten Iterativa, Frequentativa oder Wiederholungswörtern ausschließlich das Präfix *ge*. Bei ersteren weist er auf den Umlaut von *a*, *o*, *u* hin und den Übergang von langem *e* in *ie* bzw. kurzem *e* in *i* (*Gewässer*, *Gehölz*, *Geblüt*, *Gefieder*, *Gebirge*). Zu den Iterativa stellt er fest, daß hier das Präfix *ge* diese „aus den Infinitiven der Verborum mit Weglassung der Biegungssylbe en“ (ADELUNG 1782: 332) bildet (*Gebrüll*) und daß diese Bildungsart sehr produktiv ist

in der Sprache des gemeinen Lebens [...] wo man wohl von allen Infinitivis Iterativa dieser Art zu bilden, und alsdann nur das n mit Beybehaltung des e wegzuwerfen pflegt: das Gebelle, Gebeisse, Gedresche ... (ADELUNG 1782: 332)

Bei der Wortbildung des Verbs stellt Adelung zunächst Verben dar, die ohne Veränderung der Wurzel entstehen können. Diese werden meist aus „Umstandswörtern“ gebildet (*faulen*, zum Teil auch mit Umlaut, z. B. *röthen*), aber auch aus Substantiven (*meistern*) — an dieser Stelle führt Adelung interessanterweise auch ohne zusätzliche Erläuterung Beispiele mit Präfixen auf wie *behausen*, *zerfleischen*, *verglasen*. Dann folgen Verben, die aus anderen Verben gebildet werden und dabei den Stammvokal der Wurzel ändern bzw. den Schlußkonsonanten oder den Anlaut.

Danach beschreibt Adelung durch Vor- und Nachsilben abgeleitete Verben. Als Vorsilben zählt er auf *be-*, *ge-*, *emp-/ent-*, *er-*, *ver-*, *zer-*. Diese beschreibt er im einzelnen ausführlich nach ihren verschiedenen Bedeutungen.

Dabei verweist er zum Teil auch auf die Herkunft bzw. historische Entwicklungen und auf ihre Äquivalente in verschiedenen Mundarten, besonders der oberdeutschen. Vor allem bei *be-*, *ver-*, aber auch bei *er-* stellt Adelung besonders heraus, daß diese Vorsilben auch aus Substantiven und Adverbien Verben bilden helfen. *Ver-* charakterisiert er beispielsweise als eine sehr alte und produktive Ableitungssilbe, die in älterer Zeit eine eigene Partikel war. Als verwandt mit ihr führt Adelung die Präpositionen *fern*, *fort*, *für* an, deren Bedeutung *ver-* ebenso wie die Bedeutungen der Partikeln *er*, *aus*, *ur* in sich vereinige. *Ver-* kann Verben bilden sowohl aus anderen Verben als auch aus Substantiven und Adverbien. Adelung zählt dann verschiedene Bedeutungen auf, die *ver-* haben kann, zunächst in der Verbindung mit anderen Verben die Bedeutung 'weg' in sieben Untergruppen, zu denen er u. a. auch 'Irrthum' rechnet (*verrechnen*), die Bedeutung 'Verschließung' (*verstopfen*) und bloße 'Intension' (*verspotten*). Dann folgt eine Bedeutungsgruppe, bei der *ver-* hilft

Verba aus Substantiven und Adverbiis bilden, sowohl Neutra, ein Gerathen in einen Zustand, als auch Activa, ein Versetzen in denselben zu bezeichnen: veralten, [...] vergöttern ... (ADELUNG 1782: 734)

Die letzte Gruppe umfaßt Verbindungen von *ver-* mit Verben, Substantiven und Adverbien (*verflechten*, *verbrüdern*, *verehelichen*). Eine Beschreibung der Bedeutung wird hier allerdings überhaupt nicht gegeben.

Bei der Bestimmung des Status der Präfixe als Ableitungselemente oder Teile der Zusammensetzung hat Adelung trotzdem Schwierigkeiten. Vom historischen Standpunkt aus betrachtet er alle Ableitungssilben als ursprüngliche Wörter. Wohl deshalb tauchen die vorher unter der Ableitung genannten Vorsilben nochmals bei den zusammengesetzten Verben und zwar den „ächten Zusammensetzungen“ auf. Dort werden sie unter den untrennbaren Bestimmungswörtern aufgezählt. Zu denen gehören „diejenigen Partikeln, welche außer der Zusammensetzung mit Verbis nicht mehr üblich sind, al: *be*, *ent* (welches in einigen Fällen in *ant* und *emp* übergeht,) *er*, *ge*, *ver*, *zer*, *ur*, *after* und *miß*“. (ADELUNG 1782, S. 857) Untrennbare Bestimmungswörter solcher echten zusammengesetzten Verben sind bei Adelung auch *hinter*, *voll*, *wider*, die in dieser Verwendung ihre bestimmte Bedeutung verloren haben und auch keinen Ton tragen. *Miß-* behandelt Adelung als besonderen Fall, da es sowohl betont (*mißbilligen*) als auch unbetont (*mißfallen*) erscheint und sich auch bei morphologischen Veränderungen unterschiedlich — trennbar bzw. nicht-trennbar — verhält (*zu mißbilligen* – *mißgeartet*). Diese Besonderheiten motiviert Adelung in der Geschichte dieser Partikel; sie ist

als ein eigenes Adverbium im Hochdeutschen am spätesten veraltet, und wird in den gemeinen, besonders niederdeutschen Mundarten, noch völlig als ein allgemein verständliches Wort gebraucht. (ADELUNG 1782: 862)

Im 2. Band kommt Adelung im Abschnitt *Von der Zusammensetzung der Wörter* nochmals auf die Abgrenzung von Komposition, Ableitung und Fle-

xion zu sprechen. Die Komposition ist klar definiert als Verbindung zweier Ausdrücke klarer Begriffe zu einem Wort. Die Flexion oder Biegung dagegen „bezeichnet ein Verhältniß durch einen uns jetzt völlig dunkeln Wurzel-laut“. (ADELUNG 1782, Bd. 2: 212) Schwierigkeiten bereitet die Ableitung, die einen Nebenbegriff einbringt, der eben „oft gleichfalls nur dunkel gedacht werden kann, oft aber doch schon einen beträchtlichen Grad der Klarheit hat“. (ADELUNG 1782, Bd. 2: 212) Zwischen Ableitungssilben und Wurzelsilben ist der Übergang also fließend. Ausdrücklich genannt werden als Beispiele dafür die Vorsilben *ver-* und *zer-*.

Adelung stellt fest, daß es schwierig ist, sich in diesen Fällen für die Klassifizierung als Kompositionsteil oder Ableitungssilbe zu entscheiden. Die Betonung sieht er als Hilfsmittel, sie weist aber zu viele Ausnahmen auf. Ausschlaggebend ist für ihn die Bedeutung, die in Kompositionsteilen klar und bestimmt sein muß, auch wenn diese außerhalb der Zusammensetzung veraltet sind und vielleicht sogar nicht mehr vorkommen. Was an anderer Stelle bereits erkennbar geworden ist, formuliert er hier explizit, nämlich daß historisch gesehen Ableitungssilben ursprünglich Wörter waren. Adelung vermutet deshalb, man werde „nach ein Paar Jahrhunderten viele Wörter bloß für abgeleitet halten, welche wir jetzt mit Recht zu den zusammengesetzten zählen“. (ADELUNG 1782, Bd. 2: 214)

Seine Überlegungen auf grammatischem und nicht zuletzt wortbildnerischem Gebiet finden auch Eingang in seine lexikographische Arbeit. Der *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart* in 5 Bänden (1774-1786), das in der 2. Auflage 1793-1801 unter dem Titel *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen* weite Verbreitung fand, ist wohl sein größtes Verdienst. Dieses Wörterbuch benutzten auch die Klassiker, und noch Jacob Grimm rühmt es in der Vorrede zu seinem *Deutschen Wörterbuch*. Adelungs normatives Wörterbuch legt das Gewicht auf die Gegenwartssprache und will den Sprachgebrauch seiner Zeit regeln und allgemeinverbindlich festsetzen. Gerade deshalb schenkt er auch Neubildungen durch Ableitung und Zusammensetzung als Mittel der Sprachbereicherung große Beachtung. Archaismen und Provinzialismen als veraltetes und volkstümliches Sprachgut dagegen werden kaum berücksichtigt:

Es fielen also alle veraltete, alle provinzielle, und alle niedrige, bloß dem Volke eigene Wörter und Ausdrücke der Regel nach von selbst weg. (ADELUNG 1793-1801: III)

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die Diskussion um seine Auffassung vom Hochdeutschen einzugehen, das er als Umgangssprache der gesellschaftlichen Oberschicht Obersachsens, als Mundart der blühendsten Provinz betrachtet.

Für die Darstellung von Wortbildungselementen in seinem Wörterbuch ist allerdings relevant, daß er in erster Linie „den Sprachgebrauch einer geographisch und soziologisch fixierten Sprachgemeinschaft“ (HENNE 1990: VIII) beschreibt und das wohl am besten in einem alphabetisch geordneten Wörterbuch. Im Gegensatz dazu stehen im 17. Jahrhundert beispielsweise Vorstellungen von Schottelius, der von einer begrenzten Anzahl von Stammwörtern ausging und anhand deren Ableitungen und Zusammensetzungen eine wortbildnerische Analyse des Wortschatzes vorschlug. Das bedeutet aber nicht, daß Adelung die Wortbildung nicht in sein Wörterbuch einbezieht. „Jedes Wort wird ‘grammatisch’ definiert, d. h. mit Bestimmung von Wortart, Wortbildung, Flexion, Schreibung und Lautung“. (*Bio-bibliographisches Handbuch* 1992: 20)

Die hier interessierenden Präfixe — sowohl die verbalen *be-*, *ge-*, *ent-*, *er-*, *ver-*, *zer-* als auch nominale wie *un-*, *ur-*, *erz-* — erscheinen als eigene Lemmata und werden sehr ausführlich beschrieben. Fast alle Darlegungen dazu aus den erwähnten grammatischen Werken sind hier wiederzufinden. Für *be-* (ADELUNG 1793-1801: 770-772) stellt Adelung beispielsweise nach einer kurzen Charakterisierung als untrennbare Partikel mit dem Verb und daraus abgeleiteten Nennwörtern zunächst deren Gebrauch und die Bedeutung dar, getrennt danach, ob *be-* Verben mit schon vorhandenen Verben oder mit Nennwörtern bildet. Danach werden „Konjugation und Wortfügung“ der *Be-*Präfigierungen erörtert. Hier verweist Adelung auf das Verhalten untrennbarer Partikeln bei morphologischen Veränderungen: „Das ordentliche Merkmal der vergangenen Zeit, die Sylbe *ge*, fällt also bey diesen Verbis völlig weg ...“. (ADELUNG 1793-1801: 772) Den Einfluß von *be-* auf die syntaktische Konstruktion läßt er ebenfalls nicht unerwähnt und weist in diesem Zusammenhang auch auf die der syntaktischen Subkategorisierung zugrundeliegende Bedeutungsstruktur hin:

Da diese Partikel in allen Fällen, wo sie nicht bloß das Zeichen einer Intension ist, eine Richtung auf einen gewissen Gegenstand oder die Übertragung einer Sache auf denselben bedeutet, so wird sie auch alle Mal, einige wenige Fälle ausgenommen, mit der vierten Endung der Sache verbunden. Eine Wand bemahlen ... (ADELUNG 1793-1801: 772)

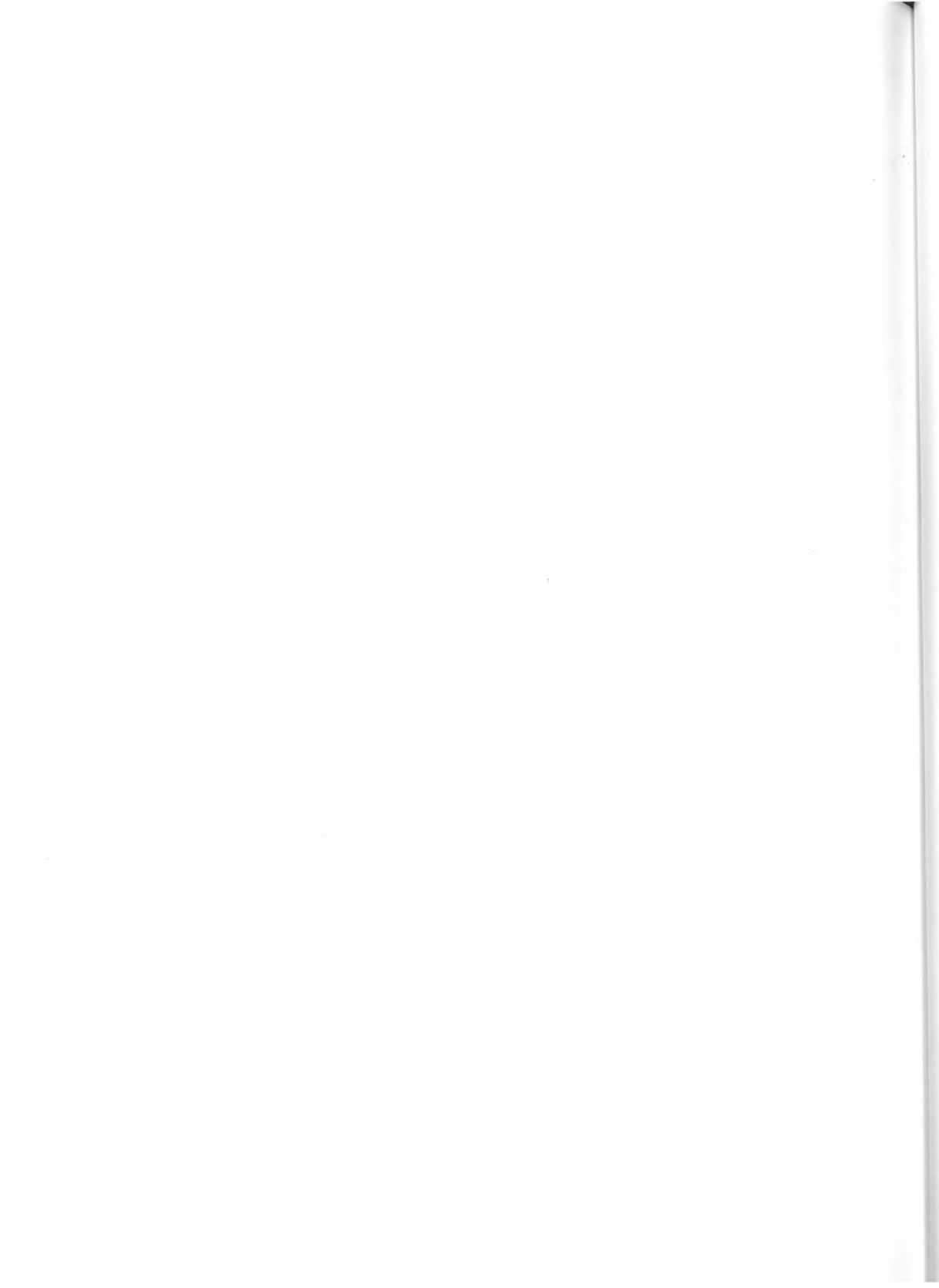
Schließlich zählt Adelung separat auf, in welchen Bedeutungen *be-* noch produktiv vorkommt. Ähnlich sind auch die Wörterbucheintragungen zu den anderen Präfixen aufgebaut.

Literaturverzeichnis

ADELUNG, J. CH.: *Deutsche Sprachlehre, zum Gebrauch der Schulen in den Königlich Preußischen Landen*. Berlin 1781 a.

ADELUNG, J. CH.: *Über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, besonders der deutschen*. Leipzig 1781 b.

- ADELUNG, J. CH.: *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache*. 2 Bände, Leipzig 1782.
- ADELUNG, J. CH. (Hrsg): *Magazin für die Deutsche Sprache*. 2. Bandes 2. Stück, Leipzig 1784.
- ADELUNG, J. CH.: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. 1793-1801. 2. Ausgabe (= Documenta Linguistica. Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 15.-20. Jahrhunderts. Hrsg. von SCHMITT, LUDWIG ERICH. Reihe II, Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts.) Hrsg. von HENNE, H., Hildesheim - Zürich - New York 1990.
- BAHNER, W. (Hrsg): *Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs*. Berlin 1984. (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse, Bd. 70, Heft 4).
- BASLER, O.: *J. Ch. Adelung*. — In: *Neue Deutsche Biographien*, 1. Band. Berlin 1953, S. 63-65.
- Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von BREKLE, HERBERT E., DOBNIG-JÜLCH, EDELTRAUD, HÖLLER, HANS JÜRGEN und WEIß, HELMUT. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer 1992.
- CLAJUS, J.: *Die deutsche Grammatik*. Hrsg. von WEIDLING, F. (= Ältere dt. Grammatiken in Neudrucken 2). Straßburg 1894. Original 1578.
- Deutsche Philologie im Aufriss*. 2. Auflage. Hrsg. von STAMMLER, W. Bd. I. Berlin 1957.
- HENNE, H.: *Einführung und Bibliographie zu J. Ch. Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch*. Hildesheim - Zürich - New York 1990.
- JELLINEK, M. H.: *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. 2 Bände. Heidelberg 1913/14.
- SCHOTTELIUS, J. G.: *Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache*. Braunschweig 1663.
- STROH, F.: *Handbuch der Germanischen Philologie*. Berlin 1952.



Peter Canisius (Pécs)

Einige vergleichende Bemerkungen zum deutschen *man* und zum ungarischen *az ember*

1.

Ich gehe im folgenden davon aus, daß die sogenannten Personalpronomina deshalb personale Pronomina heißen, weil sie personal differenziert sind, einfacher: weil es sie in allen drei Personen und das heißt: nicht nur in der dritten Person gibt.¹ Ein solches Verständnis von „Personalpronomen“ führt dazu, auch andere als die traditionellen Personalpronomina *ich, du, er/sie/es* usw. als Personalpronomina zu klassifizieren. Davon sind natürlich zuerst einmal die Possessivpronomina betroffen, die ja ganz offenkundig personal differenziert sind: *mein, dein, sein / ihr* usw. Aber nicht nur die Possessiva, auch die Relativpronomina, und zwar insbesondere die des Deutschen, sind Personalpronomina, sind personal differenziert: neben dem üblicherweise angeführten *der / die / das* gibt es nämlich auch das erstpersonige *der ich* bzw. *die ich*, das zweitpersonige *der du* bzw. *die du* sowie die pluralischen Formen *die wir* und *die ihr*; zwei Beispiele sollen genügen:

- (1) *Ich, der ich von all dem gar nichts gewußt habe, (ich) bin ...*
- (2) *Du, die du mir immer geholfen hast, (du) bist ...*²

Ich will hier weder auf das Possessivpronomen, das man nun, soweit seine attributive Variante betroffen ist, als attributives Personalpronomen bezeichnen könnte, noch auf das Relativpronomen, das man entsprechend als relativisches Personalpronomen bezeichnen und so vom traditionellen Personalpronomen als nichtattributivischem und nicht relativischem Personalpronomen unterscheiden könnte, näher eingehen. Stattdessen möchte ich zwei Bemerkungen zu einem Pronomen machen, das üblicherweise zusammen mit einigen anderen Pronomina, nämlich insbesondere mit *jemand*, als Indefinitpronomen bezeichnet wird. Gemeint ist das Pronomen *man*.

Meine zwei Bemerkungen lauten:

A: *Man* hat zwei ganz unterschiedliche Funktionen, und

B: In einer dieser beiden Funktionen ist *man*, anders als die anderen Indefinitpronomina, ein Personalpronomen bzw. genauer: die drittpersonige Form eines personal differenzierten Paradigmas.

Im folgenden werde ich diese zwei Bemerkungen konkretisieren, indem ich das deutsche *man* mit dem ungarischen Ausdruck *az ember* vergleiche.³

2.

Man hat zwei ganz unterschiedliche Funktionen. Die eine dieser beiden Funktionen nenne ich die partikuläre, die andere nenne ich die generische Funktion. Nach dem hier zugrunde gelegten Verständnis von „partikulär“ und „generisch“, das ich nicht im einzelnen diskutieren kann, wird *man* partikulär z. B. in einer Äußerung wie

- (3) *Bei mir hat man letzte Woche eingebrochen.*

verwendet und generisch z. B. in einer Äußerung wie

- (4) *Als Beamter darf man nicht streiken.*

In der partikulären Verwendung ist die Bedeutung und die Funktion von *man* jener von *jemand* zunächst einmal sehr ähnlich: Beide Ausdrücke erlauben, kurz gesagt, aktivisches Genus verbi ohne konkrete Täternennung. Zugleich sind Unterschiede zwischen diesem partikulär verwendeten *man* und *jemand* unübersehbar: Während das *jemand* in einem Satz wie

- (5) *Hier spricht jemand deutsch.*

eher eine einzelne Person meint, meint der Satz

- (6) *Hier spricht man deutsch.*

beispielsweise am oder im Fenster eines Restaurants in Rimini ebenso wie (3) keine einzelne Person. Das ändert aber nichts daran, daß dieses *man* ebenso wie das in (3) dennoch partikulär ist, meint es doch ganz eindeutig die Bedienung eben dieses Restaurants. In dieser Funktion, die Bedienung zu meinen, ist das *man* in (6) durch zwei andere Pronomina ersetzbar, nämlich durch *wir* und durch *sie*, durch *wir* dann, wenn der Äußerungsträger zum Personal des Restaurants gehört, durch *sie*, wenn er nicht zu diesem Personal gehört. So könnte es in dem Fenster unseres Restaurants statt (6) *Hier spricht man deutsch.* ebensogut

- (7) *Wir sprechen deutsch.*

heißen, und der deutsche Tourist vor oder in unserem Restaurant könnte statt *Dort/Hier spricht man deutsch.* zu seiner Begleitung ebenso gut sagen

- (8) *Dort / Hier sprechen sie deutsch.*

Durch ein solches *sie* ist auch das *man* in (3) *Bei mir hat man letzte Woche eingebrochen.* ersetzbar:

- (9) *Bei mir haben sie letzte Woche eingebrochen.*

Unser partikuläres *man* hat damit in diesem *sie* eine pluralische Entsprechung, genauer: das partikuläre *man* hat in diesem *sie* eine pluralische Entsprechung, wenn es im Sinne von (8) *Dort / Hier sprechen sie deutsch.* und (9) *Bei mir haben sie letzte Woche eingebrochen.* exklusiv gemeint ist, soll heißen: wenn

es den Äußerungsträger und seinen Adressaten ausschließt. Dieses *sie* ist seinerseits nicht das „normale“ *sie*: es hat keinerlei anaphorische Funktion, ist kein syntagmatisches Substituens, das einen früheren Ausdruck referenzidentisch wiederaufnimmt.

Daß an der Stelle eines partikulär verwendeten *man* ein nichtanaphorisches *sie* stehen kann, ist keine Eigenart des Deutschen. Interessant ist in dieser Hinsicht das Ungarische, aber beginnen wir unseren Blick ins Ungarische mit den ungarischen Entsprechungen von (3) und (4). Im Ungarischen würde in Äußerungen wie (3) *Bei mir hat man letzte Woche eingebrochen.*, in denen im Deutschen ein partikulär verwendetes *man* steht, nicht der ungarische Ausdruck für *man* (*az ember*) stehen, sondern eben ein drittpersonig pluralisches Verb:

(10) *A múlt héten betörték hozzám.*⁴

Das Ungarische unterscheidet mithin — und das ist der erste für uns interessante Punkt — zwischen unserer partikulären und unserer generischen Verwendung von *man*. Im Fall der generischen Verwendung wie in (4) *Als Beamter darf man nicht streiken.* steht im Ungarischen nämlich sehr wohl der Ausdruck *az ember*; dabei bedeutet *az ember* wörtlich „der Mensch“;⁵ *az ember* ist mithin anders als das deutsche *man* kein Pronomen:

(11) *Hivatalnokként nem sztrájkolhat az ember.*

Das Ungarische unterscheidet nicht nur deutlich zwischen unserer partikulären und unserer generischen Verwendung von *man*, es tut dies sogar sehr konsequent. Damit meine ich folgendes: Wir haben im vorigen nicht nur das *man* in (3), sondern auch das in (6) als partikulär interpretiert; diese Interpretation dürfte indes im Falle von (6) weniger unproblematisch sein als im Falle von (3). Die Verhältnisse im Ungarischen scheinen mir nun diese Interpretation zu stützen: Während das Ungarische nämlich in einem Satz wie (11) *man* bzw. *az ember* setzt, tut es das nicht nur in einem Falle wie (3), sondern auch in einem Falle wie (6) *Hier spricht man deutsch.* nicht. Der Hinweis in unserem italienischen Restaurant würde auf ungarisch mittels der unserer Formulierung (7) entsprechenden Formulierung

(12) *Németül beszélünk.*

ausgedrückt. Der Grund dafür, daß das Ungarische hier *az ember* vermeidet, scheint mir eben der zu sein, daß wir es in (6) in der Tat nicht mit einer generischen, sondern einer partikulären Verwendung von *man* zu tun haben, genauer: Das Ungarische setzt kein *az ember*, sondern wieder die drittpersonig pluralische Verbendung, wenn (6) so gemeint ist, wie wir bisher angenommen haben, nämlich im Sinne von

13) *Hier sind bestimmte Leute in der Lage, bei Bedarf deutsch zu sprechen.*

Neben dieser Interpretation hat (6) indes noch eine andere, eine Lesart, in der (6) z. B. soviel wie

(14) *Hier spricht man immer / gewöhnlich deutsch.*

meint, und der Unterschied zwischen der bisher zugrunde gelegten Lesart (13) und dieser zweiten Lesart (14) scheint mir eben der zwischen einer partikulären und einer generischen Interpretation zu sein. Für unsere Argumentation, und das heißt: für unsere Unterscheidung dieser beiden Lesarten und dafür, die eine Lesart zur partikulären und die andere zur generischen Seite zu rechnen, scheint mir wieder zu sprechen, daß das Ungarische in dieser Lesart nun durchaus *az ember* verwendet:

(15) *Itt az ember németül beszél.*

Das heißt aber zugleich: Das Ungarische unterscheidet, wenn unsere Analyse richtig ist, strikt zwischen dem generischen bzw. inklusiven und dem partikulären bzw. exklusiven Fall, indem es *az ember* nur im generischen bzw. inklusiven Falle verwendet; es unterscheidet sich damit vom Deutschen, das *man* sowohl im generischen als auch im partikulären Fall verwenden kann. Zugleich fallen bei der ungarischen Verwendung von *az ember* die zwei Unterscheidungen partikulär vs generisch und exklusiv vs inklusiv zusammen, was sie bei der deutschen Verwendung von *man* nicht tun, gibt es doch im Deutschen den Typ des Beispiels (6) in der Lesart von (7), bei dem *man* partikulär und inklusiv ist. Der Grund dafür, daß das Ungarische sein *az ember* nur im Sinne unseres generischen und nicht auch im Sinne unseres partikulären *man* einsetzt, liegt auf der Hand: *az ember* meint eben „der Mensch“, und diese Bedeutung verhindert natürlich jegliche Verwendung im Sinne unseres partikulären *man*. Wenn diese Begründung für den rein generischen Einsatz von *az ember* indes richtig ist, dann bedeutet das für das deutsche *man*, daß *man* eben eine andere Bedeutung hat als *az ember*, nämlich eine Bedeutung, die einen partikulären Einsatz möglich macht.

Sehen wir uns schließlich an, wie der „Ersatz“ des deutschen *man* durch das nichtanaphorisch gebrauchte *sie* im Ungarischen aussieht. In einem Beispiel wie (10) steht nicht nur kein *az ember*, es steht auch kein anderes Pronomen, d.h. kein Personalpronomen: auch jenes pluralische *sie*, von dem wir oben gesagt haben, es sei nicht das normale syntagmatische Substituens *sie*, wird in Äußerungen wie (10) nicht gesetzt. Würde das drittpersonige pluralische Personalpronomen *ők* wie in

(16) *A múlt héten ők törtek be hozzám.*

gesetzt, würde es im Sinne des normalen syntagmatischen Substituens interpretiert und das heißt: müßte es sich anaphorisch auf vorher eingeführte Personen beziehen lassen.⁶

Was bedeutet der ungarische Befund für uns? Er bedeutet dreierlei, nämlich

- erstens, daß das Ungarische unsere Unterscheidung zwischen einer partikulären und einer generischen Verwendung von *man* bestätigt, indem es nur im generischen Falle *az ember* setzt und im partikulären nicht;
- zweitens, daß das Ungarische die Verwandtschaft des partikulären exklusiven *man* mit jenem nichtanaphorischen *sie* bestätigt, indem es im Falle des deutschen partikulären exklusiven *man* eben dieses nichtanaphorische *sie* in der Form der entsprechenden Verbendung setzt, und
- drittens, daß das Ungarische unsere Unterscheidung zweier drittpersonig pluralischer Personalpronomina bestätigt, indem es das nichtanaphorische (mit dem partikulären exklusiven *man* verwandte) *sie* anders, nämlich nur durch die Verbendung, ausdrückt als das anaphorische *sie*, das durch das explizite Personalpronomen *ők* ausgedrückt wird.

3.

Gehen wir nun etwas genauer auf jene Funktion des *man* ein, die ich die generische Funktion nenne. In dieser Funktion unterscheidet es sich vom partikulären *man* zuerst einmal darin, daß es immer inklusiv ist, inklusiv nämlich dergestalt, daß es den Äußerungsträger und seinen Adressaten einschließt. Das partikuläre *man* kann inklusiv verwendet werden, es kann, wie wir gesehen haben, aber auch exklusiv verwendet werden. Ausschließlich exklusiv wird *jemand* verwendet. Das bedeutet für das generische *man*: Anders als das partikuläre *man*, das insbesondere dann, wenn es exklusiv ist, dem exklusiven *jemand* nahesteht, unterscheidet sich das generische *man* semantisch ganz deutlich von *jemand*. Unser obiges Beispiel

(4) *Als Beamter darf man nicht streiken.*

meint etwas völlig anderes als der, auch wohl nur eingeschränkt akzeptable, Satz

(17) *?Als Beamter darf jemand nicht streiken.*

Warum (17) nur eingeschränkt akzeptabel oder vielleicht sogar unakzeptabel ist, dazu später. Vielleicht noch deutlicher ist der Unterschied zwischen einem Beispiel wie

(18) *Der hilft einem nie.*

mit *einem* als nichtreflexivem Dativ von *man* und

(19) *Der hilft nie jemandem.*

Dieses Paar zeigt — neben dem Stellungsunterschied — zugleich sehr schön den Unterschied zwischen inklusivem *man* / *einem* und exklusivem *jemand*.

Wir haben oben bereits angedeutet, daß unser Beispiel

(6) *Hier spricht man deutsch.*

zwei Lesarten hat, nämlich eben die partikuläre und die generische, wobei die partikuläre Lesart exklusiv interpretiert und durch nichtanaphorisches *sie* ersetzt werden und inklusiv und durch *wir* ersetzt werden konnte und die generische Lesart inklusiv interpretiert wurde.

Die Exklusivität des exklusiv verwendeten partikulären *man* und des immer exklusiven partikulären *jemand* und die Inklusivität des generischen *man* hat nun eine interessante Konsequenz: Während die Exklusivität des exklusiv verwendeten partikulären *man* seine Ersetzbarkeit durch jenes nicht-anaphorische *sie* begründete, begründet die Inklusivität des generischen *man* dessen Ersetzbarkeit durch zwei andere Pronomina, nämlich durch das Personalpronomen *ich* und, in noch deutlich stärkerem Maße, durch das Personalpronomen *du*. Anstelle von (4) *Als Beamter darf man nicht streiken*. kann man nämlich weitestgehend synonym auch sagen

(20) *Als Beamter darfst du nicht streiken.*

(21) *Als Beamter darf ich nicht streiken.*⁷

Diese Verwendung von *ich* und *du* ist aber wiederum eine andere als jene Verwendung von *wir* in unserem obigen Beispiel (7) *Wir sprechen deutsch*. anstelle des inklusiven partikulären *man* in (6) *Hier spricht man deutsch*. Während nämlich das *Wir* in (7) ein deiktisches *wir* und damit ein Ausdruck mit partikulärer Referenz ist, sind das *ich* und das *du* an der Stelle des generischen *man* generische Ausdrücke, generische Ausdrücke und damit zugleich völlig undeiktische: Das *ich* meint in dieser Verwendung eben nicht den Sprecher / Schreiber und das *du* nicht den Adressaten. Den Satz (21) *Als Beamter darf ich nicht streiken*. kann ich auch dann formulieren, wenn ich gar kein Beamter bin, und den Satz (20) *Als Beamter darfst du nicht streiken*. kann ich auch an jemanden richten, der gar kein Beamter ist.

Auch diese Ersetzbarkeit des *man* durch *ich* und *du*, besser: diese weitgehende Synonymie von generischem *man* mit generischem *ich* und insbesondere mit generischem *du* ist bekanntlich keine Eigenart des Deutschen. Ganz im Gegenteil: Insbesondere das Englische verwendet in solch generischen Kontexten bekanntlich gerne das generische *you* anstelle des *one*; man hört eher

(22) *You can't always get what you want.*

als

(23) *One can't always get what one wants.*

Und um wieder das Ungarische heranzuziehen: Auch im Ungarischen ist der Ausdruck für *man*, *az ember*, in der ungarischen Entsprechung unseres Beispiels (4) *Als Beamter darf man nicht streiken*

(11) *Hivatalnokként nem sztrájkolhat az ember.*

weitestgehend synonym durch eine zweitpersonige singularische Form ersetzbar:

(24) *Hivatalnokként nem sztrájkolhatsz.*

Auch hier steht indes, man erinnere sich an unser Beispiel (10), wieder kein explizites Personalpronomen, also nicht das zweitpersonige singularische *te*; die Zweitpersonigkeit wird nur durch die entsprechende Verbendung angezeigt. Würde ein *te* gesetzt, würde man die Äußerung deiktisch auf den Adressaten beziehen, anstatt sie undeiktisch generisch zu interpretieren. Dieser ungarische Befund scheint unsere Annahme zu bestätigen, daß das deutsche *du* (und entsprechend das zweitpersonige Personalpronomen z. B. des Englischen) zweifach interpretierbar ist, nämlich einmal generisch im Sinne von *man* und einmal deiktisch partikulär. Im ersteren Falle steht im Ungarischen kein explizites Pronomen, im letzteren steht eines oder kann eines stehen.

Wie steht es nun im Ungarischen mit der Möglichkeit, auch eine erstpersonige Form generisch zu verwenden? Es scheint so, als verhielte es sich hier ähnlich wie im Deutschen, und das heißt: Als generische Form wird die zweitpersonig singularische der erstpersonigen vorgezogen, doch möglich scheint auch die erstpersonige zu sein, wobei sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen die Bedingungen, d. h. die sprachlichen und situationellen Kontexte für den generischen Einsatz der ersten Person speziellere sind als für den generischen Einsatz der zweiten Person. Dabei ist es im Ungarischen wieder so, daß kein explizites Personalpronomen der ersten Person Singular gesetzt wird, sondern die Erstpersonigkeit wieder nur in der Verbendung ausgedrückt wird:

(25) *Hivatalnokként nem sztrájkolhatok.*

Die Einfügung des erstpersonig singularischen Personalpronomens *én* würde zu einer entsprechend deiktischen Interpretation führen. Diese Tatsache, daß die Einfügung des zweitpersonigen und nun auch die Einfügung des erstpersonigen Personalpronomens die generische Lesart verhindern und zu einer deiktischen und das heißt: zu einer partikulären Lesart führen würde, ist offenkundig analog zu unserer Beobachtung, daß die Einfügung des drittpersonig pluralischen Personalpronomens *ők* im Beispiel (16) eine anaphorische Lesart dieses Beispiels, genauer: dieses Pronomens bedingen würde und nur die Fortlassung des Pronomens eine Lesart im Sinne unseres nichtanaphorischen *sie*, d. h. eine Lesart im Sinne von partikulär exklusiven *man* ermöglicht.

4.

Welche Konsequenzen lassen sich aus dem Gesagten ziehen? Wir haben im vorigen schon eine Reihe von Schlußfolgerungen formuliert. Mit Bezug auf den von uns anfangs skizzierten Kontext der Problematik „Personalpronomen“

kann nun abschließend gesagt werden: Das generische *man* ist ein Personalpronomen, genauer: das generische *man* ist die dritte Person eines personal differenzierten Paradigmas, dessen erste Person *ich* und dessen zweite Person *du* lautet. Dieses personalpronominale Paradigma generischer Pronomina ist allerdings defizient, defizient nämlich insofern, als es keinen Plural kennt. Das ändert indes nichts an der personalen Differenziertheit dieses Paradigmas und seinem dadurch konstituierten personalpronominalen Charakter. Anders als das generische *man*, das mit dem generisch verwendeten *du* eine zweite Person und mit dem generisch verwendeten *ich* eine erste Person an seiner Seite hat, ist das partikuläre *man* kein Personalpronomen, ist es sowenig die dritte Person eines personal differenzierten Pronominalparadigmas wie das ebenfalls partikuläre *jemand*.

Was nun die entsprechende Interpretation des ungarischen *az ember* angeht, so scheint mir folgendes naheliegend: Wenn es auch im Ungarischen möglich ist, statt explizitem *az ember* Formulierungen mit erst- bzw. zweitpersoniger Verbendung zu benutzen, und zwar eben zu benutzen mit der generischen Bedeutung von *az ember*, dann besitzt auch das Ungarische ein personal differenziertes generisches Paradigma mit *az ember* als dritter Person. Anders als im Deutschen ist dieses Paradigma aber kein pronominales: Weder ist das drittpersonige *az ember* bekanntlich ein Pronomen, noch stehen in den erst- und zweitpersonigen generischen Äußerungen Pronomina.

Wenn unsere Interpretation des generisch verwendeten *man* als dritte Person eines personal differenzierten Pronominalparadigmas mit dem generisch verwendeten *ich* als erster und dem generisch verwendeten *du* als zweiter Person richtig ist, dann stellt sich allerdings eine weitere Frage, eine Frage, die ich hier aber nicht beantworten kann: Wenn das generische *man* als Indefinitpronomen klassifiziert wird, dann müssen die entsprechende erste und zweite Person dieses Paradigmas natürlich ebenfalls als Indefinitpronomina klassifiziert werden; die Frage ist indes: Ist es wirklich sinnvoll, von diesem generischen *ich*, *du* und *man* als Indefinitpronomen zu sprechen? Setzt Indefinitheit nicht Partikularität voraus, so daß es nur mit Bezug auf das partikulär verwendete *man* und *jemand* sinnvoll wäre, von Indefinitpronomina zu sprechen? Ist die Referenz unseres generisch verwendeten *man* nicht genau wie die unseres generischen *ich* und *du* in

- (4) *Als Beamter darf man nicht streiken.*
- (20) *Als Beamter darfst du nicht streiken.*
- (21) *Als Beamter darf ich nicht streiken.*

zur Gänze definit, und zwar definit sowohl in dem Falle, daß man annimmt, *man* meine in (4) nur die Beamten als auch für den, daß man annimmt, *man* meine nicht nur die Beamten, sondern jedweden Menschen? Auch ohne einen solchen Bezugsausdruck ist generisches *man*, generisches *du* und generisches *ich* völlig bestimmt:

- (26) *Wenn man seine Frau so behandelt, muß man sich nicht wundern, wenn sie einen verläßt.*
- (27) *Wenn du deine Frau so behandelst, mußt du dich nicht wundern, wenn sie dich verläßt.*
- (28) *Wenn ich meine Frau so behandle, muß ich mich nicht wundern, wenn sie mich verläßt.*

Anders als in unserem Beispiel für partikulär verwendetes *man*

- (3) *Bei mir hat man letzte Woche eingebrochen.*

ist es m. E. vollständig eindeutig, wer mit dem generisch verwendeten *man*, *du* und *ich* in (26/27/28) gemeint ist, und zwar wiederum sowohl dann, wenn man annimmt, diese Ausdrücke meinen nur verheiratete Männer, als auch dann, wenn man annimmt, sie meinen wiederum jedweden Menschen.⁸

Unser generisches Pronominalparadigma wäre also nicht nur als personal differenziert zu interpretieren und damit seine Elemente als Personalpronomina. Bzgl. dieses personal differenzierten Pronominalparadigmas wäre zugleich zu fragen, ob es tatsächlich weiterhin als Paradigma eines Indefinitpronomens zu interpretieren ist.

Anmerkungen

1. Vgl. dazu SCHERNER, M.: *Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens*. Tübingen 1984. und HARWEG, R.: *Relativpronomina als Personalpronomina*. — In: BESCH, W. u. a. (Hrsg.): *Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag*. Göttingen 1984, S. 45-62 sowie CANISIUS, P.: *Fragen zur Person oder: Personale Differenzierung außerhalb von finitem Verb und Personalpronomen*. — In: MÁDL, A. – GOTTSCHALK, H.-W. (Hrsg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1993*. Budapest 1994, S. 73-87. Vgl. ebenfalls HERBERMANN, C.-P.: *Die dritte Person. Pronomina und Definitheit*. — In: CANISIUS, P. – HERBERMANN, C.-P. – TSCHAUDER, G. (Hrsg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag*. Bochum 1994, S. 89-131.
2. Zum Relativpronomen als Personalpronomen vgl. den in Anm. 1 genannten Aufsatz von HARWEG, R. sowie CANISIUS, P.: *Relativpronomina, Personalpronomina, Kongruenz*. — In: CANISIUS, P. – HERBERMANN, C.-P. – TSCHAUDER, G. (Hrsg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag*. Bochum 1994, S. 133-160 sowie CANISIUS, P.: *Logophorische Pronomina im Deutschen*. — In: BECKMANN, S. – FRILLING, S. (Hrsg.): *Satz – Text – Diskurs. Akten des 27. Linguistischen Kolloquiums*, Münster 1992. Bd. I. Tübingen 1994, S. 3-8.

Wenn ich sage, insbesondere die Relativpronomina des Deutschen seien Personalpronomina, so meine ich damit in Anlehnung an HARWEG (1984), daß das Relativpronomen des Deutschen in der in (1/2) veranschaulichten Weise explizit personal differenziert ist, was die Relativpronomina des Lateinischen, Englischen oder auch Ungarischen nicht sind.

3. Ausgangssprache ist bei diesem Vergleich das Deutsche, und das heißt in diesem Falle ganz konkret: Was ich im folgenden über das deutsche *man* sage, geht auf Überlegungen zurück, die in Unkenntnis der entsprechenden Verhältnisse im Ungarischen entstanden sind.
4. Daß das Ungarische hier und auch bei der Entsprechung von (6) den Plural verwendet, scheint für unsere Auffassung zu sprechen, daß das formal singularische *man* in (3) und (6) zumindest tendentiell auf eine Mehrheit von Tätern abhebt, während *jemand* ebenso wie das ungarische *valaki* eher einen Einzeltäter meint.

5. Dadurch entsteht im Ungarischen nicht die Problematik von *man* vs *frau*. Was die Übersetzung von *az ember* durch *der Mensch* betrifft, so ist in diesem *der Mensch* das *der* unbetont. Ein auf *der* betontes *der Mensch* würde im Ungarischen mit *ez az ember* bzw. *az az ember* übersetzt: dem Artikel *az* wird das Demonstrativpronomen *ez* (für — deiktisch oder anaphorisch — relativ nahe Objekte) oder *az* (für — deiktisch oder anaphorisch — relativ ferne Objekte) hinzugefügt. Auf diese aus der Perspektive des Deutschen ungewöhnliche Kombination von bestimmtem Artikel und Demonstrativpronomen werde ich an anderer Stelle näher eingehen.
6. Um einem möglichen Mißverständnis, auf das mich — neben einer Reihe anderer Verbesserungsvorschläge, für die ich ihm danke — Vilmos Ágel, Budapest, hingewiesen hat, vorzubeugen: Ich behaupte nicht, daß solcherlei Anaphora, daß eine solche syntagmatische Substitution eines drittpersonig pluralischen Antezedens nur mit einem explizit gesetzten Pronomen möglich ist. Bekanntlich kennt vielmehr auch die bloße drittpersonig pluralische Verwendung — neben der in (4) veranschaulichten exklusiv generischen Verwendung — diese anaphorisch substitutionelle Funktion.
7. Anders als ich meinen die *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von HEIDOLPH, K.-E. — FLÄMIG, W. — MOTSCH W., Berlin 1984, S. 654, die „neben dem Gebrauch von *man* (...) auch das generalisierende *du*“ erwähnen, *ich* (und *wir*) könnten „nicht im Sinne von MAN verwendet werden“; stünde an der Stelle von *man* bzw. von generalisierendem *du* ein *ich*, werde der Satz „nur als eine Aussage über den Sprecher verstanden, nicht aber als Beschreibung eines allgemeinen menschlichen Verhaltens“.
8. Um einen anderen Aspekt dieser Frage hinzuzufügen: Auch dann, wenn man Indefinitheit und Definitheit in Anlehnung an eine textlinguistische Interpretation des Unterschieds zwischen bestimmtem und unbestimmtem Artikel dahingehend auslegen wollte, daß Definitheit soviel wie Erwähntheit und Indefinitheit soviel wie Unerwähntheit meint, gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen *jemand* einerseits und unseren generischen *ich*, *du*, *man* andererseits: *Jemand* ist ein initialer Ausdruck, ein Substituendum im Sinne von Roland Harwegs *Pronomina und Textkonstitution* (München 1968), ein Substituendum, dessen Subsequentialform, dessen Substituens *er* lautet; das scheint mir, nebenbei bemerkt, auch der Grund für die zweifelhafte Akzeptabilität von (17) *Als Beamter darf jemand nicht streiken*. zu sein. Der Satz verbietet an der Stelle des *jemand* eine solche Initialform, genauer: eine Initialform mit partikulärer Referenz. Unsere generischen *ich*, *du* und *man* sind demgegenüber keine solch initialen Ausdrücke, sie sind vielmehr neutral gegenüber Initialität und Subsequentialität: Sowohl in initialer als auch in subsequentialer Stellung heißt es *ich* bzw. *du* bzw. *man*. Das würde, streng genommen, dafür sprechen, daß unsere drei Ausdrücke gegenüber der Unterscheidung 'definit vs indefinit' neutral sind. Aber damit wären sie zugleich auch zumindest nicht indefinit. Neutral gegenüber Initialität und Subsequentialität ist allerdings auch das partikuläre *man*.

Roberta V. Rada (Budapest)

Zu einigen Fragen des Euphemismus

(mit besonderer Berücksichtigung seiner Textbezogenheit)

0. Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist ein Versuch, den Euphemismus auf der Textebene zu untersuchen. Er ist als ein Teil einer größeren Arbeit zum Thema Euphemismus gedacht, die sich noch in Vorbereitung befindet, und soll deshalb als eine Art Zwischenbilanz aufgefaßt werden.

Die Entscheidung, mich mit der textorientierten Problematik des Euphemismus zu befassen, wurde einerseits durch Beobachtungen der geschriebenen und gesprochenen Sprache motiviert. Diese erbringen den Nachweis, daß heute fast alles schonungslos beschönigt wird, was unangenehm ist, und daher nimmt der Gebrauch von Euphemismen in der Sprache unter den sprachlichen Trends einen besonderen Platz ein. Andererseits ist meine Themenwahl durch die seit dem Ende der 60er Jahre in der Linguistik bemerkbaren Forschungsansätze, die sich unter Bezeichnungen wie 'Textlinguistik', 'Texttheorie' etabliert haben, begründet. Dieses Interesse der Linguistik basiert auf der Erkenntnis, daß sich die sprachlich-kommunikative Tätigkeit des Menschen größtenteils in Form von Texten vollzieht: wir fixieren Mitteilungen, Erfahrungen, Befehle und Wünsche als Texte, so ist auch der Euphemismusgebrauch an Texte gebunden.

Ich will zunächst von definitorischen Wesensmerkmalen ausgehend einige wichtige Eigenschaften des Euphemismus skizzieren, um im nächsten Schritt seine Leistung in konkreten Texten bzw. Textsorten nachvollziehen zu können.

1. Der Euphemismus

1.1. Der Ursprung des Euphemismus: das Sprachtabu

Der Euphemismus ist genetisch mit dem Tabu der primitiven Völker verwandt. Das Tabu ist eine Art religiös begründete Meidung, die auf magisch gefährlicher Kraft (der Mana) beruht. Diese Meidung kann sich auf Handlungen, Gegenstände, Örtlichkeiten, Lebewesen, Zustände, sogar Wörter beziehen. Diesen letzten Tabutyp, der das Verbot, bestimmte Wörter auszusprechen meint, nenne ich sprachliches oder Sprachtabu. Die Angst vor der magischen Kraft der Wörter basiert auf der Identifikationsvorstellung von

Bezeichnetem und Bezeichnendem wie bei Wortmagie und Sprachzauber). (KAINZ, 1960: 194)¹ Wegen übler Folgen, die der Gebrauch von Tabuwörtern nach sich ziehen kann, ist es notwendig, anstelle der verbotenen Wörter irgendeine Umschreibung anzuwenden oder das wirkliche Wort so zu verkleiden, daß es „unschuldiger“ aussieht. Nicht ein Begriff soll also aus dem Bewußtsein der Sprachteilhaber ausgeschaltet werden, sondern nur dessen sprachliche Hülle. Die infolge des Kommunikationsdranges notwendige Rede-weise über tabuisierte Dinge wird vom Euphemismus gewährleistet.

1.2. Definitiorische Kriterien des Euphemismusbegriffs

Die Problematik des Euphemismus wird in der Fachliteratur unter mehreren Aspekten behandelt. Selbst ältere stilistische Arbeiten begnügen sich nicht mit der Identifikation des Euphemismus als einer stilistischen Figur. Die aus den Wortfiguren der antiken Rhetorik hervorgegangenen besonderen Stilelemente — auch Tropen genannt — werden als Umschreibungen von eigentlichen Bezeichnungen und innerhalb eines Textes als Mittel synonymischer Ausdrucksvariation betrachtet, die sich durch einen besonders gearteten Umschreibungsmechanismus auszeichnen. Fleischer und Michel bemerken, daß beim Euphemismus, im Gegensatz zu den anderen Stilfiguren, kein exakt beschreibbarer Umschreibungsmechanismus vorliegt, er aber über eine spezifische Ausdrucksfunktion verfügt. (FLEISCHER – MICHEL, 1975: 151)² Riesel nennt den Euphemismus eine „Periphrase, die den Zweck hat, etwas Unangenehmes angenehmer darzustellen, etwas Unhöfliches höflicher, etwas Schreckliches harmloser zu sagen“. (RIESEL, 1963: 199)³ Riesel formuliert somit ein weiteres Unterscheidungsmerkmal des Euphemismus als Periphrase, eine Sprecherintention. Die Sprecherintention, eine Umschreibung mit dem Zweck, „Unangenehmes angenehmer darzustellen ...“ usw., zu prägen, bildet das Wesen der kommunikativen Funktion des Euphemismus.

Spätere Definitionen scheinen die beiden erwähnten Aspekte aufzugreifen. Für S. Luchtenberg, die die bisher umfangreichste Arbeit zum Thema Euphemismus publizierte, sind „alle umschreibenden Wörter und Ausdrücke, d. h. solche, die zwar die Bedeutung eines Ausdruckes A vermitteln, aber durch eine von A abweichende Bezeichnung“, Euphemismen. (LUCHTENBERG, 1985: 21)⁴ Die Definition formuliert m. E. das Wesen der Umschreibung, trifft also genauso gut für Metapher, Litotes usw. zu. Die Differenzierung des Euphemismus erfolgt nicht bzw. dieser einzige Aspekt (die Umschreibung) reicht zu einer exakten Definition nicht aus.

R. Gläser scheint in ihrer Definition den von Riesel vorbereiteten Faden aufzunehmen, wenn sie den Euphemismus als den „Ersatz eines unerlaubten, groben oder anstößigen Ausdrucks durch einen zulässigen, abschwächenden oder höflichen“ definiert. (GLÄSER, 1955: 175)⁵ Die Gläserische Definition schreibt also der ersetzenden Funktion des Euphemismus die Priorität zu.

Heutzutage aber versieht man auch solche sprachlichen Zeichen mit dem Etikett „Euphemismus“, die den in der Glärserschen Definition angegebenen Bedingungen des ersatzbedürftigen Wortes nicht entsprechen. Übrigens liefert selbst Gläser den Beweis, als sie an einer späteren Stelle ihrer Arbeit schreibt, daß Euphemismen auch aus dem Bedürfnis des Sprechers, einen alltäglichen, banalen Sachverhalt durch einen anspruchsvollen Namen zu erhöhen, entstehen können. (vgl. auch OKSAAR, 1976⁶ und ZIMMER, 1988⁷)

Außerdem gehören auch noch solche Wörter zum Bereich Euphemismus, die der Verharmlosung gewisser gefährlicher Sachverhalte dienen. (STRAUSS – HASS – HARRAS, 1989)⁸

Aufgrund des Obigen lassen sich verallgemeinernd folgende Kriterien des Euphemismusbegriffs zusammenfassen. Ein sprachliches Zeichen möchte ich euphemistisch nennen, wenn es

1. eine Umschreibung ist (wobei die Umschreibung größtenteils durch bereits vorhandene Elemente der Sprache, eventuell durch Fremdwörter erfolgt),
2. ein Zeichen von (im Vergleich zu dem ersetzten Zeichen) relativ positivem Gehalt ist und ein semantisch negativ belastetes Zeichen ersetzt, und
3. über eine spezifische kommunikative Funktion verfügt, die wir grob „Verschönerung“ nennen könnten.

Stark vereinfacht meint Kriterium 1. ein formales Kriterium, 3. ein funktionales Kriterium. Das Kriterium 2. ist auch stark vereinfacht betrachtet komplexen Charakters. Bei der Beurteilung dessen, wie durch ein sprachliches Zeichen etwas höflicher, harmloser, angenehmer dargestellt werden kann, spielen sowohl semantisch-semasiologische, als auch lexikologische und stilistische Gesichtspunkte mit. Diese drei Kriterien müssen gleichzeitig vorhanden sein, weil sie einander gegenseitig bedingen. Ohne Anspruch, eine Hierarchie der Kriterien aufzustellen sowie unter Betonung der gegenseitigen Bedingtheit der drei Kriterien möchte ich das 3. Kriterium als vorrangig betrachten. Eine Umschreibung, sei sie auch semantisch, stilistisch entsprechend, wird nur unter einer Bedingung zum Euphemismus: Wenn sie vom Sprecher mit der Absicht geprägt wird, einen für ihn aus irgendeinem Grunde verfeimten Ausdruck zu ersetzen. Die spezifische kommunikative Funktion kann sich erst mit der Erfüllung dieser Voraussetzung äußern.

Im weiteren sollen einige Eigenschaften des Euphemismus, die sich aus den definitorischen Kriterien ableiten lassen, kurz behandelt werden.

1.3. Absichten des Sprechers / Schreibers und euphemistische Funktionen

Oben wurde die Bedeutung der Sprecherabsichten betont. Je nach Sprecherabsichten lassen sich verschiedene Klassen der kommunikativen Funktion des Euphemismus (d. h. Verschönerung), die ich euphemistische Funktionen nennen möchte, auseinanderhalten. Diese sind:

1. Sprachliche Tabus umschreiben (z. B. *Stundenbraut* statt *Nutte*, *entschlafen* statt *sterben*, *Seniorenheim* statt *Altenheim*, usw.).
2. Bedeutungsverbesserung, die auf dem Bedürfnis des Sprechers / Schreibers, einen banalen Sachverhalt durch einen besser klingenden Namen zu erhöhen, basiert (z. B. *Reinigungskraft* statt *Putzfrau*, *Grill-Shop* statt *Imbißstube*, *Overknies* statt *Überkniestrümpfe*, usw.).
3. Verschleierung, die mit dem Bedürfnis des Sprechers / Schreibers zusammenhängt, gewisse gefährliche oder peinliche Sachverhalte sprachlich zu verharmlosen (z. B. *Schadstoffemission* statt *Luftverpestung*, *militärische Belastung* statt *Niederlage*, *Tarifkorrektur* statt *Preiserhöhung*, usw.).

(Bei einigen Euphemismen kann die euphemistische Funktion nicht eindeutig festgestellt werden. Die Ursache liegt darin, daß die Grenze zwischen den skizzierten drei Funktionen fließend ist.)

1.4. Sprecher / Schreiber-Hörer / Leser-Beziehungen und euphemistische Funktionen

Der Euphemismus vermittelt immer bestimmte Sichtweisen, wobei die ersetzenden Wörter immer eine positivere Sichtweise widerspiegeln als die ersetzten. Das ergibt sich aus der Tatsache, daß mit dem Euphemismusgebrauch Wertungen gesetzt werden. Daher ist es von Belang, ob die Bewertungsgrundlagen des Sprechers / Schreibers mit denen des Hörers / Lesers übereinstimmen. Die unter 1. genannte euphemistische Funktion (d. h. sprachliche Tabus umschreiben) setzt voraus, daß die Erwartung des Sprechers / Schreibers mit der des Hörers / Lesers übereinstimmt. Beide erkennen das Tabu an und wählen eine entsprechende euphemistische Bezeichnung. Es herrscht ein prinzipielles Einverständnis der Partner über die kommunikative Funktion des Euphemismusgebrauchs, den man kollektiven Gebrauch nennen könnte. Während die 2. und 3. Funktion (Bedeutungsverbesserung und Verschleierung) implizieren, daß bestimmte Sachverhalte dem Hörer / Leser in einer vom Sprecher / Schreiber bestimmten Weise dargestellt werden, wodurch eine für den Sprecher / Schreiber günstige Optik entsteht. Ich nenne diese Alternative des Euphemismusgebrauchs individuell. Eine andere Dimension zur Erfassung der Sprecher / Schreiber-Hörer / Leser-Beziehungen bietet die soziale Norm. Auf ihre Darlegung muß aber hier aus Platzgründen verzichtet werden.

1.5. Gegenüberstellung der usuellen und okkasionellen Euphemismen

Die euphemistischen Funktionen — wie aus 1.3. und 1.4. ersichtlich — widerspiegeln jeweils andere Absichten des Sprechers / Schreibers und Sprecher / Schreiber-Hörer / Leser-Beziehungen. Die Absicht des Sprechers / Schreibers kann aber nur in einer größeren sprachlichen Umgebung zu Tage treten.

Isolierte Zeichen ohne Berücksichtigung dieser Umgebung, d. h. ko-, kontextueller, situativer Elemente, Euphemismen zu nennen, ist nur in dem Fall angebracht, wenn es sich um usuelle Bildungen in der Sprache handelt. Es geht also um euphemistische sprachliche Zeichen, die unter den Sprachteilhabern der deutschen Sprache weit verbreitet, in Wörterbüchern fixiert sind. Solche Euphemismen möchte ich usuelle Euphemismen nennen. Im Gegensatz zu ihnen spreche ich von okkasionellen Euphemismen, wenn die Verwendung sprachlicher Zeichen nur einmalig, gelegentlich ist, noch keine Aufnahme in Wörterbücher gefunden hat und auch unter den Sprachteilhabern unbekannt ist. Beispiele für usuelle Euphemismen: *beiwohnen*, *verscheiden*, *Freudenmädchen*, *die Regel*. Beispiel für einen okkasionellen Euphemismus: *offene Preisgestaltung* statt Preiserhöhung im folgenden Zeitungszitat: „Steigt die Nachfrage nach Bananen sprunghaft an, dann steigt logo auch deren Preis [...]. Das nennt man ‘offene Preisgestaltung’.“⁹

Auch hier gibt es eine fließende Grenze zwischen usuellen und okkasionellen Euphemismen, denn von vielen okkasionellen Bildungen läßt es sich nicht eindeutig feststellen, ob sie noch okkasionell oder schon usuell sind.

2. Die Textebene, Textsorten

Aus Platzgründen muß hier auf eine zusammenfassende Darstellung des Textes in der Linguistik verzichtet werden. Da ich die Produktion und Rezeption von Euphemismen in Textsorten untersuche, soll hier kurz die Problematik der Textsorten umrissen werden.

Die Herstellung von Texten ist zwar immer individuell, aber in gewisser Hinsicht können die Texte typisch genannt werden. Die Ursache dafür liegt im folgenden Fakt: Die sprachliche Mitteilung, ob schriftlich oder mündlich, erfolgt immer in Form entweder eines Briefes oder einer Vorlesung, einer wissenschaftlichen Abhandlung oder eines Gedichtes, eines Dramas, usw., dadurch gewinnt die sprachliche Mitteilung trotz aller ihrer individuellen Merkmale typische Züge. (BALÁZS, 1985: 222)¹⁰ Aufgrund typischer Merkmale läßt sich jeder Text in eine entsprechende Textsorte einordnen.

2.1. Die Textsorte als Untersuchungsobjekt der Linguistik

Die Frage nach den Textsorten ist mit zwei Interessenkreisen verbunden. Erstens wird ein intuitiver „prätheoretischer“ Textsortenbegriff vorausgesetzt und verwendet, der auf ein Wissen über globale Textstrukturen zurückzuführen ist. (Vgl. GÜLICH – RAIBLE, 1972: 1)¹¹ Dieses Wissen besteht darin, daß wir über eine auf Textsorten bezogene Kompetenz verfügen (KOCZÁNY, 1989: 38),¹² und es erlaubt, daß wir bei der Textproduktion eine richtige Entscheidung über globale Textstrukturen treffen. Den unterschiedlichen Zielen entsprechend werden verschiedene Textsorten realisiert. (HEINEMANN – VIEHWEGER, 1991: 109)¹³ Im Zusammenhang damit ergibt sich die Frage, ob

die Textlinguistik überhaupt in der Lage ist, den „prätheoretischen“ Textsortenbegriff zu differenzieren und zu explizieren. (Vgl. KOCSÁNY, 1989: 34)

Zweitens hat die linguistische Texttheorie ein elementares Interesse an der Definition der Textsorte. (vgl. BALÁZS, 1985) Das Definieren ist ein heuristischer Prozeß, der folgendermaßen aussieht: die Regeln für die Analyse und Produktion von Texten werden anhand konkreter Texte gewonnen. Dieser Prozeß hat die Textmodelle als Ergebnis. Hier taucht die Frage auf, ob die gewonnenen Regeln allgemeingültig oder textsortenspezifisch sind. (GÜLICH – RAIBLE, 1972: 2)

2.2. Die Textsortenklassifizierungen (eine Übersicht)

Die Textsorten sind strukturiert, ihre Struktur hat globalen Charakter, daher sind sie auf der Satzebene nicht zu bestimmen. Die Form, die Strukturiertheit muß dem Inhalt gegenüber als primär betrachtet werden. Daher lassen sich die Textsorten aufgrund ihrer Teile und/oder durch bestimmte spezifische Merkmale, Kriterien bestimmen.

Gülich & Raible versuchen in ihrer Textanalyse, aufgrund von Gliederungsmerkmalen Teiltexthe abzusondern, und sie behaupten, daß sich die einzelnen Textsorten durch die Art, Abfolge und Zahl der Verknüpfung verschiedener Teiltexthe charakterisieren lassen. (vgl. GÜLICH – RAIBLE, 1979)¹⁴ Andere Versuche widerspiegeln ebenfalls verschiedene, für die Differenzierung von Texten gewonnene Kriterien. Diese können textextern bzw. textintern sein: Textextern ist ein Kriterium, wenn es vom äußeren Rahmen des Kommunikationsmodells her die Beziehung des Textes zu den restlichen Faktoren des Modells bestimmt. Textintern kann ein Kriterium genannt werden, wenn es den Text selbst als Ausgangspunkt hat. (GÜLICH – RAIBLE, 1977: 46)¹⁵

So lassen sich Textsortenklassifikationen nach rein textexternen bzw. rein textinternen Kriterien finden. Weinrich,¹⁶ der mit textinternen Kriterien operiert, behauptet z. B., daß „extreme Relationen“ in den Zeilen seiner „Text-Partitur“ textsortenrelevant sind. Andere Verfasser bevorzugen bei ihren Klassifikationen sowohl textexterne als auch textinterne Kriterien. So unterscheidet Stempel¹⁷ verschiedene Sorten von Komponenten, die oder deren Kombination für eine Textsortendifferenzierung relevant sein könnten. Sandig¹⁸ sammelt vom Kommunikationsmodell abgeleitete Merkmalsoppositionen bei ihrer Klassifikation.

Nach einer Untersuchung von Gülich & Raible orientieren sich die Textsortenklassifikationen an der Pragmatik. Bei einer starken Zentrierung des pragmatischen Aspektes läuft man aber Gefahr, statt Textsorten Handlungstypen zu beschreiben. Zwischen außersprachlichen Faktoren und den textinternen Kriterien darf man nur mit Vorbehalt nach einem Zusammenhang suchen, weil im Fall willkürlicher Zusammenhänge als Ergebnis eine Typologie gewonnen werden wird, die mit den bekannten Textsorten nur wenig zu

tun hat, weist Kocsány auf Gefahren hin. (vgl. KOCSÁNY, 1989) Die Texttypologie ist ein offenes System, und „bisher ist die Linguistik noch nicht in der Lage, Kriterien zur Verfügung zu stellen, mit denen sich die intuitiv gegebenen Textsorten vollständig beschreiben oder differenzieren ließen“. (GÜLICH – RAIBLE, 1972: 5)

3. Die Euphemismen in den Textsorten

3.1. Euphemismen in der Textproduktion

Sollte man das Wesen der Textproduktion kurz charakterisieren, könnte es mit Hilfe von drei fundamentalen Eigenschaften getan werden. Die Textproduktion ist eine sprachliche Tätigkeit, die zu sozialen Zwecken dient. Sie erweist sich als bewußte schöpferische Tätigkeit, d. h. der Textproduzent erarbeitet für sich einen Textplan, der sowohl die gedanklichen Operationen, konkrete Handlungsstrategien als auch deren sprachliche Realisierung beinhaltet. Die Textproduktion ist auch eine interaktionale, partnerbezogene Tätigkeit, die relativ zu den Kommunikationspartnern erfolgt. Die Frage danach, wie ein Text produziert wird, impliziert die Frage nach Wissens- und Erkenntnisssystemen, die zur Textproduktion erforderlich sind. Diese Wissenssysteme sollen hinsichtlich des Euphemismusgebrauchs kurz behandelt werden. (HEINEMANN – VIEHWEGER, 1991: 93ff.)

3.1.1. Wissenssysteme

1. Das sprachliche Wissen meint grammatisches und lexikalisches Wissen, also ein weitgefächertes Inventar der sprachlichen Regeln und Einheiten, sowie die Kenntnisse über die Verknüpfung dieser Elemente zu komplexen Einheiten. Der Euphemismus verhält sich in diesem Sinne wie jedes andere sprachliche Zeichen, als lexikalische Einheit muß er auch bestimmte syntaktische Positionen in der Satzstruktur belegen.
2. Enzyklopädisches Wissen umfaßt Erfahrungen aus der Umwelt, in der der Hörer / Leser lebt. Ohne adäquates Sachwissen gibt es weder eine adäquate Textproduktion noch eine Textrezeption. Der Euphemismusgebrauch beruht meistens auf einem kommunikativen Bedürfnis. Den gesellschaftlichen Normen gemäß wird der Sprecher / Schreiber vor die Aufgabe gestellt, in gewissen Situationen zu verschönern, verhüllen oder verschleiern (z. B. vor einem Kranken über den Tod sprechen, in einer Modezeitschrift eine Dame „dick“ nennen). Wer diese „Spielregeln“ nicht kennt, wird von der Sprachgemeinschaft als unhöflicher, unmoderner Mensch angepöbeln.
3. Interaktionswissen. Die Textproduktion ist nie Selbstzweck, sie dient zur Verwirklichung einer Intention des Sprechers / Schreibers, der etwas erreichen will. Das Illokutionswissen, eine Art Interaktionswissen, enthält

spezifische Kenntnisse darüber, mit welchen sprachlichen Äußerungen welche Zustände herbeigeführt werden können. Der Erfolg der Textproduktion hängt nämlich davon ab, ob der Schreiber / Hörer aufgrund der Texte die Absicht des Sprechers / Schreibers richtig erkennen kann. Wir haben früher gesehen, wie die euphemistischen Funktionen verschiedene Absichten des Sprechers / Schreibers bzw. Sprecher-Hörer-Beziehungen widerspiegeln.

4. Metakommunikatives Wissen. Es meint Kenntnisse darüber, durch welche sprachlichen Äußerungen die Kommunikation gesteuert, sichergestellt werden kann. Das metakommunikative Wissen spielt im Zusammenhang mit dem Euphemismus keine wesentliche Rolle.
5. Wissen über globale Textstrukturen. Wie oben erwähnt, ermöglicht dieses Wissen dem Sprecher / Schreiber und dem Hörer / Leser, Texte als Exemplare einer Klasse bzw. einer Sorte zu bestimmen.

Im Zusammenhang mit dem Euphemismus stellte ich mir die Frage, ob die Verwendung von Euphemismen als Differenzierungskriterium von Textsorten behandelt werden könnte. Dazu wird untersucht, in welchen Textsorten Euphemismen vorkommen und ob es also Textsorten gibt, in denen der Euphemismus als typisches Merkmal betrachtet werden kann.

3.1.2. Analyse der Textbeispiele

Als erster Schritt wurde die Textsortenklassifikation von Ulrich Engel herangezogen. Engel wählt zwei Kriterien für seine Klassifikation, das Textziel und die Textkonstellation. Unter Textziel versteht er den kommunikativen Zweck eines Textes (Veranlassen, Informieren, Überzeugen, Belehren, Kontaktpflege, Emphase-Abbau), mit Textkonstellation meint er sowohl außersprachliche Gegebenheiten (z. B., ob die Teilnehmer in gleicher Weise an der Kommunikation beteiligt sind oder nicht) als auch formale Gegebenheiten (z. B. die Form des Textes, ob schriftlich oder mündlich). Engel charakterisiert aufgrund dreier — nach seiner Meinung — dominierender Merkmale (Textziel; Gesprächstaktik, d. h. Gleichberechtigung der Teilnehmer in der Kommunikation; Öffentlichkeitsgrad) 35 Textsorten, begleitet von einer sprachlichen Beschreibung der Textbeispiele. Er bemerkt gleichzeitig, daß die von ihm charakterisierten Textsorten das Inventar der in der deutschen Sprache vorhandenen bei weitem nicht ausschöpfen, und daß nicht alle bei ihm beschriebenen Textsorten von anderen Verfassern als solche anerkannt werden. (ENGEL, 1989: 118 ff)¹⁹

Aufgrund dieser Klassifikation habe ich meine Euphemismusbeispiele folgenden Textsorten zuordnen können:

1. Werbeanzeige, Werbebroschüre z. B. „eigenes Grazer *Fitness-Center* nur für Damen“ (*Kleine Zeitung*)
„Der kleinste Chianti“ aus dem Weingut ... Ein guter Chianti aus der

Toskana *perfekt* ausgebaut. Für 79,90 Schilling *preiswert*. (*Kleine Zeitung*)
 „... *leicht defekte* Videogeräte zu verkaufen ...“ (ebenda)

2. Stelleninserate z. B.

„Verlässliche *Reinigungskräfte* mit eigenem Fahrzeug für Hausreinigungen gesucht. (stundenweise Beschäftigung) ...“

„*Pharmareferentenlehrgang* mit Staatsprüfung im Bundesministerium. Restplätze, Voraussetzung: Matura ...“

„Für interessante Tätigkeit (Filialleiter) suchen wir ehrgeizige, verantwortungs-bewußte, ... *Floristin* für den weststeirischen Raum ...“
 (alle in: *Kleine Zeitung*)

3. Traueranzeige z. B.

„Mein lieber Mann ... *ist* nach langer Krankheit von uns *gegangen* ...“

„Mein lieber Vater ... *ist* für uns viel zu früh *heimgegangen* ...“

„Mein lieber Mann ... *durfte friedvoll einschlafen* ...“

(alle in: *Stuttgarter Zeitung*)

4. Zeitungsnachricht z. B.

„Mehrere Fernsehprogramme *beschäftigen sich kritisch* mit dem Fall.“

„Hangbey kündigte eine *offene und innovative Tarifpolitik*“

(alle in: *Frankfurter Rundschau*)

„Wann hast du mit dem *Gewerbe angefangen*?“ Interview mit einer Prostituierten (*Stern*)

„Wer 'Banane' sagt, aber den Kleiderschrank meint, den Eimer im Abstellraum mit der Toilette verwechselt und mit dem Briefträger verheiratet zu sein glaubt, ist ein *Pflegefall*.“ (*Stern*)

„Dabei nehmen selbst dermaßen *geistig Verwirrte* den Verlust ihrer Unabhängigkeit, das 'Es wird alles immer weniger' schmerzlich wahr ...“ (*Stern*)

„Er scheint der richtige Mann an der Spitze eines Konzerns, der mit gefährlichen Materialien umgeht. *Technische Pannen*, die es reichlich gab, wurden stets vertuscht oder zumindest verharmlost.“ (*Stern*)

Nach Engels Auffassung lautet die Beschreibung der Textsorte 1 (also Werbeanzeige, Werbebroschüre): das Textziel liegt im Veranlassen zu einer Tätigkeit. Es handelt sich um eine schriftliche Textsorte, die sich ihrem Öffentlichkeitsgrad nach als „öffentlich“ bestimmen läßt. Arbeitet man die anderen Textsorten nach dieser Methode durch, so kommt man zum Ergebnis, daß das Textziel in den Textsorten 1, 2 als zum Kauf bzw. zur Bewerbung um eine Stelle Veranlassen und in den Textsorten 3, 4 als Informieren angegeben werden kann. Alle vier Textsorten treten — wenigstens, was meine Beispiele anbelangt — in schriftlicher Form zu Tage, alle sind öffentlich. Außer der Traueranzeige ist für die anderen Textsorten charakteristisch, daß sich der Sprecher / Schreiber während der Kommunikation aktiv, der Hörer / Leser

dagegen passiv verhält. Im Falle der Traueranzeige erweist sich dieses sprachstaktische Merkmal als irrelevant.

Auffallend bei der Untersuchung des Euphemismusgebrauchs in den behandelten Textsorten ist folgendes:

- a) In den Textsorten 1, 2 kommen ausschließlich individuelle Euphemismen vor (individueller-kollektiver Gebrauch des Euphemismus, s. oben 1.4.). Das Textziel, sowie die Textkonstellation, die sich in beiden Textsorten vollständig decken, eröffnen für den Sprecher / Schreiber die Möglichkeit, den Hörer / Leser zu beeinflussen, ihn zu manipulieren. Der individuelle Euphemismus leistet dabei, dank seiner euphemistischen Funktion, der Bedeutungsverbesserung eine effektive Hilfe.
- b) Im Vergleich zu den Textsorten 1, 2 kommen in der Textsorte 3 nur kollektive Euphemismen vor. Diese Textsorte, die Traueranzeige, ist durch Konvention im gesamten Textaufbau und natürlich auch in der Thematik weitgehend festgelegt. Der Euphemismusgebrauch kann hier typisch genannt werden, weil das Todestabu der außersprachlichen, und daher auch der sprachlichen Norm entsprechend, öffentlich immer umschrieben wird.
- c) In der Textsorte 4 kommen sowohl kollektive (z. B. *Gewerbe, geistig Verwirrte*) als auch individuelle Euphemismen (z. B. *offene und innovative Tarifpolitik, sich mit etwas kritisch beschäftigen*) vor. Der Euphemismusgebrauch ist hier einzig und allein themenbedingt.

3.1.3. Zusammenfassung und Perspektiven

Zusammenfassend kann man feststellen, daß sich der Textproduzent je nach Textsorte in unterschiedlichem Maße verpflichtet fühlt, einen Euphemismus zu gebrauchen. Die Traueranzeige ist eindeutig eine Textsorte, in der der Euphemismus als typisches Element betrachtet werden kann, weil es ohne Euphemismus keine Todesanzeige gibt, wie auch ohne Termini kein wissenschaftlicher Text, ohne Abschiedsformel kein Brief vorstellbar ist. Bei den Werbeanzeigen und Stelleninseraten kann man den Euphemismusgebrauch nicht mehr eindeutig typisch nennen, weil der Textproduzent nicht unbedingt zum Euphemismusgebrauch gezwungen ist. (Neben *Reinigungskräften* werden in den Stelleninseraten auch Putzfrauen gesucht, und nicht alle Blumenhändlerinnen werden zu *Floristinnen* „befördert“).

Was hier als typisch betrachtet werden kann, ist die hohe Zahl der tatsächlich verwendeten Euphemismen, daher könnte die Frequenz des Euphemismusgebrauchs in diesen Textsorten textsortenspezifisch genannt werden. Es besteht die Möglichkeit, daß infolge dieser Tendenz, in den Textsorten Werbeanzeige und Stelleninsertate immer häufiger Euphemismen zu gebrauchen, der Euphemismus auch hier zum textsortenspezifischen Element avancieren wird. In den Zeitungsnachrichten ist der Euphemismusgebrauch nur an

Themen, nicht aber an die Textsorte selbst gebunden, so ist er hinsichtlich der Textsortenspezifika irrelevant.

Die Untersuchung des Euphemismusegebrauchs in den Textsorten eröffnet die Möglichkeit, eventuell eine Hierarchie der kommunikativen Funktionen aufzustellen (sprachliche Tabus umschreiben ist hinsichtlich der Textsortenspezifika wesentlicher als die Bedeutungsverbesserung). Diese Dimension erfordert aber tiefere und detailliertere Analysen.

3.2. Euphemismen in der Textrezeption

So, wie der Textproduzent wissen muß, „daß ihm Ziel und Konstellation — beide sind ihm ja bekannt — gewisse Ausdrucksformen vorschreiben oder doch nahelegen“, soll auch der Hörer / Leser eines Textes wissen, „daß er aus gewissen Ausdrucksformen auf Ziel und Konstellation schließen kann“. (ENGEL, 1991: 118) Die Analyse der folgenden Beispiele verfolgt das Ziel, den Prozeß der Rezeption der Euphemismen zu veranschaulichen. Bei der Rezeption des Euphemismus als sprachliches Zeichen spielen verschiedene Faktoren eine Rolle. Diese Faktoren basieren auf den Wissenssystemen, die bei der Textproduktion aufgezählt sind (vgl. 3.1.1.). Interessanter sind jedoch die hinsichtlich des Euphemismusegebrauchs typischen Faktoren der Textrezeption. Diese sind Faktoren, die sich aus dem Unterschied zwischen usuellen und okkasionellen Euphemismen in der Rezeption ergeben.

Betrachten wir folgende drei Beispiele:

- a) „Unsere liebe Mutti, Schwiegermutter, Oma und Schwester, Frau [...] ist sanft *entschlafen*. Wir begleiten unsere liebe Verstorbene am Mittwoch, 25. Sept. 1981, um 10 Uhr auf dem [...] Friedhof in [...] zur letzten Ruhestätte.“
- b) Ein französischer Minister hatte einen Besucher einige Zeit warten lassen. Als er erschien, entschuldigte er sich mit den Worten: „Verzeihen Sie Monsieur, ich hatte Fieber!“ „Oh, machen Sie keine Umstände, Exzellenz“ — meinte darauf höflich der Besucher. „Ich habe es zufällig durch die Tür herauskommen sehen, es hatte ein rotes Kleid an, *das Fieber!*“
- c) Der Abtransport der *Problemabfälle* stellt die Regierung der Stadt vor große Aufgaben.

(Auf die Untersuchung der Rezeption auf der syntaktischen Ebene wird hier verzichtet. Primär wird bei dieser Analyse die pragmatische Ebene betrachtet, weil das Wesen der usuellen und okkasionellen Euphemismen auf außersprachliche Faktoren zurückzuführen ist.)

Im Beispiel a) haben wir es mit einem kollektiven, in den Beispielen b) und c) mit je einem individuellen Euphemismus zu tun. Der Euphemismus des Beispiels a) ist usuell, das Beispiel b) enthält dagegen einen okkasionellen Euphemismus. Der Euphemismus des Beispiels c) ist in dieser Hinsicht nicht so eindeutig.

Im Beispiel a) verfügt der Leser / Hörer von vornherein über die Information, daß *entschlafen* für sterben steht, weil *entschlafen* in seiner euphemistischen Bedeutung lexikalisiert ist. Die Wahrnehmung der richtigen Absicht des Sprechers / Hörers, der Umgehung des Todestabus, und die Rezeption des Euphemismus wird durch die textsortengebundenen grammatischen und lexikalischen Elemente der Textsorte Traueranzeige (z. B. präzise Angabe des Ortes und Zeitpunktes der Beisetzung, Mitteilung der traurigen Tatsache durch ein Verb im Perfekt, Häufung von Substantiven zur Darstellung der Verwandtschaftsbeziehungen) erleichtert.

Wie geht die Rezeption im Beispiel b) vor sich? Nach oberflächlichem Lesen bemerkt man einen Widerspruch: „*Es hatte ein rotes Kleid an, das Fieber!*“ Die Ursache dieses Widerspruchs liegt in der semantischen Inkompatibilität. So zieht man die stille Folgerung, es gehe hier nicht um das Fieber im Sinne „krankhaft erhöhte Eigenwärme des Körpers“ und auch nicht um „Eifer“. (WAHRIG: 474)²⁰ Es muß mit Fieber etwas anderes gemeint sein. *Fieber* wird hier für „weiblichen Besuch“ euphemistisch verwendet. Der Kontext (es kam durch die Tür heraus, hatte ein rotes Kleid an) steuert die Rezeption dieses okkasionellen Euphemismus. Außerdem spielen auch syntaktische Verknüpfungsmittel bei der Wahrnehmung der euphemistischen Bedeutung eine wichtige Rolle, so die Wiederholungen (2x „das Fieber“) und die Anapher („es ... das Fieber“).

Im Beispiel c) geht es um den individuellen Euphemismus *Problemabfall*. Problematisch ist die Beurteilung dieses Euphemismus deshalb, weil in der gesprochenen Sprache und auch in der Zeitungssprache dieses Wort in Hülle und Fülle verwendet wird, in den Wörterbüchern findet man es unter den Stichwörtern nicht. (z. B. WAHRIG) Wenn also ein Rezipient die Bedeutung dieses Wortes nicht kennt, versucht er sie aus dem Kontext zu erschließen. Auch die Durchsichtigkeit des zusammengesetzten Wortes kann helfen. Als Summe ergibt sich folgendes: es geht um eine Art Abfall, der aus irgendeinem Grunde problematisch ist („stellt die Regierung vor Aufgaben“). Das Wie und Warum gehen verloren, und damit auch die ursprüngliche Bedeutung des ersetzten Ausdrucks. An dieser Stelle muß auch die Rolle der Konnotation erwähnt werden. Die Konnotation trägt nämlich zum „unschuldigen Aussehen“ unseres Euphemismus bei. Im Vergleich zu „Giftmüll“ sieht unser Euphemismus unschuldiger aus, natürlich nur so lange, bis sich die ursprüngliche Bedeutung entpuppt. Gerade dieser Punkt, nämlich die Vagheit der Bedeutung, ist bei der Rezeption von individuellen Euphemismen der springende Punkt. Samt der Vagheit der Bedeutung leistet die Konnotation die Voraussetzung zur Manipulation der Hörer / Leser durch Euphemismen. Die Kommunikation wird nämlich durch die Vagheit der Bedeutung nicht gestört, aber wenn der Hörer / Leser nicht genau weiß, was der Sprecher / Schreiber mit dem Euphemismus meint, kann er leicht beeinflusst werden. Der Hörer / Leser wird unter dem Euphemismus genau das verstehen, was der Sprecher /

Schreiber beabsichtigt. Die Rezeption des Euphemismus wird also durch + bzw. - *usuell* beeinflusst. Bei den usuellen Euphemismen setzt man sich über semantische Schwierigkeiten bei der Rezeption gleich hinweg, weil die euphemistische Bedeutung von „entschlafen“ (d. h. 'sterben') lexikalisiert ist. Bei den okkasionellen Euphemismen wird der Hörer / Leser einer komplexeren Aufgabe gegenübergestellt. Wenn die Bedeutung des zu dekodierenden undurchsichtigen Zeichens für den Hörer / Leser völlig unbekannt ist, bleibt ihm die Möglichkeit, es mit Hilfe kontextueller, situativer Elemente und der Textsorte zu entschlüsseln (Beispiel b). Wenn das zu dekodierende Zeichen durchsichtig ist, kann er diese durch die Sprache gegebene Möglichkeit ausnutzen und auf eigene Faust die Bedeutung erraten. Jedoch läuft der Hörer / Leser bei einem Euphemismus Gefahr, durch die erwähnte Methode „irreführt“ zu werden (Beispiel c). Die Untersuchung der Rezeption okkasioneller und usueller Euphemismen führt zu der Notwendigkeit, den Zusammenhang „okkasionell-usuell“ einerseits und „individuell-kollektiv“ andererseits zu erörtern. Wie beeinflussen z. B die verschiedenen Konstellationen (usuell-kollektiv, usuell-individuell, okkasionell-kollektiv, okkasionell-individuell) die Rezeption der Euphemismen?

3.3. Zusammenfassung

Der Euphemismus stellt in der Sprache ein Phänomen dar, das über sehr viele außersprachliche Bezugspunkte verfügt. Aus dem Wesen des Euphemismus, das in seiner kommunikativen Funktion zu sehen ist, ergibt sich zugleich, daß man den pragmatischen Aspekt ständig vor Augen haben sollte. Die richtige Interpretation des Euphemismus muß daher im Rahmen einer Texttheorie erfolgen. Dabei ist an eine Texttheorie gedacht, die nicht nur die Sprache als System zum Gegenstand hat, sondern auch die Sprache in ihrer Verwendung untersucht.

Anmerkungen

1. KAINZ, F.: *Psychologie der Sprache*. 2 Bde. Stuttgart 1960.
2. FLEISCHER, W. - MICHEL, G. (Hrsg.): *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig 1975.
3. RIESEL, E.: *Stilistik der deutschen Sprache*. Moskau 1963.
4. LUCHTENBERG, S.: *Euphemismen im heutigen Deutsch*. Frankfurt - Bern - New York 1985.
5. GLÄSER, R.: *Euphemismen in der englischen und amerikanischen Publizistik*. In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 14/1966.
6. OKSAAR, E.: *Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch*. Düsseldorf 1976.
7. ZIMMER, D. E.: *Redens Arten*. Zürich 1988.
8. STRAUSS, G. - HASS, U. - HARRAS, G.: *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist*. Berlin - New York 1989.
9. *Der Spiegel* 47/1989, S. 21.

10. BALÁZS, J.: *A szöveg*. Budapest 1985.
11. GÜLICH, E. – RAIBLE, W. (Hrsg.): *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*. Frankfurt/M. 1972.
12. KOCSÁNY, P.: *Szövegnyelvészet vagy szövegtípusok nyelvészete*. — In: *Filológiai Közöny* 35/1/1989, S. 26-41.
13. HEINEMANN, W. – VIEHWEGER, D.: *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen 1991.
14. GÜLICH, E. – HEGER, K. – RAIBLE, W.: *Linguistische Textanalyse*. Hamburg 1979.
15. GÜLICH, E. – RAIBLE, W.: *Linguistische Textmodelle*. München 1977.
16. WEINRICH, H.: *Thesen zur Textlinguistik*. — In: GÜLICH, E. – RAIBLE, W. (Hrsg.): *Textsorten ...* S. 161-168.
17. STEMPER, W.-D.: *Gibt es Textsorten?* — In: GÜLICH, E. – RAIBLE, W. (Hrsg.): *Textsorten ...* S. 175-180.
18. SANDIG, B.: *Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen*. — In: GÜLICH, E. – RAIBLE, W. (Hrsg.): *Textsorten ...* S. 113-125.
19. ENGEL, U.: *Deutsche Grammatik*. 2 Bde. 2. verbesserte Auflage. Heidelberg 1991.
20. WAHRIG, G.: *Deutsches Wörterbuch. Német értelmező szótár*. Budapest 1990.

**DEUTSCH ALS
FREMDSPRACHE**

Katalin Petneki (Budapest)

Gedanken über die Rolle der Landeskunde im ungarischen Deutschunterricht

Anlaß der folgenden Betrachtungen war eine Fachtagung in Kassel im November 1993, wo Konzepte von Landeskunde im fremdsprachlichen Deutschunterricht vorgestellt und diskutiert wurden. Die von Professor Dr. Gerhard Neuner organisierte und geleitete Tagung trug den Titel „**Fremde Welt und eigene Wahrnehmung**“. Das Thema wurde im Programm in vier Schwerpunkte gruppiert:

- Schwerpunkt I: Landeskunde und Lernerperspektive**
- Schwerpunkt II: Landeskundeinhalte: Auswahl und Graduierung**
- Schwerpunkt III: Methoden / Lehrmaterial**
- Schwerpunkt IV: Landeskunde als Hochschulfach in der Deutschlehrerausbildung.**

Ich halte diese Aspekte der Landeskunde im fremdsprachlichen Deutschunterricht für so wichtig, daß ich meine Gedanken zu diesen Punkten in einem Beitrag zusammenfassen möchte.

Bevor ich aber auf die Schwerpunkte eingehe, möchte ich einige Gedanken zum **Stellenwert der Landeskunde** im ungarischen Deutschunterricht ausführen. (Auf die Probleme der Begriffsbestimmung möchte ich hier nicht eingehen.) Das grundlegende Problem liegt vor allem in der Durchführung bzw. Realisierung der Lehrziele. Im Lehrplan für Gymnasien von Henrik Kéri wurde dem Deutschunterricht im Jahre 1979 ein dreifaches Ziel gesetzt:

- a. ein erzieherisches Ziel
- b. ein sprachlich-kommunikatives Ziel und
- c. ein Bildungsziel.

Das sog. erzieherische Ziel (Herausbildung einer sozialistischen Persönlichkeit) hatte wenig Auswirkung auf die Gestaltung des Unterrichts. Am wichtigsten war das sog. sprachlich-kommunikative Ziel: im Mittelpunkt stand die Fremdsprache mit ihrer Lexik und Grammatik. Beim sog. Bildungsziel stellt es sich heraus, daß man unter Landeskunde eine Summe von Informationen über die Geographie, Geschichte, Kultur, Politik, Wirtschaft und Gewohnheiten im Zielsprachenland versteht. Leider wird dabei im Deutschbuch für Gymnasien gar nicht beachtet, was die Gymnasiasten in anderen Schulfächern wie Geographie, Geschichte, Literatur, Musik und Kunstgeschichte schon

gelernt haben oder lernen werden, so bleiben ihr Weltwissen und ihre Interessen völlig unausgenutzt. Im Anhang hingegen — nur da gibt es literarische Texte — werden Gedichte von Dichtern angeboten, über die die Schüler im Literaturunterricht noch nichts gelernt haben und vielleicht auch nie etwas lernen werden (Uhland, Fürnberg), trotzdem gibt es gar keine Informationen über sie, also dort, wo es vielleicht notwendig wäre, wird mit Informationen gespart.

In den Prüfungen wird auf grammatikalische Korrektheit besonders großer Wert gelegt. Fragen nach landeskundlichen Inhalten kommen nur insoweit vor, indem man die Kandidaten fragt, ob sie schon mal auf deutschem Sprachgebiet waren und wenn ja, dann sollen sie darüber „etwas erzählen“. Landeskunde ist aber indirekt in den Situationen eingebettet, die in der mündlichen Prüfung vom Prüfungskandidaten und Prüfer gemeinsam gespielt werden, wie z. B. der Kandidat soll beim „deutschen Zollbeamten“, d. h. beim Prüfer Informationen über zollpflichtige Waren erfragen. Da hängt der Erfolg der mündlichen Prüfung eigentlich davon ab, ob der Prüfungskandidat die Aufgabe situationsadäquat bewältigen kann.

Sowohl bei der Zielsetzung des Unterrichts als auch bei der Zielsetzung der ungarischen staatlichen Sprachprüfung kommt die Landeskunde — und damit der Lerner selbst — zu kurz.

Das Erlernen einer Fremdsprache ... muß dazu beitragen, daß der Schüler die fremde Welt — und in der Auseinandersetzung mit der fremden Welt die eigene Welt — besser verstehen lernt und dadurch im Sinn einer Persönlichkeitsentwicklung dazu lernt. Ohne eine solche pädagogische Grundlage greift jeder Deutschunterricht in der öffentlichen Schule sicher zu kurz. (NEUNER, 1989: 507)

Diese Defizite spiegeln sich im täglichen Unterricht wider und zeigen, daß Landeskunde momentan keine entscheidende Rolle in den Deutschstunden spielt. Ich habe eine Umfrage unter DeutschlehrerInnen gemacht, in der sie Fragen zur Lehrbuchwahl beantwortet haben. In den 147 eingegangenen Fragebögen wurde die Wahl mit verschiedenen Argumenten begründet, darunter auch damit, ob Landeskunde im Lehrbuch vertreten ist. Wenn wir von den 40 Argumenten nur die sprachlichen Bereiche des Deutschunterrichts untersuchen, ist es interessant, die Prioritäten der Lehrer, die sie auf den Fragebögen genannt haben, mit den Lernerfahrungen von StudentInnen (Studiengang zur Ausbildung von DeutschlehrerInnen) zu vergleichen. Als Einstieg in das Fach Sprachpädagogik beginnen wir in der ersten einführenden Lehrveranstaltung mit einer Reflexion auf die eigenen schulischen Lernerfahrungen. In diesem Rahmen habe ich die Antworten zwei Jahre hindurch gesammelt und ausgewertet. Die folgenden elf Begriffe wurden von den StudentInnen gewichtet, und zwar danach, worauf ihrer Meinung nach in ihrem eigenen Deutschunterricht besonders viel Wert gelegt wurde:

Prioritäten der LehrerInnen	Rangfolge nach den Lernerfahrungen der StudentInnen
1. Grammatik	1. Grammatik
2. Hören	2. Schreiben
3. Sprechen	3. Sprechen
4. Wortschatz	4. Wortschatz
5. Übersetzung	5. Lesen
6. Landeskunde	6. Übersetzung
7. Literarische Texte	7. korrekte Rechtschreibung
8. Lesen	8. Hören
9. Schreiben	9. korrekte Aussprache
10. ---	10. Landeskunde
11. ---	11. Literarische Texte

Auf die einzelnen Aspekte möchte ich hier nicht näher eingehen, nur darauf, welche Position nach dieser Tabelle Landeskunde in der täglichen Unterrichtspraxis einnimmt. Die Lehrer halten Landeskunde noch einigermaßen für wichtig, sie steht ja an der 6. Stelle, aber ob sie dies auch im Unterricht entsprechend realisieren, erscheint angesichts der Lernerfahrungen der StudentInnen zumindest als fraglich. Warum die Landeskunde aber im Fremdsprachenunterricht unbedingt eine wichtigere Rolle einnehmen müßte, darauf dürften die Gedanken über die am Anfang angegebenen Schwerpunkte eine Antwort geben.

Schwerpunkt I: Landeskunde und Lernerperspektive

Unter diesem Schwerpunkt sollte untersucht werden, wie das „Bild“ über Deutschsprechende (vor)geprägt ist, woher das Vorwissen der Schüler stammt und wodurch ihre Einstellungen und Haltungen geprägt sind.

1. Durch eigene Erlebnisse mit Deutschsprechenden

1.1. Bild von Deutschen, Österreichern und Schweizern bei Schülern in der Grundschule

Das „Bild“ von Deutschen als Ausländern ist bei Schülern stark durch persönliche Erlebnisse geprägt, vorwiegend durch die Touristen, die Ungarn besuchen. Das trifft in erster Linie bei Kindern aus der Hauptstadt und aus touristisch stark besuchten Gebieten — wie Balaton, Donauknie, westungarische Städte — zu. Persönliche Begegnungen auf deutschem Sprachgebiet sind eher in bestimmten Schichten in Budapest, sowie Kindern vorbehalten, die in Gemeinden nahe zur österreichischen Grenze leben oder die in Deutschland Verwandte haben.

Vor der Wiedervereinigung gab es bei den meisten Kindern eine geteilte Auffassung über die „Deutschen“: nämlich der „Ostdeutsche“ und der „Westdeutsche“. Laut einer soziologischen Studie von Ágnes Hankiss und Katalin S. Nagy aus dem Jahre 1980 wurden diese „Typen“ von 12jährigen Kindern wie folgt charakterisiert: Die „Ostdeutschen“ sind Urlauber am Balaton, die mit ihrem Trabi oder Wartburg kommen und auf dem Campingplatz wohnen. Sie wurden von den Kindern stark kritisiert mit Stereotypen wie: „Sie lassen uns keinen Platz am Balaton“, „Sie plündern unsere Geschäfte“, „Man kann am Balaton kein ungarisches Wort hören“. Zum Assoziogramm der „Ostdeutschen“ gehörten am häufigsten die Begriffe: Balaton, lautes Benehmen, Unhöflichkeit, Wegwerfen von Abfällen, Waldverschmutzung. Dieses „Bild“ über die Bürger der DDR wurde natürlich in den damaligen Lehrbüchern nicht widergespiegelt, man hat stattdessen versucht, mit einer problemfreien und idealisierten Darstellung diesem Bild entgegenzuwirken.

Die „Westdeutschen“ und die „Österreicher“ wurden von den Kindern hingegen als friedliche, ruhige und wohlhabende Urlauber gekennzeichnet, die mit guten Autos kommen und in Hotels wohnen. Sie tummeln sich nicht in den Geschäften (Ausnahme: Österreicher in Sopron/Ödenburg), sondern sie schauen sich die Sehenswürdigkeiten an, und sie werden bedient. Die Attribute für die Touristen aus der BRD und Österreich waren gleich: wohlhabend, fährt gutes Auto, höflich und kultiviert im Sinne von „gut erzogen und gepflegt“. Das Bild der Schweiz kommt in dieser Untersuchung nur im Assoziogramm vor, das Land wird gleichgesetzt mit „feiner Schokolade“. Einige überregionale Lehrwerke haben versucht, dieses einseitig positive und klischeehafte Bild z. B. mit einer problemorientierten und etwas ironisierenden Darstellungsweise zu bekämpfen.

Sicherlich ist das Bild über die „Deutschen“ bei älteren Schülern differenzierter, aber es wird noch eine Weile dauern, bis dieses geteilte Bild sich auflöst. Es ist auch charakteristisch, daß das Bild der Österreicher und der Westdeutschen ganz gleich war, d. h. das Bild über die Österreicher auf alle

Deutschsprechenden bezogen wurde. Die Differenzierung zwischen den Merkmalen des süddeutschen und norddeutschen Sprachraums ist durch die frühere Konzentration auf die Ost-West-Teilung vernachlässigt worden und stellt ein Problem dar, dem der Deutschunterricht mehr Aufmerksamkeit schenken sollte.

1.2. Bild von Deutschen, Österreichern und Schweizern bei Gymnasiasten

Die Erhebung von Hankiss und Nagy ist inzwischen 14 Jahre alt. Inzwischen haben sich die Möglichkeiten zu Auslandskontakten erheblich verbessert. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß eine in unseren Tagen durchgeführte Erhebung schon ein anderes Bild widerspiegeln würde. Vor allem größere Schüler können heute viel häufiger mit Menschen im Zielsprachenland Kontakte schließen. So ist es kein Wunder, wenn bei einer Befragung in der 1. Klasse eines Gymnasiums im September 1993 von 18 SchülerInnen 14 auf deutschem Sprachgebiet waren. Im einzelnen waren 6 in Österreich, 5 in Deutschland, 2 in Österreich und in Deutschland und 1 in der Schweiz und in Deutschland. In einer solchen Lernergruppe — und die Schüler lernen nicht in einem „Elitegymnasium“, sondern in einem nördlichen Stadtteil der Hauptstadt, der bekanntlich als Arbeiterviertel gilt — ist also die Selbsterfahrung auf deutschem Sprachgebiet beachtlich. In dieser Klasse haben die 14-15jährigen SchülerInnen zu Beginn des Schuljahres, als sie mit dem Deutschunterricht angefangen haben, auch darüber geschrieben, was sie über das deutsche Sprachgebiet wissen. Sie haben ihre Kenntnisse frei assoziierend niedergeschrieben, die dann in der Diplomarbeit von Andrea Veres nach Oberbegriffen wie folgt gruppiert wurden. In Klammern steht eine Zahl, wenn etwas von den SchülerInnen mehr als einmal erwähnt wurde. Danach waren folgende Vorkenntnisse bei den SchülerInnen vorhanden:

a. Geschichte:

die Wiedervereinigung (16), die Mauer (10), Hauptstädte Deutschlands (das geteilte Berlin, Bonn) (10), Hitler (10), DDR-BRD (8), der Zweite Weltkrieg (8), Nazismus (6), kurze Zusammenfassung der deutschen Geschichte von 1870-1990 (5)

b. Kultur:

berühmte Dichter (6) und Komponisten (2)

c. Politik:

Neonazis (7), „Deutsche mögen Türken nicht.“ (3)

d. Sport:

Fußball (5), berühmte Sportler (4)

e. Wirtschaft:

„Deutschland hat eine viel bessere Wirtschaft als Ungarn.“ (6)

f. Geographie:

von den Schülern wurden auf dem Fragebogen folgende Städte erwähnt:
Deutschland: Berlin, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Kassel, Köln, Leipzig, Lübeck, München, Rostock
Österreich: Graz, Salzburg, Wien
Schweiz: Basel, Bern

g. Weitere Vorkenntnisse:

Autokennzeichen (10), Nationalflagge (6), Kampfflugzeuge (1)

Diese Kenntnisse stammen sowohl aus Eigenerfahrungen als auch von den Medien wie z. B. Nachrichten. Aber auch Vorkenntnisse aus der Grundschule sind erkennbar. Die Aufgabe ist also, diese Vorkenntnisse im Gymnasium zu mobilisieren und darauf bauend sie zu erweitern. Immerhin ist es bemerkenswert, daß diese Vorkenntnisse ziemlich ähnlich strukturiert werden konnten, wie im allgemeinen landeskundliche Themen gruppiert werden. Begegnungen mit Menschen und persönliche Erlebnisse, wie bei den Grundschulkindern, tauchen hier nicht auf.

1.3. Bild von Deutschen, Österreichern und Schweizern bei Erwachsenen

Hier soll berücksichtigt werden, daß in Ungarn Deutsch — im Gegensatz zu vielen westeuropäischen Ländern — nicht nur in den Schulen, sondern häufig erst in Sprachkursen gelernt wird. Das hat vielfache Gründe, wobei die intensiven wirtschaftlichen Beziehungen aber eine entscheidende Rolle spielen. (Vgl. PETNEKI, 1993)

Aus einer Erhebung des Ungarischen Instituts für Meinungsforschung (Magyar Közvéleménykutató Intézet) von 1990 geht hervor, daß auf die Frage, mit welchen der aufgezählten Ländern Ungarn künftig „enge Kontakte pflegen sollte, schlugen Österreich und die Bundesrepublik mit 93 bzw. 89 von 100 möglichen Sympathiepunkten alle anderen Bewerber um Längen aus dem Rennen.“ (SCHERRER, 1991: 271)

Ein in erster Linie durch Geschäftskontakte entstandenes Bild bei Erwachsenen wurde in einer Studie von Monika Dannerer untersucht. (DANNERER, 1992) Nach dem Kapitel „Kultur- und Mentalitätsunterschiede zwischen Ungarn und dem deutschsprachigen Raum aus der Sicht von Ungarn“ entsteht das folgende Bild bei ungarischen Wirtschaftsfachleuten:

Österreicher sind höfliche und angenehme Geschäftspartner, sie orientieren sich aber mehr an Formalismen (Kleidung, Dienstwagen). Sie sind offen, gemütlich, unpünktlich, vergeßlich, jovial, schlechte Organisatoren, ausländerfeindlich, nehmen Gesetze, Fristen und Termine nicht so ernst, würden gern die Führerrolle gegenüber den Ungarn spielen.

Deutsche werden für besonders zuverlässig, ruhig, ausgewogen, sehr ordentlich, fleißig, sauber, logisch, korrekt, klar, gesetzestreu, im Ausdruck präzise, ziel- und kundenorientiert, gründlich, höflich, kreativ gehalten, aber

auch für ungeduldig, nicht so offen, kälter, härter und zurückhaltender (Norddeutsche).

Schweizer werden für ihre Genauigkeit und Zuverlässigkeit geschätzt, aber sie sind überheblich und verstehen die Situation in Ungarn nicht, weil sie immer in Demokratie gelebt und in diesem Jahrhundert keinen Krieg erlebt haben.

2. Durch Medien

2.1. Fernsehen

Es spielt heutzutage eine besonders wichtige Rolle, daß ca. die Hälfte der ungarischen Haushalte verkabelt ist. In Ungarn sind die Sender RTL, RTL2, Sat1, Pro7, 3sat, ORF1 und in Westungarn auch ORF2 zu empfangen. Besonders Kinder sehen viel diese Programme. Den größten Einfluß auf das Bild über Deutsche und Deutschland bzw. Österreich mögen wohl die folgenden Programme ausüben:

- Krimis (reiche Leute wollen noch reicher werden bzw. ihren Reichtum retten, egal, zu welchem Preis) — diese werden oft auch im ungarischen Fernsehprogramm gezeigt.
- Werbungen (wichtigste Bereiche: Waschen, Putzen, Mode und Schönheitspflege, Getränke, Süßigkeiten u. a.). Viele dieser Werbungen werden auch vom ungarischen Fernsehen übernommen (und leider Gottes wortwörtlich übersetzt).
- Glücksspiele, Quiz (mit wenig Anstrengung kann man große Summen gewinnen) usw.

Diese Sendungen tragen dazu bei, daß ein schematisches Bild über Deutsche entsteht (Unterschiede zwischen Deutschen, Österreichern und Schweizern sind verschwommen) und daß Deutschland für viele ein „Traumland“ wird, wo man leicht reich werden und ohne Sorgen leben kann.

2.2. Presse

Die Presse spielt heute kaum eine Rolle, die deutschsprachigen Zeitungen sind zu teuer. Nur einige Boulevardblätter haben eine Wirkung ausgeübt, aber eher dadurch, daß sie von der ungarischen Presse nachgeahmt wurden.

3. Durch das Spiegelbild des nationalen Selbstbewußtseins

Die Einstellung zu Ausländern wird sowohl bei den Kindern als auch bei den Erwachsenen stark von dem eigenen Selbstgefühl als Ungar beeinflusst. Als Bewohner eines kleinen Landes ist ein ziemlich starkes Gefühl des Bedrohseins und Minderwertigkeitsgefühle zu bemerken. Die Schüler formulieren etwas gereizt: „Die reichen Ausländer spielen bei uns den großen Herrn.“

Erwachsene sprechen das zwar nicht aus, aber sie fühlen sich oft Deutschen gegenüber nicht gleichberechtigt und haben Angst, daß die Deutschen bei wichtigen Entscheidungen das Wort haben. (Vgl. DANNERER, 1992) Und doch, daß die Deutschen in Ungarn beliebter sind als Franzosen oder Amerikaner, erklärt Susanne Scherrer damit, daß „ein kleines Volk ein großes Vorbild braucht“. (SCHERRER, 1991: 272) „Die Vorliebe der Ungarn für das Deutsche gründet sich ... nicht nur auf nostalgische Sehnsüchte nach den angeblichen k.u.k. Glanzzeiten“, sondern auch auf „Probleme mit der eigenen nationalen Identität. Für Ungarn war Deutschland immer der Inbegriff des Westens“. (SCHERRER, 1991: 273)

Im Fremdsprachenunterricht sollte auch ein wichtiges Element sein, die Lerner auf die Darstellung des eigenen Landes und der eigenen Kultur vorzubereiten. Das Bild über die deutschsprachigen Länder, das in 1.1., 1.2. und 1.3. kurz beschrieben wurde, enthält viele Merkmale von Stereotypen. Stereotypen sind Mittel der Kategorisierung, mit deren Hilfe unterschiedliche Objekte, Personen und Phänomene vereinheitlicht und in Klassen gruppiert werden. (Vgl. DOYÉ, 1993: 269) Aber „Klischees und Selbstklischees werden von beiden Seiten gepflegt.“ (SCHERRER, 1991: 272) Soll nun das Eigenbild auch so stereotypisch sein? Bei einer Diskussion über „die inhaltliche Bestimmung landeskundlichen Lernens“ wurde die folgende Frage gestellt: „Was sollten Ihrer Meinung nach Menschen, die die Sprache Ihres Landes lernen, dabei über Ihre Kultur erfahren?“ Diese Frage wurde von den ungarischen Diskussionsteilnehmern meist so beantwortet: „Auf keinen Fall sollte Ungarn als Land der Pušta, des Csikós und des Gulasch vorgestellt werden.“ (DOYÉ, 1993: 268) Versucht man nach Doyé „dann aber, eine positive Antwort auf die gestellte Frage zu erhalten, sind die Reaktionen eher zurückhaltend, oft unsicher und unverbindlich. Offensichtlich fällt es den Informanten schwer, Charakteristika ihres Landes zu nennen, ohne in stereotype Aussagen zu verfallen.“ (1993: 268) Die Herausbildung der Identitätsfindung und der Selbstdefinition ist auch ein Bereich, der im Fremdsprachenunterricht mehr berücksichtigt werden sollte.

Schwerpunkt II: Landeskundeinhalte im DaF-Unterricht

Hier geht es darum, wie Auswahlkriterien und -verfahren getroffen bzw. Graduierung und Lehrprogression aufgebaut werden können bzw. sollen. Dazu sollte aber zuerst geklärt werden, aus welchem Grunde Landeskunde ein wesentlicher Bestandteil des Deutschunterrichts sein sollte.

Landeskundliche Bezüge sind ... auf allen sprachlichen Ebenen von Bedeutung. Sowohl bei einfachen Alltagsbegriffen als auch bei Redewendungen, Routineformeln und rituellen Handlungseinheiten braucht man für die Kom-

munikation neben dem Sprachwissen zusätzlich oft Informationen über den Funktions- und Verwendungszusammenhang dieser Sprachformen in der fremden Kultur. Da mit der Tendenz zur formelhaften Verfestigung zudem die wörtliche Bedeutung meist verblaßt, kommt es hier natürlich besonders darauf an, nichtsprachliches Wissen einzubeziehen; ohne solche Kenntnisse wäre ein situationsgerechtes Handeln nicht möglich. (LÜGER, 1993: 25)

1. Auswahlkriterien und -verfahren

a. Kulturelle Symbole

Die übergeordneten, gesellschaftlich/pädagogisch determinierten Kriterien sind im Nationalen Rahmenlehrplan (Version: Mai 1993) nur vage formuliert. In der gegenwärtigen Situation, wo das eigene nationale Bewußtsein nach langer Unterdrückung stark, manchmal sogar zu stark zum Ausdruck kommen will, hütet man sich eher davor, solche Kriterien festzulegen.

Die Integrierung der Landeskunde in den Deutschunterricht könnte aber gerade hier einen wesentlichen Beitrag zur eigenen Identitätsfindung leisten und somit ein neues erzieherisches Ziel darstellen. Schwerdtfeger formuliert das folgendermaßen: „Durch das Lehren von kulturellen Symbolen kann es gelingen, daß der Einzelne zwar europäische Normen und Werte akzeptiert, er aber zugleich seine spezifisch persönlichen, lokalen und regionalen Merkmale beibehält.“ (1991: 249)

So wäre eines der wichtigsten Auswahlkriterien, welche kulturellen Symbole auf welcher Lernstufe der gegebenen Zielgruppe vermittelbar sind und wie.

Nennen wir einige kulturelle Symbole: Sichtweisen von Raum, von Zeit und Territorialität, von Privatleben und Öffentlichkeit, von Arbeit und Kranksein, Trauer, Höflichkeit, Licht, Farben, wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung, Freundschaft, Schweigen, Bösem und viele mehr. Das Spannende ist nun, daß diese kulturellen Symbole in allen Kulturen bekannt sind. Sie erhalten in jeder Kultur eine spezifische, fixierte Bedeutung, die in der Sozialisation vermittelt wird. (SCHWERDTFEGER, 1991: 241)

Denken wir nur an die sehr unterschiedliche Auffassung über den Begriff „Pünktlichkeit“ in der deutschen und in der ungarischen Kultur oder an die ganz abweichenden Rituale des Kaffeetrinkens.

b. Landeskundliche Inhalte

In einem Seminar haben meine DeutschlehrerstudentInnen die möglichen Inhalte der Landeskunde im Deutschunterricht zusammengestellt: ihrer Meinung nach sind das kulturkundliche (Literatur, Geschichte, Kunst, Sitten und Bräuche) und realienkundliche Inhalte (Geographie, Politik, Wirtschaft, Alltagskultur usw.). Auf meine Frage, ob sie all das für ihre Schüler vermitteln könnten, war die Antwort etwas unsicher: die Schüler sollten nur „etwas“ darüber gehört haben, sie selbst verfügen aber auch nur über ober-

flächliche Kenntnisse, höchstens in einzelnen Bereichen sind sie besser bewandert wie z. B. in der Literatur. Wer weiß also mehr über die deutschsprachigen Länder: derjenige, der Bach von Beethoven unterscheiden kann oder derjenige, der Boris Becker und Beckenbauer unterscheiden kann — oder was ist wichtiger: Die Vermittlung von Kenntnissen über Daten und Fakten oder die Öffnung der Augen?

Da in Ungarn die meisten Lerner nicht nur eine Fremdsprache lernen, sollte bei der Behandlung landeskundlicher Themen im Deutschunterricht neben den in jedem Fremdsprachenunterricht auftretenden Themen wie Wohnen, Eßgewohnheiten, Freizeitbeschäftigung usw. möglichst immer etwas Interessantes, Einmaliges, Merkwürdiges oder Abweichendes aufgezeigt werden, welches sowohl Abwechslung hinsichtlich des Unterrichts in der anderen Fremdsprache bringt als auch die Lernmotivation erhöht.

Landeskundliche Inhalte sollten von der Zielgruppe (Alter, Interessen) abhängen, und die Aufgabe des Lehrers wäre dabei, die Schüler dazu zu befähigen, die sie interessierenden Inhalte womöglich selbst zu erschließen. Das führt uns zum nächsten Punkt.

c. Lernerorientierung

Die bisherigen Einschätzungen über die Lernerbedürfnisse sind heute nicht mehr ganz richtig. Zwar spielt Tourismus auch heute noch eine wichtige Rolle, aber die Ausweitung der Arbeitsmöglichkeiten erfordert bestimmt auch die sprachlich relevante Bewältigung anderer Situationen. Es müßte eine gründliche Analyse der Lernzielbedürfnisse durchgeführt werden. Auch die Vorkenntnisse der Lerner sollten stärker in den Unterricht miteinbezogen werden. (Siehe auch 1.2.) Es ist sehr bedauerlich, wenn die Schüler nach einem ganzen Lernjahr behaupten, daß sie — mindestens aufgrund eines angeblich landeskundlich ausgerichteten Lehrbuchs — nichts Neues über die deutschsprachigen Länder erfahren haben. (Vgl. VERES, 1994)

2. Graduierung und Lehrprogression

Nachvollziehbarkeit auf intellektueller und sprachlicher Ebene

Die zwei Sprachsysteme (Deutsch und Ungarisch) unterscheiden sich wesentlich, aber diese Tatsache wird meines Erachtens im FSU nicht genügend ausgenutzt. Aus landeskundlicher Sicht werden viele Unterschiede nicht wahrgenommen, weil sie nicht so gravierend erscheinen. (Österreich und Deutschland sind genauso in Europa wie Ungarn, man lebt also dort genauso wie bei uns.) Manche Situationen werden z. B. in Lehrbüchern so dargestellt, als ob sie überall gleich ablaufen würden, wie zum Beispiel Frühstücksszenen. Wenn aber die Sprache so grundlegend anders aufgebaut ist, ist es nicht möglich, daß man genauso denkt und lebt. Wenn wir mit der Fremdsprache auch die kulturellen Symbole der Zielkultur vermitteln wollen, dann müssen

wir lernen, „daß Gewohnheiten aus Einsichten in Bedeutungen entstehen: ‘Der Erwerb einer Gewohnheit ist die Erfassung einer Bedeutung ...’“ (SCHWERDT-FEGER, 1991: 241) Die kulturellen Unterschiede sollten daher kontrastiv erforscht werden. Die Graduierung könnte nach dem Grad der Nachvollziehbarkeit bestimmt werden. In dieser Richtung gibt es aber meines Wissens noch kaum Forschungen.

Schwerpunkt III: Landeskunde/vermittlung / Lehrmaterial

Hier sollte untersucht werden, inwieweit die Lehrmaterialien für den Deutschunterricht landeskundliche Inhalte vermitteln, in welcher Form sie das tun und was dadurch wiedergespiegelt wird.

Wie das Zielsprachenland bzw. in unserem Fall die Zielsprachenländer in einem Lehrmaterial vertreten sind, war immer schon von den Lehrzielen und damit zugleich gesellschaftlich-politisch determiniert. Ich brauche nur auf die starke DDR-Orientierung der Lehrbücher vor 1989 hinzuweisen, wo Österreich, die Schweiz und die Bundesrepublik nur ansatzweise vertreten waren. Durch diese gesellschaftspolitische Einstellung wurde auch bestimmt, was und wie in den Lehrbüchern und Lehrmaterialien präsentiert werden soll.

Mit der freien Lehrbuchwahl wurden die ungarischen Lehrkräfte auch mit einer anderen landeskundlichen Auffassung von ausländischen (vor allem bundesdeutschen) Lehrbuchautoren konfrontiert. Die deutschen Lehrbuchautoren sehen sich bei der Lehrbucherstellung zwei gegensätzlichen Tendenzen ausgesetzt:

- a. „dem Bedürfnis, nach außen möglichst positiv in Erscheinung zu treten, ...“ und
- b. „der Verpflichtung zur wahrheitsgetreuen Darstellung um der Einstellungen willen, die wir als die dann Fremden uns gegenüber bei den Schülern zu erzeugen wünschen.“ (RIGOL, 1981: 10)

Inwieweit das den Verfassern gelungen ist, kann ich nicht beurteilen, aber diese Einstellungen blieben vielen ungarischen Lehrern fremd und sie behaupteten, daß die Themenwahl nicht den Ansprüchen von ungarischen Schülern entspreche bzw. verfehlt sei.

Bei den überregionalen Büchern ist aber das größte Problem aus landeskundlicher Sicht, daß die Welt darin allein aus der Sicht des Zielsprachenlandes dargestellt werden kann. Die eigene Welt und damit die Ausgangskultur kann nicht einbezogen werden, höchstens durch Fragen wie „Wie ist das bei Ihnen?“. Dieser Vorwurf trifft aber nicht nur auf die deutschen Lehrmaterialien zu: in den vier Bänden des Lehrmaterials für Gymnasien habe ich einen einzigen Lektionstext gefunden, der sich in Ungarn, am Plattensee abspielt.

Sonst ist der Handlungsort vorwiegend in Deutschland (Leipzig, Halle und Berlin) und manchmal in Österreich. Die Handlungsorte tragen aber durch die sehr schematische Darstellung kaum etwas dazu bei, das Leben an diesen Orten kennenzulernen.

Wie ich schon am Anfang erwähnt habe, wurde eine Erhebung über die Lehrbuchwahl unter ungarischen DeutschlehrerInnen durchgeführt. Da stellte es sich heraus, daß bei der Lehrbuchwahl Landeskunde nicht zu den wichtigsten der von ihnen genannten 40 Kriterien gehört. Unter den 59 erwähnten Lehrbüchern spielte sie nur bei 10 eine Rolle, sei es positiv oder negativ gemeint.

Was fanden die Lehrkräfte positiv in diesen Lehrbüchern, was landeskundliche Konsequenzen für den Unterricht hat?

1. Die Texte sind ganz aktuell.
2. Es gibt eine vielfältige Themenwahl.
3. Es werden Alltagsthemen behandelt.
4. Lebensnahe Situationen können geübt werden.
5. Es gibt viele landeskundliche Informationen.
6. Es kommen viele landeskundliche Texte vor.
7. Landeskunde wird in gutem Stil und mit reichem Wortschatz vermittelt.
8. Es ermöglicht interkulturelles Lernen.

In einigen Fällen wurde aber auch auf entsprechende Mängel in den Lehrbüchern hingewiesen:

1. Es fehlt die Aktualität.
2. Die Texte sind veraltet / altmodisch / nicht mehr aktuell.
3. Die Lektionstexte sind lang und historisch orientiert.
4. Es fehlt die Landeskunde/Kulturkunde.
5. Es gibt nur wenig echte deutsche Texte, mit deren Hilfe man die deutsche Sprache erleben könnte.

Es ist nicht Ziel dieses Beitrags, die in Ungarn herausgegebenen Lehrbücher aus landeskundlicher Sicht zu analysieren. Ich möchte nur ein Beispiel bringen, das meines Erachtens auch für die Einstellung anderer ungarischer Lehrbuchautoren typisch ist. Es geht um die Lehrbuchpersonen, die sich in verschiedenen sog. Alltagssituationen bewegen. Im Gymnasiallehrbuch für die erste Klasse, also für 14-15jährige Schüler, wird der Schüler / Lerner durch das ungarische Mädchen Anna repräsentiert. Sie ist auch 14-15 Jahre alt und hat die einmalige Möglichkeit, allein 2 Wochen bei einer deutschen Familie auf deutschem Sprachgebiet zu verbringen, was für diese Altersstufe bei uns doch nicht ganz typisch ist. Alle anderen Personen im Lehrbuch sind Deutsche. Man könnte meinen, daß Anna in die Lage versetzt wird, „die Grundstrukturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erkennen und zu ihnen verbal und handelnd Stellung zu nehmen“. (DELMAS – VORDERWÜLBECKE, 1989: 186)

Anna, die Vertreterin der ungarischen Deutsch lernenden Schüler und Schülerinnen, ist keine Anfängerin, da sie mit den Mitgliedern der Gastgeberfamilie kommunizieren kann. Natürlich schadet es nicht, wenn sie weiterhin fleißig lernt, aber sie macht während der 2 Wochen und 17 Lektionen ihres Deutschlandaufenthaltes keinen einzigen Fehler, sie hat weder sprachliche noch andere interkulturelle Probleme in der fremden Welt. Doch geschieht etwas Merkwürdiges. In der 7. Lektion („Was machen wir am Nachmittag?“) möchte Kerstin mit ihrer ungarischen Freundin ins Kino gehen, wo ein guter Film läuft. Auf die Einladung von Kerstin reagiert Anna so:

Nein, Kerstin. Ich komme nicht mit. Ich glaube, ich verstehe den Film in Deutsch nicht.

Ja, ja. Wer noch keine Nebensätze bilden kann, sollte lieber etwas anderes unternehmen. Auch Kerstin hält das für eine Zumutung und verzichtet auf dieses Programm. Neben der Frage, inwieweit diese Szene realistisch genannt werden kann, wo heute viele ganz ohne jegliche Sprachkenntnisse sich die verschiedensten Kabelprogramme ansehen, sollte auch untersucht werden, welche Auswirkungen diese Auffassung über den Fremdsprachenerwerb bzw. die Fremdsprachenkenntnisse auf den Unterricht hat. Das ist das alte Lied darüber: erst lernen — dann verwenden, das zwar theoretisch längst überholt, aber praktisch noch zu oft gesungen wird. Wenn Lehrer sich danach richten, werden auch die Schüler sich keine Mühe geben, etwas selbständig zu produzieren, bevor sie nicht den ganzen Lernstoff aufgetischt bekommen haben. Das führt zu einer passiven Haltung, ja sogar zur Resignation. Viele Schüler erwarten vom Lehrer, auf die Prüfung hin trainiert zu werden, alles andere ist überflüssig. „Der Reiz des kulturell Fremden“ wird also im Unterricht oft „ungenutzt gelassen“ (WAZEL, 1989: 24), obwohl viele Schüler gerade durch ihre Neugier und ihr Interesse am Land zum Lernen zu bewegen sind.

Lehrmaterialien sollten die Aufgabe haben, diesen Reiz zu bieten, die Neugier und das Interesse aufrechtzuerhalten. Daher sollten solche Lehrbuchpersonen gewählt werden, die von den Schülern nicht nur akzeptiert, sondern auch gern nachempfunden werden. Dazu sind farblose, stereotype Lehrbuchpersonen ohne Emotionen wie Anna nicht fähig. Außerdem tragen sie auch nicht dazu bei, daß die Schüler die für sie relevanten Rollen in der Fremdsprache kennenlernen und sich aneignen.

Die Lehrbuchpersonen können aber auch dann irreführend sein, wenn der Autor sie aus seiner Sicht interessant findet. Die Lehrbuchhelden eines überregionalen Lehrwerks sind zum Beispiel deutsche Jugendliche, die durch fast alle Lektionen hindurch nur Ferien haben und sich ganz und gar der Freizeit widmen können. So werden sog. Alltagsthemen kaum berührt, die sind doch für junge Leute langweilig, nur Hobbies wie Segeln, Segelfliegen, Skifahren usw. werden behandelt. Die ungarische Schulklasse hat aber diese angeblich altersrelevante Themenbehandlung mit den verwöhnten deutschen Schülern

strikt abgelehnt und sich geweigert, diese für sie fremden Rollen anzunehmen. (Vgl. VERES, 1994: 29)

Die Themen- und Textauswahl in den Lehrbüchern ist von entscheidender Bedeutung für den gesamten Lernprozeß. (Vgl. RÖSLER, 1994: 90) Hier geht es in erster Linie um die Forderung nach Authentizität in den Lehrbüchern.

Texte, die eigentlich für andere Zwecke bestimmt sind, sagen dem Fremdsprachenlerner etwas über das Zielsprachenland und ermöglichen ihm so, sowohl originale Informationen über das betreffende Land zu erhalten und mit seinem eigenen Land in Beziehung zu setzen, ... als auch zu lernen, wie die Gebrauchstexte abgefaßt sind und in dem Land benutzt werden. (EDELHOFF, 1985: 14)

Die Authentizität wurde in den meisten ungarischen Lehrbüchern dem Lerner nur schonend, sozusagen „häppchenweise“ angeboten, um ihn nicht zu überfordern. Damit wird ihm aber die Möglichkeit genommen, seine Fähigkeiten in der „Sprachwirklichkeit“ auf die Probe zu stellen. (Im Gymnasiallehrbuch für die 1. Klasse kommt der erste authentische Text — Titelköpfe von einigen deutschen Zeitungen — erst in der 9. Lektion, ohne entsprechende Aufgabe.) Texte mit landeskundlichen Informationen sind in diesem Lehrbuch meistens als Zusatzmaterial an das Ende der Lektionen angehängt. Sie sind kein integrierter Bestandteil der Unterrichtseinheit, sie können sowohl behandelt als auch ohne weiteres weggelassen werden.

Es geht aber hier nicht nur darum, ob authentische Texte benutzt werden, oder nur synthetische Texte vorkommen, sondern auch darum, wie diese Texte die Welt, den Alltag in der Zielkultur und Ausgangskultur darstellen. Was wird betont: nur die positiven Seiten, die hervorragendsten Leistungen, oder auch die Probleme, die mal identisch, mal unterschiedlich sein können, werden die Kommunikationspartner als „typisch deutsch“ bzw. „typisch ungarisch“ vorgestellt oder wird gerade das Untypische hervorgehoben? Oder wird versucht, all das in einem dokumentarisch-neutralen Ton darzustellen? (Vgl. AMMER in KAST – NEUNER, 1994: 37)

Auch in den Übungen sollte Landeskunde mehr berücksichtigt werden. Es gibt solche Versuche in den ungarischen Deutschbüchern, aber es ist recht traurig, wenn sich eine Übung mit landeskundlichem Flair plötzlich als eine reine Strukturübung entpuppt. Im Gymnasiallehrbuch ist zum Beispiel eine Übung, wo die wichtigsten Sehenswürdigkeiten von Leipzig in zwei Spalten untereinander gereiht abgebildet sind. Darauf folgt ein kurzer Text: „Hier sehen Sie zwei Sehenswürdigkeiten aus Leipzig. Links ist der Hauptbahnhof, und rechts ist die Thomas-Kirche. Jetzt besichtigen wir den Hauptbahnhof. Dann gehen wir in die Thomaskirche.“ Die Aufgabe lautet dazu: „Sprechen Sie über die Bilder!“ Erst jetzt wird es klar, daß die Bilder als Einsatzwörter zu einem pattern-drill gehören. Warum aber die da aufgezählten und abgebildeten Gebäude sehenswert sind, darüber erfahren die Schüler nichts.

Eine wichtige Arbeitsform der Erarbeitung von landeskundlichen Inhalten wäre die Projektarbeit, die bei uns aber für den FSU als nicht adäquat und nutzlos erscheint. Viele Lehrer halten das nur in der Primarstufe bzw. in naturkundlichen Fächern für eine mögliche Arbeitsform. Voriges Jahr wurde das Thema in drei Diplomarbeiten untersucht (Projektarbeit im FSU an ungarischen Gymnasien und die Einstellung der Lehrer). Das Bild zeigt eine eindeutig ablehnende Haltung gegenüber dieser Arbeitsform. Die Ablehnung wird meist mit Zeitmangel (Vorbereitung auf die Prüfung) begründet. Was dabei aber gewonnen werden könnte, wird erst gar nicht überlegt.

Es ist daher wichtig, bei der Lehrbuchwahl auch diese Aspekte zu erwägen. In meinem Fachseminar „Lehrwerkanalyse“ haben die LehrerstudentInnen verschiedene Lehrbücher untersucht. Die Gruppe hat dazu den folgenden Fragenkatalog zusammengestellt:

1. Welche landeskundlichen Informationen gibt es im Lehrbuch/Lehrwerk?
2. Wie erscheinen die Personen als Vertreter der deutschsprachigen Länder im Lehrbuch / Lehrwerk? (Berufe, Eigenschaften, Alter, Geschlecht, soziale bzw. gesellschaftliche Rollen usw.)
3. Wie ist der Anteil der deutschsprachigen Länder im Lehrbuch / Lehrwerk? (Bundesrepublik Deutschland, Österreich, die Schweiz)
4. Was für ein Bild kann anhand der Darstellung über die deutschsprachigen Länder und ihre Bewohner entstehen?
5. Ist auch Ungarn (Ausgangskultur) in irgendeiner Form im Lehrbuch / Lehrwerk vertreten?
6. Was fehlt im Lehrbuch / Lehrwerk aus landeskundlicher Sicht? Was wäre für die Zielgruppe des Lehrbuchs / Lehrwerks relevant bzw. interessant?

Um diese Fragen zu beantworten, reichte eine Doppelstunde nicht aus, die Arbeit mußte nächste Woche fortgesetzt werden. Die Herausbildung der Analysekompetenz bei LehrerstudentInnen ist also auch aus landeskundlicher Sicht eine wichtige Aufgabe der Ausbildung.

Schwerpunkt IV: Landeskunde als Hochschulfach — Deutschlehrausbildung

Schon vor etwa 20 Jahren hat die Fachdiskussion über die Rolle der Landeskunde auf der Hochschul- bzw. Universitätsebene darauf hingewiesen, daß man bei der Bestimmung der landeskundlichen Inhalte „eine Trennung zwischen einem Studium mit dem Ziel, Fremdsprachenlehrer zu werden, und dem Studium einer philologischen Wissenschaft“ durchführen sollte, wonach

„... der Bereich Landeskunde sicherlich eine unterschiedliche Gewichtung je nach der Studienabsicht erfahren“ würde. (ERDMENGER – ISTELE, 1978: 83)

Als an der Eötvös-Loránd-Universität im September 1993 die Deutschlehrerausbildung evaluiert wurde, wurde bei der Auswertung des Faches Landeskunde folgendes gesagt: „Ein Ziel zu setzen ist leicht, d. h. welche Kenntnisse ein Lehramtsstudent für Deutsch zur Erlangung eines Diploms besitzen soll.“ (BERTALAN — in: PETNEKI – SCHMITT – SZABLYÁR, 1994: 95) Dabei wurde 1992 gerade die Unterscheidung der Studieninhalte für die Germanistikstudenten und Deutschlehrerstudenten abgeschafft. Ich glaube, daß eben eine klare Zieldefinition für dieses Fach notwendig wäre, sowohl für die Germanisten- als auch für die Lehrerausbildung. In der Zieldefinition der Ausbildung sollte die Aufgabe der Landeskunde als Hochschulfach bestimmt werden. Es ist nicht die Aufgabe dieses Faches, Lücken in der Allgemeinbildung, die im Gymnasium erworben werden sollten, zu füllen (z. B. Kenntnisse in Geographie: wo liegt Graz?), den StudentInnen sollte diesbezüglich ihre eigene Verantwortung bewußt gemacht werden. Ich würde hier also nicht Mindestanforderungen definieren, sondern den Kreis der Fähigkeiten, die herauszubilden sind, mit denen der / die DeutschlehrerIn nicht „nur die Fremdsprache“, sondern auch „die fremde Welt“ den Schülern näher bringen kann. Welche Anforderungen an den Sprachlehrer in der Schulpraxis gestellt werden, wurde schon vor etwa 20 Jahren in der deutschen Fachliteratur aufgelistet:

1. landeskundlich-semantische und rein landeskundliche Kenntnisse, wie sie die Ziele und Themen des Unterrichts in den entsprechenden Stufen erfordern;
2. die Fähigkeit, sich die unter 1. genannten Kenntnisse zu verschaffen
3. die Fähigkeit, die unter 1. genannten Kenntnisse auszuwerten und zu interpretieren
4. die Fähigkeit, die unter 1.-3. genannten Kenntnisse und Arbeitsweisen im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts zu vermitteln
5. eine auf Kenntnissen und ihrer Verarbeitung beruhende objektiv-nüchterne Haltung der Kontakt- und Verständigungsbereitschaft gegenüber dem jeweiligen fremden Volk
6. die Fähigkeit, die unter 5. genannte Haltung mitzuteilen und zu erklären
7. die Fähigkeit zu eigener landeskundlicher Forschung auf einem über 2. stehenden Niveau. (ERDMENGER – ISTELE, 1978: 84)

Ist nach diesem Anforderungskatalog die ziemlich weit verbreitete Auffassung berechtigt, nach der Landeskunde am besten durch muttersprachliche DozentInnen bzw. DeutschlehrerInnen vermittelt werden kann? Liegt es nicht eben an dieser Auffassung, daß viele nicht-muttersprachige DeutschlehrerInnen auf Landeskunde im FSU lieber verzichten?

Um die oben genannten Fähigkeiten herausbilden zu können, ist es sehr wichtig, daß das Fach in der Ausbildung die entsprechende Gewichtung erhält. Einer der möglichen Wege dazu ist es, wenn die DeutschlehrerstudentInnen als Thema ihrer Abschlußarbeit ein landeskundedidaktisches Problem wählen können. Im ersten Abschlußjahr der neuen dreijährigen Lehrerausbildung (1992/93) wurden von den 64 AbsolventInnen folgende landeskunedidaktische Themen zur Diplomarbeit gewählt:

1. Gruppenspezifisches Lehrmaterial für Jugendliche (Schwerpunkt: Landeskunde)
2. Märchen, Reime und Spiele (5. Klasse der Grundschule / Sekundarstufe 1)
3. Eßgewohnheiten in Deutschland (6. Klasse der Grundschule / Sekundarstufe 1)
4. Landeskunde in den Lehrwerken „Sprachbrücke“ und „Deutsches Sprachbuch für Gymnasien“
5. Kinder und Jugendliche in Deutschland (7. Klasse der Grundschule / Sekundarstufe 1)
6. Deutsche Werbung (3. Klasse der Fachmittelschule / Sekundarstufe 2)
7. Interkulturelle Kommunikation an der ungarisch-österreichischen Grenze — Lehrmaterial für Jugendliche
8. Deutscher Staat und Wirtschaft (2. Klasse des Gymnasiums / Sekundarstufe 2)
9. Sagen im Unterricht zur Vermittlung landeskundlicher Kenntnisse in einer 3. Gymnasialklasse Deutsch (Sekundarstufe 2)
10. Berlin, Bonn, Wien, Bern (1. Klasse des Gymnasiums / Sekundarstufe 2)
11. Vorstellung des Nachkriegsdeutschlands als Teil der Zielkultur mit Hilfe literarischer Texte
12. Weihnachten in Deutschland (4. Klasse der Grundschule / Primarstufe)
13. Planung, Durchführung und Reflexion einer Unterrichtseinheit zum Thema: Die Rattenfängersage in einer 1. Klasse des Gymnasiums (Sekundarstufe 2)

Eine wesentliche Aufgabe des Fremdsprachenunterrichtes wäre meines Erachtens eben auch die FREMDHEIT an der Fremdsprache aufzuzeigen. Nein, nicht aufzeigen. Die Schüler heranzuführen, damit sie selbst diese Fremdheit wahrnehmen, verstehen und akzeptieren lernen. Dazu sollte die Landeskunde das Handlungsfeld im Fremdsprachenunterricht bieten.

Um dieses Ziel erreichen zu können, sollte die Auffassung über die Rolle der Landeskunde auch im Rahmen der Deutschlehrerausbildung neu durchdacht werden. Es ist nicht die Aufgabe der fremdsprachlichen Landeskunde,

Wissenschaftler in Geographie, Geschichte, Politologie, Ethnographie usw. auszubilden, sondern Deutschlehrer mit Offenheit, Einfühlungsvermögen und Reflexionsfähigkeit, die fähig sind, eine fremde Welt nicht nur selbst wahrzunehmen und zu akzeptieren, sondern auch diese Wahrnehmung und Akzeptanz für ihre SchülerInnen zu ermöglichen.

Schlußfolgerung:

Die hier skizzierten Gedanken weisen auf die Notwendigkeit hin, daß die Rolle der Landeskunde im ungarischen Deutschunterricht vom Aspekt der Lehr- und Lernziele, der Zielgruppen, und im Hinblick auf die Lehrmaterialien bzw. die Lehrerausbildung selbst unter diesem Aspekt gründlich untersucht und analysiert werden sollte. Es gibt zwar immer wieder Fachtagungen zum Landeskundeunterricht, aber offenbar können die dort erarbeiteten Ergebnisse noch nicht umfassend in die Unterrichtspraxis umgesetzt werden. Warum Landeskunde im Fremdsprachenunterricht wichtig ist, hat die Fachliteratur vielseitig aufgezeigt. Jetzt gilt es, diese Gewichtung in die Praxis umzusetzen. Dazu sind weitere Forschungen auf diesem Gebiet unerlässlich.

Anmerkungen

1. SZANYI, GYULA: *Német nyelvkönyv* III. 8. Auflage. Budapest 1991, 2. *Kostenlose Sprachstunden am Plattensee*, S. 19.
2. SZANYI, GYULA: *Német nyelvkönyv* I. 14. verbesserte Auflage. Budapest 1992, S. 56.
3. SCHÄPERS, ROLAND: *Deutsch für junge Leute*. Band 1. München 1981.
4. SZANYI, GYULA: *Német nyelvkönyv* I. 14. verbesserte Auflage. Budapest 1992, Sprechübung auf Seite 54-55.

Literaturverzeichnis

- AMMER, REINHARD: *Das Deutschlandbild in den Lehrwerken für Deutsch als Fremdsprache*. — In: KAST, BERND – NEUNER, GERHARD (Hrsg.): *Zur Analyse, Begutachtung und Entwicklung von Lehrwerken für den fremdsprachlichen Deutschunterricht*. Berlin – München – Leipzig – Wien – Zürich – New York 1994, S. 31-42.
- BERTALAN, JUDIT: *Landeskundeunterricht an der ELTE – Überlegungen und Erfahrungen*. — In: PETNEKI, KATALIN – SCHMITT, WOLFGANG – SZABLYÁR, ANNA (Hrsg.): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht*. (= Budapester Beiträge zur Germanistik. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität, 25). Budapest 1994, S. 95-96.
- DANNERER, MONIKA: *Wirtschaftsdeutsch in Ungarn. Eine empirische Studie über Bedarf und Probleme*. — In: *Info DaF* 19, 3/1992, S. 335-349.
- DELMAS, HARTMUT – VORDERWÜLBECKE, KLAUS: *Landeskunde*. — In: EHNERT, ROLF (Hrsg.): *Einführung in das Studium des Faches Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt am Main 1989, S. 159-196.
- DOYÉ, PETER: *Stereotypen im Fremdsprachenunterricht*. — In: FÖLDES, CSABA (Hrsg.): *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged – Wien 1993, S. 267-276.

EDELHOFF, CHRISTOPH (Hrsg.): *Authentische Texte im Deutschunterricht. Einführung und Unterrichtsmodelle*. München 1985.

ERDMENGER, MANFRED - ISTELE, HANS-WOLFF: *Didaktik der Landeskunde*. (= Hueber Hochschulreihe 22.) München 1978.

HANKISS, ÁGNES - S. NAGY, KATALIN: *Külföldiek és idegen országok 12 éves gyerekek képalkotásában*. [Ausländer und fremde Länder in der Bildschöpfung bei 12jährigen Kindern] Budapest 1980.

KÉRI, HENRIK: *A gimnáziumi nevelés és oktatás tanterve. Tantervi útmutató. Német nyelv I.-IV. osztály*. [Erziehungs- und Unterrichtsziele im Gymnasium. Hinweise zum Lehrplan des Deutschunterrichts in der 1-4. Klasse des Gymnasiums (Sekundarstufe II)] Budapest 1980.

LÖGER, HEINZ-HELMUT: *Routinen und Rituale in der Alltagskommunikation. Fernstudieneinheit 6*. Berlin - München - Wien - Zürich - New York 1993.

NEUNER, GERHARD: *Kommunikative Didaktik — auch für den Deutschunterricht in Ungarn?* — In: ALTHOF, HANS JOACHIM - BERNÁTH, ÁRPÁD - CSÚRI, KÁROLY (Hrsg.): *DAAD Dokumentationen. (JATE Materialien)*. Szeged - Bonn 1989, S. 497-519.

NEUNER, GERHARD - HUNFELD HANS: *Methoden des fremdsprachlichen Deutschunterrichts. Fernstudieneinheit 4*. Berlin - München - Wien - Zürich - New York 1993.

PETNEKI, KATALIN: *Mit ér az idegen nyelv, ha német?* [Was ist die Fremdsprache Wert, wenn sie die deutsche ist?] — In: *Magyar Pedagógia*, 3-4/1993, S. 135-147.

RIGOL, ROSEMARIE: *Die Deutschen im Lehrbuch. Einige Bemerkungen zur unausgesprochenen Landeskunde*. — In: RAMGE, HANS - RIGOL, ROSEMARIE - TARANTOWITZ, ALFRED (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache: Probleme und Verfahren am Beispiel des Deutsch-Polnischen*. Giessen 1981.

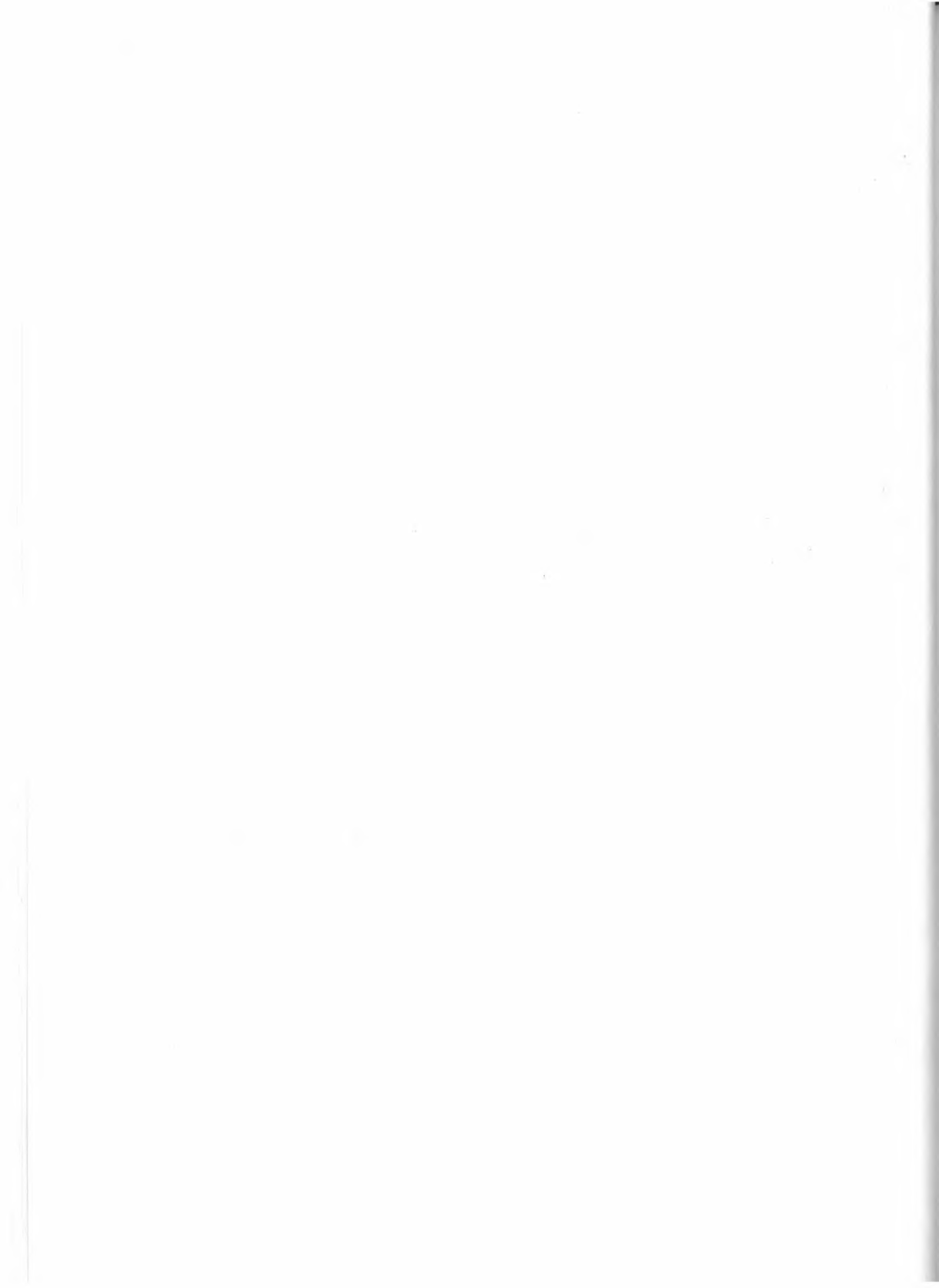
RÖSLER, DIETMAR: *Deutsch als Fremdsprache*. Stuttgart - Weimar 1994.

SCHERRER, SUSANNE: *Die Attraktivität der Langeweile — Ungarn buhlen um die Gunst der Deutschen*. — In: TRAUTMANN, G. (Hrsg.): *Die häßlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn*. Darmstadt 1991, S. 271-277.

SCHWERDTFEGGER, INGE C.: *Kulturelle Symbole und Emotionen im Fremdsprachenunterricht. Umriss eines Neuansatzes für den Unterricht von Landeskunde*. — In: *Info DaF* 3/1991, S. 237-251.

VERES ANDREA: *Präsentation landeskundlicher Inhalte, Sachverhalte und Welterfahrung ungarischer Lerner aufgrund des Lehrwerks „Deutsch für junge Leute“*. Diplomarbeit an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest 1994.

WAZEL, GERHARD: *Auswahl, Präsentation und Vermittlung von Landeskunde in Lehrmaterialien für Deutsch als Fremdsprache unter besonderer Berücksichtigung des interkulturellen Vergleichs*. — In: *Unser Thema 6: Lehrbücher für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. Budapest 1989, S. 7-41.



Hans-Werner Schmidt (Budapest)

Qualifizierung von Mentoren für die schulpraktische Ausbildung

1. Schulpraktische Ausbildung im Rahmen der einphasigen Lehrerausbildung an ungarischen Hochschulen — der Regelfall

Im Rahmen der einphasigen Lehrerausbildung in Ungarn kommt der schulpraktischen Ausbildung der Studenten im Hinblick auf ihre spätere Berufspraxis eine entscheidende Rolle zu. Anders als bei zweiphasigen Modellen wie in Deutschland, wo sich an das Studium eine meist zweijährige Referendarzeit mit anfangs nur geringer Unterrichtsverpflichtung unter Anleitung und mit begleitenden Seminaren zur Schulpädagogik und Fachdidaktik anschließt, sind Studienabsolventen in Ungarn „fertige Lehrer“ und werden meist gleich mit vollem Deputat im eigenverantwortlichen Unterricht eingesetzt. Dabei kann eine einphasige Lehrerausbildung durchaus Vorteile haben. Die Trennung der institutionellen Zuständigkeiten für die „theoretische“ Ausbildung an den Universitäten und die praktische Ausbildung in der Verantwortung des Schulwesens wird vielfach kritisiert, weil sie das Ineinandergreifen von Theorie und Praxis erheblich erschwert. So wird die erste Phase der Lehrerausbildung in Deutschland nicht selten als „theorielastig und praxisfern“ kritisiert, die zweite Phase dagegen mitunter als vom „Praxisdruck“ geprägte „Meisterlehre“. (SCHRECKENBERG 1984, 109 ff) Trotz dieser Kritik haben sich aber in Deutschland Versuche mit einer einphasigen Lehrerausbildung wie etwa in Osnabrück¹ gegenüber dem zweiphasigen System nicht durchsetzen können. Reich (1994, 51) erklärt dennoch: „Eine ‘einphasige’, zusammenhängende Ausbildung, wie in Ungarn sehen wir [...] mit neidischen Augen, da sie sehr viel eher die Möglichkeit bietet, Theorie und Praxis in der Lehrerausbildung miteinander zu verzahnen und so ein Lehrerausbildungsprofil (statt eines nurphilologischen Profils) in den Ausbildungsgängen zu entwickeln.“

Das kann aber u. E. nur dann gelten, wenn es tatsächlich zu der geforderten Verzahnung von Theorie und Praxis in der einphasigen Lehrerausbildung kommt und wenn der schulpraktischen Ausbildung der Studenten ein angemessen großer Stellenwert eingeräumt wird. Beide Voraussetzungen sind jedoch derzeit in Ungarn meist nicht gegeben. Die noch weitgehend additivdisziplinorientierten Curricula sind i. d. R. dominant philologisch-fachwissenschaftlich ausgerichtet, das Studium insgesamt zu wenig auf die berufliche Identität des Lehrers hin konzipiert. Die schulpraktische Ausbildung reduziert

sich nicht selten auf ein zweiwöchiges Blockpraktikum ohne Vorbereitung, Anleitung und Auswertung und auf 10 bis 20 Unterrichtsstunden des Studenten an einer Übungsschule der Hochschule.² Schon rein quantitativ muß dies — im Vergleich zu i. d. R. 2-300 Unterrichtsstunden im Rahmen eines Referendariats — als völlig unzureichend angesehen werden, unter qualitativen Gesichtspunkten ist zudem meist eine mangelhafte Einbindung der Schulpraxis in das Studium festzustellen.³ Daher ist u. E. das Fazit angebracht, daß die möglichen Vorteile einer einphasigen Lehrerausbildung in Ungarn i. a. verschenkt werden.

Allerdings kann gesagt werden, daß derzeit an einigen Hochschulen und Universitäten ein Umdenken in Richtung auf eine Aufwertung der schulpraktischen Ausbildung festzustellen ist. Insbesondere für den dreijährigen Sprachlehrerstudiengang sollen die Stundenzahlen für die Schulpraxis ausgeweitet und deren bessere Betreuung und Einbindung in das Studium sichergestellt werden.⁴

2. Das Alternativmodell: Die schulpraktische Ausbildung von Studenten im Rahmen des dreijährigen Deutschlehrerstudienganges (Ein-Fach-Studium) an der ELTE Budapest.

2.1. Aspekt 1: Das Schulpraktikum in der dreijährigen Deutschlehrerausbildung an der ELTE Budapest

Von der Zustandsbeschreibung der schulpraktischen Ausbildung in Ungarn hebt sich das Modell des Schulpraktikums im Rahmen der dreijährigen Sprachlehrerausbildung (Ausbildung in nur einem Fach mit Abschluß als Deutschlehrer mit Lehrbefähigung für alle Klassenstufen) an der ELTE Budapest ganz eindeutig und in vielerlei Hinsicht positiv ab.⁵

Hier wird das Schulpraktikum als in das Studium „integrierte Referendanzzeit“ (MORVAI, 1994, 121) verstanden. Nach Gruppenhospitationen im 4. Semester sind im 5. und 6. Semester für das Praktikum jeweils 6 Wochenstunden vorgesehen, davon wöchentlich 3-4 Stunden Eigenunterricht (insgesamt mindestens 112 Stunden) in allen Schultypen, der größte Teil davon eigenverantwortlich und bedarfsdeckend. Dem Praktikum kommt damit schon rein quantitativ eine herausragende Bedeutung innerhalb des Studiums zu. Die Zahl der geforderten Unterrichtsstunden liegt zwar noch immer unter denen eines Referendariats in Deutschland, sie geht aber sicherlich an die Grenze dessen, was im Rahmen eines dreijährigen Studiums geleistet werden kann. Das Praktikum wird durch speziell für diese Aufgabe ausgebildete MentorInnen betreut und von zwei unterrichtspraktischen Seminaren begleitet, deren LeiterInnen eng mit den MentorInnen und Schulen zusammenarbeiten und auch bei Lehrversuchen und Lehrproben der Praktikanten hospitieren. Die

Bewertung des Schulpraktikums geht als dritte Teilnote neben der Diplomarbeit und der mündlichen Prüfung (Verteidigung der Diplomarbeit) in die Gesamtnote des Staatsexamens mit ein, erhält also einen sehr hohen Stellenwert.⁶

Insgesamt kann der Umfang dieses Schulpraktikums und auch seine Einbindung in das Studium als vorbildlich bezeichnet werden. Die Verzahnung von Theorie und Praxis im Rahmen einer integrierten berufsorientierten Lehrerausbildung wird hier zumindest angestrebt. Daher kann u. E. das integrierte Schulpraktikum des dreijährigen Studienganges an der ELTE durchaus als bedenkenswerte Alternative zu zweiphasigen Modellen in Deutschland bestehen. Es läßt sogar Reichs „neidische Augen“ (s. o.) verständlich erscheinen.

Allerdings sind Zweifel angebracht, ob dieses Modell in absehbarer Zeit an anderen Hochschulen durchsetzbar wäre. Zum einen ließen die gegebenen personellen und materiellen Rahmenbedingungen an anderen Hochschulen eine Übernahme meist nicht zu. Zum anderen wird der als Gegenmodell zur bestehenden Lehrerausbildung in Ungarn konzipierte dreijährige Studiengang an der ELTE insgesamt wohl von vielen Hochschullehrern so skeptisch betrachtet.⁷

Auch stellt die — aus der Bedarfssituation nach der „Wende“ heraus entstandene — Konzeption eines Kurzstudiums zum Ein-Fach-Lehrer mit Lehrbefähigung für alle Klassenstufen wohl kein zukunftsweisendes Modell dar und wird vermutlich nach der anstehenden Vereinheitlichung der Lehrerausbildung in Ungarn auslaufen. Es bleibt aber zu hoffen, daß bei dieser wünschenswerten Vereinheitlichung von der dreijährigen Deutschlehrerausbildung an der ELTE gerade im Bereich des Schulpraktikums wichtige Anstöße zu einer Revision der Lehrerausbildungscurricula ausgehen.

2.2. Aspekt 2: Ausbildung von MentorInnen für die dreijährige Deutschlehrerausbildung an der ELTE Budapest

Das fachdidaktische Zentrum am Germanistischen Institut der ELTE hat der Ausbildung von MentorInnen für die schulpraktische Ausbildung von Studenten schon früh große Bedeutung zugemessen und führt seit Herbst 1991 — unterstützt durch das Goethe-Institut Budapest — mit bisher drei Gruppen langfristige Qualifizierungsprogramme durch.⁸ Dabei löste man sich vom hergebrachten System der Ausbildungsschulen mit ihren Qua-Amt-Mentoren und setzte auf engagierte KollegInnen an „normalen“ Schulen.

In einer dreimonatigen Vorbereitungsphase Frühjahr 1992 wurden per Ausschreibung BewerberInnen gesucht und aufgrund von Hospitationen und Gesprächen für das Programm ausgewählt.

Die anschließende Phase der Grundausbildung über ein Semester (erstmalig im Herbst 1992) diente der „Aktualisierung der didaktisch-methodischen Kenntnisse“ und allgemein der „Vorbereitung auf die Arbeit mit Studenten“, die im folgenden Schuljahr begann.

Die zweisemestrige Zweite Ausbildungsphase (erstmalig im Studienjahr 1992/93) begleitete daher bereits die Mentorentätigkeit. Diese Phase erstreckte sich über zwei Semester und umfaßte neben regelmäßigen Nachmittagsveranstaltungen insbes. zur Auswertung der Erfahrungen des Schulpraktikums und zur Thematisierung der Probleme, eine zweiwöchige Gruppenfortbildung in Bremen mit den Schwerpunkten Unterrichtsplanung, -begleitung, -bewertung⁹ sowie einem Wochenendseminar in Ungarn zur Vorbereitung der ersten Lehrproben.

Eine Dritte Phase (seit dem Studienjahr 1993/94 — für die bisher ausgebildeten Gruppen) sieht die Praxisbetreuung und Fortbildung der MentorInnen durch das fachdidaktische Zentrum bzw. durch externe Experten im Rahmen von regelmäßigen Treffen und Kompaktseminaren vor.¹⁰

Für das Studienjahr 1994/95 ist weiter — in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut — ein **Aufbauprogramm** geplant, das auch die Gewinnung von Multiplikatoren für die kollegiale Fortbildung und Praxisberatung zum Ziel hat. Dazu wird ausgewählten MentorInnen zunächst eine zweiwöchige gezielte Hospitation an einer Ausbildungsschule in Bayern ermöglicht. Danach werden FachleiterInnen des Staatlichen Seminars für Schulpädagogik Tübingen nach Ungarn kommen, bei der Betreuungs- und Beratungsarbeit der MentorInnen hospitieren und eine gezielte Praxisberatung anbieten. Ein anschließendes gemeinsames Kompaktseminar in Ungarn soll der Auswertung der Erfahrungen — auch aus der vorausgehenden Hospitation in Bayern — und der Planung eines Gruppenfortbildungsseminars für MultiplikatorInnen des Mentorenprogramms im Sommer 1995 in Tübingen dienen.

Die Erfahrungen mit dem Mentorenprogramm an der ELTE sind insgesamt sehr positiv. Trotz des — aufgrund der hohen Stundenzahlen in der Schulpraxis — großen Bedarfs stehen für den dreijährigen Deutschlehrerstudengang auf absehbare Zeit genügend gut ausgebildete und meist auch nach mehreren Jahren der Fortbildung und Praxis noch hoch motivierte MentorInnen zur Verfügung. Hervorzuheben sind v. a. die Kontinuität der Fortbildung und Betreuung durch das Fachdidaktische Zentrum der ELTE und allgemein die langfristige enge Zusammenarbeit mit den MentorInnen. Es ist zu erwarten, daß aus diesem Kreis MultiplikatorInnen hervorgehen können, die künftig die Aufgaben der Praxisberatung und kollegialen Fortbildung in Budapest, aber auch an anderen Orten übernehmen können.

3. Programm zur Qualifizierung von MentorInnen an ungarischen Hochschulen und Universitäten (Jahreskurse)

Ausgehend von den Erfahrungen mit der Mentorenausbildung an der ELTE wurde vom Goethe-Institut Budapest in Kooperation mit interessierten Hochschulen ein Programm zur Qualifizierung von Mentoren für die schulprakti-

sche Ausbildung der Studenten an anderen Orten entwickelt, das im folgenden vorgestellt werden soll. Es umfaßt nach einer vorgeschalteten Phase zur Auswahl der MentorInnen durch die Hochschulen die zwei Phasen zur 'Grundlegung der Mentorenkompetenz' (Schwerpunkt: Fortbildung als DeutschlehrerIn) und zur Vermittlung der 'spezifischen Mentorenkompetenz' (Schwerpunkt: Betreuungs- und Auswertungskompetenz). Die Ausbildung selbst dauert etwa ein Jahr, die vorgeschaltete Auswahl der MentorInnen ca. 3 Monate.

Zum Programm gehören in beiden Phasen wöchentliche Vorbereitungs- und Begleitseminare vor Ort über ein Semester sowie je eine Gruppenfortbildung im Ausland. Nach einer mehrjährigen Praxiserfahrung ist ein Aufbauprogramm zur Fortbildung und Praxisberatung vor Ort durch erfahrene KollegInnen und externe Experten vorgesehen.

Das Qualifizierungsprogramm wurde bisher mit einer Gruppe von Mentoren der VE Veszprém erfolgreich abgeschlossen, für Mentoren der KJF Székesfehérvár steht es kurz vor dem Abschluß. Die Gruppe der ME Miskolc befindet sich derzeit in der zweiten Phase, die noch bis Dezember 1994 läuft. Für eine gemeinsame Gruppe der KLTE Debrecen und der BGTF Nyíregyháza ist die Auswahl abgeschlossen, und die Ausbildung beginnt im September 1994. In Szombathely und Szeged wird zur gleichen Zeit die Auswahlphase für jeweils eine Gruppe von Mentoren der BDTF bzw. der JATE und der JGTF stattfinden und das Qualifizierungsprogramm dann im Januar 1995 anlaufen.

In allen Fällen arbeitet das Goethe-Institut Budapest eng mit den jeweiligen Lehrstühlen zusammen, in deren Interesse und unter deren Verantwortung die Mentorenqualifizierung durchgeführt wird. Am Programm für die Gruppe in Debrecen/Nyíregyháza ist auch das österreichische Kultusministerium (BMUK/Beauftragte für Bildungskooperation) beteiligt, das in eigener Regie vergleichbare Maßnahmen für Mentoren der JPTE in Pécs und EKTF in Eger anbieten will.

3.1. Voraussetzungen

Grundvoraussetzungen für die Durchführung des Programms sind zunächst ein Bedarf der Hochschulen an 15 bis 20 (neuen) MentorInnen für die schulpraktische Ausbildung ihrer Studenten und das Interesse von mindestens ebensovielen geeigneten LehrerInnen zur Übernahme dieser Aufgaben. Bedarf und Interesse sind nach unseren bisherigen Erfahrungen an (fast) allen Hochschulorten vorhanden, wenn auch teilweise nur in Kooperation mehrerer Hochschulen.

Eine weitere unabdingbare Voraussetzung ist die Unterstützung des Programms durch die örtliche Lehrstuhlleitung. In ihrem Verantwortungsbereich liegt letztlich die Auswahl geeigneter MentorInnen für die Hochschulen ebenso wie die — für den reibungslosen Ablauf des Programms überaus

wichtige — rechtzeitige Klärung der Rahmenbedingungen für die Arbeit der künftigen MentorInnen. In enger Kooperation mit dem Goethe-Institut muß die Lehrstuhlleitung auch die qualifizierte fachliche und organisatorische Betreuung des Programms vor Ort sicherstellen und ggf. für die Freistellung der betreffenden KollegInnen sorgen. Bisher wurden mit diesen Aufgaben meist deutsche GastlehrerInnen, teilweise aber auch ungarische HochschullehrerInnen betraut.

Schließlich obliegt es der Lehrstuhlleitung, finanzielle Mittel für einen Beitrag des Lehrstuhls zu den hohen Kosten des Programms zu beschaffen, das in keinem Fall ausschließlich vom Goethe-Institut finanziert werden kann. Dieses Problem konnte bei den weit fortgeschrittenen Programmen bisher erfreulicherweise — meist mit Hilfe einer ganz erheblichen Förderung aus Mitteln des Weltbankkredits — gelöst werden. Für die im nächsten Jahr gepiانتen Programme sind entsprechende Förderanträge gestellt.

3.2. Ziele des Programms

Allgemeines Ziel des Programms ist die Befähigung der (angehenden) MentorInnen zur kompetenten Anleitung und Betreuung von StudentInnen in der schulpraktischen Ausbildung und zur Beobachtung und Auswertung von Unterricht.

Das Anforderungsprofil an MentorInnen wurde dabei wie folgt beschrieben:

- (a) pädagogisch-psychologische und soziale Kompetenz
- (b) sprachliche Kompetenz (mindestens auf dem Niveau des Kleinen Deutschen Sprachdiploms) und landeskundliche Kompetenz (einschließl. der Befähigung zur interkulturellen Kommunikation)
- (c) didaktisch-methodische Kompetenz
 - Kompetenz zur didaktisch-methodischen Reflexion und Diskussion von eigenem und fremdem Unterricht
 - Kompetenz zur Planung und Durchführung von ziel- und lernerorientiertem Unterricht (adäquater Einsatz von Methoden, Materialien und Medien)
- (d) spezifische Mentorenkompetenz
 - Betreuungskompetenz (Anleitung, Beratung und Unterstützung)
 - Planungskompetenz
 - Auswertungskompetenz (Kompetenz zur Beobachtung, Besprechung und Beurteilung von Unterricht)

Bei der Auswahl der BewerberInnen muß in Gesprächen und bei Hospitationen sichergestellt werden, daß diese die Anforderungen im Kompetenzbereich (a) erfüllen und in den Kompetenzbereichen (b) und (c) Mindestanforderungen genügen, die eine Kompensierung von noch vorhandenen Defiziten im Verlauf

des Programms erwarten lassen. Schwerpunkt von Phase 1 der Ausbildung sind die Kompetenzbereiche (b) und (c), wobei eine adressatenspezifische Gewichtung der Ziele und Inhalte gemäß den Voraussetzungen der Gruppe vorgesehen ist. Der Schwerpunkt der Phase 2 liegt dann im Kompetenzbereich (d).

3.3. Programmablauf, bisheriger Verlauf und Evaluation

Die Verkürzung der Mentorenqualifizierung gegenüber dem Modell der ELTE auf ein Jahr (+ Auswahlphase) ist unverzichtbar, wenn das Programm an allen für den Sekundarbereich auszubildenden Hochschulen angeboten werden soll, sie ist u. E. jedoch auch möglich und durchaus zu verantworten, wenn konzeptionelle Änderungen vorgenommen werden. Dazu gehören v. a. Komprimierung des Programms (zwei wöchentliche Vorbereitungs- und Begleitseminare vor Ort mit jeweils 8 x 3 Stunden und zwei zweiwöchige Gruppenfortbildungen in Deutschland) und eine klarere konzeptionelle Unterscheidung der beiden Phasen (Fortbildung als DeutschlehrerIn vs. spezifische Fortbildung als MentorIn). Dabei kann es von Vorteil sein, daß die Mentorenqualifizierung i. d. R. der Mentorentätigkeit vorangeht und auf diese vorbereitet. Das macht allerdings eine Nachbetreuung und Praxisberatung vor Ort erforderlich, die für die Zukunft vorgesehen ist, aber derzeit noch nicht überall gewährleistet werden kann. Dennoch sprechen die bisherigen Erfahrungen insgesamt dafür, daß durch das Jahresprogramm kompetente MentorInnen für die schulpraktische Ausbildung qualifiziert werden können.

3.3.1. Phase (0): Auswahl der MentorInnen

Bei der Auswahl der MentorInnen soll nach der gemeinsamen Konzeption am Modell der ELTE (offene Ausschreibung — Bewerbung — Hospitationen/ Gespräche — Auswahlentscheidung) festgehalten werden. Nicht in allen Fällen wurde dieses offene Verfahren von den Lehrstühlen tatsächlich in dieser Form in die Tat umgesetzt. Auch erwies es sich an manchen Orten als schwierig, vom System der festen Ausbildungsschulen abzugehen, so daß dort nur eine teilweise Öffnung des Systems stattfand. Dennoch kann nach den bisherigen Erfahrungen festgestellt werden, daß die meisten TeilnehmerInnen für die Tätigkeit als MentorIn gut geeignet erscheinen.

3.3.2. Phase (1): Grundlegung der Mentorenkompetenz

In dieser Phase steht die Fortbildung der TeilnehmerInnen hinsichtlich der grundlegenden Anforderungen an MentorInnen in den Bereichen sprachliche, landeskundliche und didaktisch-methodische Kompetenz im Mittelpunkt, also die adressatenspezifische Fortbildung als DeutschlehrerIn. Dabei wird keineswegs die Festlegung auf eine bestimmte methodische Konzeption angestrebt, sondern die Fähigkeit zur Reflexion von eigenem und fremden Unterricht und

Offenheit auch für begründete alternative Vorstellungen für einen ziel- und lerneradäquaten Deutschunterricht. Dem liegt die Überlegung zugrunde, daß eine solche Offenheit und die Bereitschaft, eigene methodische Vorstellungen zur Diskussion zu stellen, zu den grundlegenden Kompetenzen von MentorInnen zu zählen ist, damit die schulpraktische Ausbildung nicht zur „Meisterlehre“ gerät, sondern zur Entwicklung eigenständiger Lehrerpersönlichkeiten beiträgt und didaktische Phantasie entwickeln hilft.

Falls erforderlich soll in dieser ersten Phase versucht werden, bestehende Defizite, etwa sprachlicher Art, zu kompensieren – u. U. auch im Sinne einer Differenzierung der Angebote für stark heterogene Gruppen. Von einer äußeren Differenzierung, wie sie in einem Fall versucht wurde, soll jedoch künftig möglichst abgesehen werden, da diese sich gruppenspezifisch als schädlich erweisen kann.

3.3.2.1. Vorbereitungs- und Begleitseminar (1)

Das Vorbereitungs- und Begleitseminar der ersten Phase findet i. d. R. mindestens achtmal (jeweils 3 Stunden) vor Ort statt und wird nach Möglichkeit von KollegInnen des Lehrstuhls in enger Kooperation mit dem Goethe-Institut geleitet. Ziel dieses Seminars ist primär die Förderung des Austauschs zwischen den angehenden MentorInnen über ihre Unterrichtskonzeptionen und über Praxisprobleme des Deutschunterrichts. Ein möglicher Anstoß zur Diskussion sind etwa Sequenzen von Unterrichtsmitsschnitten.

Der Seminarleitung kommt daher primär eine Moderatorenrolle (und keine Referentenrolle) zu. Aus fortbildungsdidaktischer Sicht handelt es sich um das Konzept einer kollegialen Fortbildung, bei der die TeilnehmerInnen zugleich ExpertInnen sind.

Dieses Expertenmodell für das Vorbereitungs- und Begleitseminar hat sich als Ergebnis der Erfahrungen mit den bisherigen Seminaren, die teilweise noch stärker unter einem Vermittlungsaspekt standen und die beiden Phasen des Programms noch nicht so konsequent trennten, herausgebildet. Bei einem Evaluations- und Konzeptionstreffen für LeiterInnen dieser Seminare sprachen sich gerade die erfahrenen KollegInnen für dieses Konzept aus, das sich ihrer Meinung nach, trotz ihrer anfänglichen Bedenken und teilweise andersgerichteten Erwartungen der MentorInnen, sehr gut bewährt hat.

3.3.2.2. Gruppenfortbildung (1)

Die Kompaktseminare zur Gruppenfortbildung in Phase (1) dienen der Vertiefung der sprachlichen und landeskundlichen Kenntnisse und haben die erfahrungsorientierte Auseinandersetzung mit kommunikativem Deutschunterricht (nicht gleichbedeutend mit der Übernahme dieser Konzeption!) zum Ziel. Inhalte sind erlebte Landeskunde durch Erkundungen und Hospitationen, Sprachunterricht auf Oberstufenniveau als Ausgangspunkt für didaktisch-methodische Reflexion und Seminare zur Didaktik/Methodik DaF (Methoden, Fertigkeiten, Praxisprobleme) mit Blick auf den Deutschunterricht in Ungarn.

Dabei erhält zwar die Vermittlungsperspektive ein stärkeres Gewicht als bei den Vorbereitungsseminaren, allerdings nicht im Sinne von Wissensvermittlung durch externe Experten. Vielmehr sollen die Seminarinhalte gemäß dem handlungsorientierten Ansatz der Fortbildung in ERA-Zyklen (Erfahrung-Reflexion-Anwendung) weitgehend von den TeilnehmerInnen, als den Experten für den Deutschunterricht in Ungarn, selbst erarbeitet werden.

Die beiden Seminare dieser Art an den Goethe-Instituten in Schwäbisch Hall und Prien¹¹ erhielten bei der summativen Evaluation zum Seminarende außerordentlich positive Bewertungen durch die TeilnehmerInnen, die später bei einer retrospektiven Diskussion der Seminarergebnisse noch weitgehend bestätigt wurden.

Aus seminarpädagogischer Sicht nur unzureichend bewährt hat sich dagegen das in einem Fall ersatzweise durchgeführte einwöchige Kompaktseminar zur Didaktik / Methodik in Ungarn. Zwar wurde auch dieses Seminar bei der summarischen Evaluation durchaus positiv bewertet, doch war es hier aus Zeitmangel nicht möglich, den Weg über die Reflexion der gemeinsamen Erfahrung im Sprachunterricht zu gehen. Zudem mußten die — nach der Evaluation der beiden anderen Seminare überaus wichtigen — Seminarbausteine zur erlebten Landeskunde bei einem Kurzseminar in Ungarn zwangsläufig entfallen und können auch bei der Gruppenfortbildung in der zweiten Phase allenfalls sehr unzureichend nachgeholt werden.

Schließlich sprechen auch gruppendynamische Überlegungen unbedingt für ein Seminar in Deutschland schon in der ersten Phase. Beim Kompaktseminar in Ungarn kam es weit weniger zur Bildung einer gemeinsamen Lerngruppe mit innerem Zusammenhalt, so daß die Gruppe in der zweiten Phase aufgrund externer Probleme, der Auseinandersetzungen um die Rahmenbedingungen der künftigen Arbeit als MentorIn, fast auseinanderzubrechen drohte, was bei den Gruppen, die in der ersten Phase gemeinsam an einem Gruppenfortbildungsseminar in Deutschland teilnahmen, trotz ähnlicher Problemlage kaum vorstellbar erscheint. Hier ist nach den bisherigen Erfahrungen zu erwarten, daß die intrinsische Motivation so stark bleibt, daß sie durch das ganze Programm hindurch anhält und nicht unbedingt der extrinsischen Stützung bedarf.¹²

3.3.3. Phase (2): Spezifische Mentorenkompetenz

In Phase (2) steht die spezifische Mentorenkompetenz, also die Fortbildung als MentorIn i. e. S. im Mittelpunkt. Es geht daher primär um Fragen der Betreuung und Anleitung von Studenten im Praktikum, um Unterrichtsbeobachtung, -besprechung und -bewertung.

Dabei müssen die MentorInnen bereit sein, ihre Unterrichtskonzeption und -praxis zur Diskussion zu stellen. Das Lernen am „Vorbild“ darf nicht im Mittelpunkt stehen, damit das Praktikum nicht zur „Meisterlehre“ gerät.

Vielmehr soll die Beratung der PraktikantInnen von folgenden Intentionen geleitet sein:

Die MentorInnen sollen

- die PraktikantInnen ernst nehmen;
- die Eigenverantwortung der PraktikantInnen für ihren Unterricht anerkennen;
- die zunehmende Selbständigkeit der PraktikantInnen ermöglichen;
- die Entwicklung einer eigenen Art des Unterrichtens ermöglichen und unterstützen;
- die didaktische Phantasie der Praktikanten entwickeln helfen.¹³

3.3.3.1. Vorbereitungs- und Begleitseminar (2)

Das Vorbereitungs- und Begleitseminar in Phase (2) mit i. d. R. 8 Sitzungen (à 3 Stunden) ist seminardidaktisch ähnlich konzipiert wie das der ersten Phase (3.3.2.1.) und wird meist auch von den gleichen KollegInnen geleitet. Ziele sind dabei primär die Sensibilisierung der angehenden MentorInnen für Probleme der Betreuung von Studenten sowie für die Beobachtung (zunächst nach Einzelkriterien) und Besprechung von Unterricht. Der Arbeit mit Videomitschnitten kommt hier eine besondere Bedeutung zu.

Nach den bisherigen Erfahrungen hat sich dieses Vorgehen weitgehend bewährt. Die mitunter noch sehr rigorose Kritik der angehenden MentorInnen an den gemeinsam beobachteten und besprochenen Unterrichtsmitschnitten zeigt jedoch, daß es noch nicht ausreichend gelungen ist, zu einem kollegialen Umgang mit fremdem Unterricht im Sinne der o. g. Intentionen anzuleiten und bei der Unterrichtsbesprechung kollegiale Kritikregeln zu beachten. Dem soll künftig eine größere Bedeutung zubemessen werden.

3.3.3.2. Gruppenfortbildung (2)

Die Gruppenfortbildung (2) zur spezifischen Mentorenqualifizierung wird in enger Kooperation mit einem oder mehreren Studienseminaren und einer Universität / Pädagogischen Hochschule in Deutschland durchgeführt. Zum Seminarprogramm gehören Seminare zur Beobachtung, Besprechung und Beurteilung von Unterricht und zu Problemen der Betreuung und Anleitung von Studenten, aber auch die Hospitation bei Lehrversuchen von Referendaren und bei deren Besprechung mit Fachleiter- und MentorInnen sowie die Teilnahme an Seminaren für ReferendarInnen zur Schulpädagogik und Fachdidaktik. Gemeinsam mit deutschen KollegInnen werden Unterrichtsmitschnitte aus Ungarn und Aufzeichnungen der anschließenden Besprechung der Stunde in Gruppen analysiert und besprochen, wodurch sich die Perspektive des interkulturellen Gesprächs über Unterricht umkehrt.

Bei einem anderen örtlichen Partner (z. B. Volkshochschule) finden Hospitationen im Unterricht DaF statt, aber auch die Durchführung, Beobachtung und Besprechung von eigenen Lehrversuchen der TeilnehmerInnen ist mög-

lich, so daß die Rollen der Beobachtenden und der Beobachteten wechseln können. Dieser Partner organisiert weiter ein landeskundliches Rahmenprogramm, wobei erlebte Landeskunde im Vordergrund stehen soll. Deshalb sind die TeilnehmerInnen auch bewußt bei Gastfamilien untergebracht und sollen dort möglichst eng in das Familienleben eingebunden sein.

Die summative Evaluation der bisher einzigen Gruppenfortbildung dieser Art¹⁴ erbrachte insgesamt sehr positive Rückmeldungen und eine Bestätigung dieses Konzepts. Aufgrund der Auswertung sollen jedoch künftig dem gezielten Besprechungstraining gemäß den o. g. Intentionen der Beratung, aber auch Fragen der Unterrichtsbewertung ein noch größerer Stellenwert zukommen.

3.3.4. Evaluation

Die Evaluation jeder Einzelmaßnahme und der größeren Ausbildungsabschnitte ist integrativer Bestandteil des Programms. Am Ende jedes Seminars wird eine summative Evaluation mit den TeilnehmerInnen¹⁵ mit den am Seminar beteiligten Partnern durchgeführt; am Ende jeder Ausbildungsphase ist eine retrospektive Evaluation an den ungarischen Hochschulen mit den dortigen Partnern und wiederum mit den MentorInnen vorgesehen. Weiter werden Evaluations- und Konzeptionstreffen für die LeiterInnen der Vorbereitungs- und Begleitseminare angeboten. Es wird überlegt, ob und ggf. wie bei Gruppenfortbildungen künftig auch Verfahren der Prozeßevaluation bzw. der Transferevaluation¹⁶ eingesetzt werden sollen, mit deren Hilfe die individuellen Lernprozesse bewußtgemacht und unterstützt werden und gleichzeitig die Gruppe stärker an der Gestaltung des Seminars beteiligt werden könnte.

4. Weiterführung des Programms

4.1. Fortsetzung des Qualifizierungsprogramms

Die Zusammenarbeit bzw. Arbeitsteilung mit dem BMUK ermöglicht es, bis 1996 an allen ungarischen Universitäten und Pädagogischen Hochschulen für die Sekundarstufe (TF) Programme zur Mentorenqualifizierung durchzuführen, sofern an diesen Hochschulen die Voraussetzungen dafür (siehe 3.1.) gegeben sind.

Dies setzt allerdings — aufgrund der hohen Kosten — voraus, daß die Förderung der Maßnahmen aus Mitteln des Weltbankkredits fortgesetzt wird und daß entsprechende Anträge der Hochschulen genehmigt werden. Die — sicher sehr wünschenswerte — Ausdehnung des Programms auch auf die Hochschulen für Primarstufenlehrer wird sich allerdings aufgrund der knappen personellen und materiellen Ressourcen in absehbarer Zeit nicht verwirklichen lassen.

4.2. Nachbetreuungs- und Aufbauprogramm

Das beschriebene Programm bereitet die TeilnehmerInnen u. E. angemessen auf die Übernahme der Mentorentätigkeit im Rahmen der schulpraktischen Ausbildung von Studenten vor und stellt damit die angestrebte Mentorenkompetenz her. Dennoch sind nach einer gewissen Zeit der Praxis als Mentor-In Maßnahmen zur Festigung dieser Kompetenz und zur Nachbetreuung, insbesondere im Sinne von Praxisberatung, dringend erforderlich. Dabei wird es nicht möglich sein, ein ähnlich umfangreiches Aufbauprogramm, wie es für die MentorInnen der ELTE geplant ist, auch an anderen Orten anzubieten. Vielmehr kommt hierzu — als Ergänzung zu einer Nachbetreuung durch die Hochschulen nach dem Vorbild der ELTE — nur eine gezielte Praxisberatung und Fortbildung vor Ort in Frage. Daran können anfangs noch externe Fachleute (etwa FachleiterInnen aus Deutschland) beteiligt sein, zunehmend muß diese Beratungsaufgabe aber von ungarischen Mentoren-KollegInnen übernommen werden, die im Rahmen eines Aufbauprogramms zu MultiplikatorInnen (s. a. 2.2.) ausgebildet wurden. Im Aufbau eines solchen Multiplikatorennetzes sehen wir daher die Hauptaufgabe bei der Fortführung des Mentorenprogramms.

Anmerkungen

1. Zur einphasigen Lehrerbildung an der Universität Osnabrück vgl. BÜRMANN et al. (1984)
2. So die Ergebnisse unserer — sicher nicht repräsentativen — Umfrage bei Hochschullehrern und Mentoren.
3. Schon ein praktikumsbegleitendes Seminar ist demnach keineswegs überall üblich. Die Vertreter philologischer Disziplinen i. e. S. scheinen sich nur selten für das Schulpraktikum zu interessieren und betrachten es mitunter sogar als eine Belastung ihres normalen Lehrbetriebs.
4. Zu nennen sind hier etwa die Universitäten Debrecen, Miskolc und Veszprém sowie die KJF Székesfehérvár. Zur Sonderstellung der ELTE Budapest siehe folgenden Absatz.
5. Vgl. im folgenden MORVAI (1994, 121 ff).
6. Vgl. PETNEKI (1994, 105 u 119).
7. Kritiker verweisen z. B. auf die hohe Zahl der Absolventen des Studienganges, die anschließend nicht (oder nur nebenberuflich) an die Schule gehen, sondern in den fünfjährigen Studiengang zur Philologenausbildung überwechseln, und sehen darin eine Bestätigung traditioneller Konzepte. Auch Hessky sieht wohl mit Blick auf diesen Studiengang zwar Vorteile eines berufsorientierten Ansatzes zur Lehrerbildung, sie kritisiert aber den „Praktizismus“ der zugrunde liegenden Ausbildungskonzeption, der lediglich „Lehrer, eher Schulmeister produziert, die den jeweils gerade aktuellen Anforderungen gerecht werden, mit den gerade modischen Strömungen vertraut sind“, aber „beim nächstbesten ‘Paradigmenwechsel’ den Boden unter den Füßen verlieren“. (HESSKY 1993, 106f)
8. Vgl. im folgenden: MORVAI (1994, 122 ff) — WALTER et al. (1991, 8f) beschreiben ein vorausgegangenes Programm des Goethe-Instituts Budapest für MentorInnen der ELTE ab Februar 1991.
9. Das Seminar fand am Goethe-Institut Bremen statt und wurde in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftlichen Institut für Schulpädagogik WIS, dem zentralen Studienseminar und Lehrerfortbildungsinstitut der Hansestadt Bremen, durchgeführt.

10. Im Herbst 1993 wurde — mit Unterstützung des Österreichischen Kulturinstituts — auch eine zweiwöchige sprachpraktische und landeskundliche Fortbildung in Österreich angeboten.
11. Gruppenfortbildung (1) für MentorInnen der VE Veszprém im Februar 1994 am Goethe-Institut Schwäbisch Gmünd und für MentorInnen der ME Miskolc im Juni 1994 am Goethe-Institut Prien
12. Eine für die MentorInnen und Schulen zufriedenstellende Regelung der Rahmenbedingungen ihrer künftigen Beteiligung an der schulpraktischen Ausbildung ist dennoch eine sehr wichtige Voraussetzung für den Erfolg des Mentorenprogramms und auch der Fortbildung, die sonst fast zwangsläufig externen Belastungen ausgesetzt ist.
13. Vgl. das Beratungskonzept der Studienseminare in Schwäbisch Gmünd — vorgestellt von deren Leitern Müller und Klaus bei der Gruppenfortbildung für MentorInnen der VE Veszprém im Juni 1994.
14. Gruppenfortbildung (2) für MentorInnen der VE Veszprém im Juni 1994 in Schwäbisch Gmünd — 1994 werden noch Seminare für Gruppen der KJF Székesfehérvár (September) in Schwäbisch Gmünd und der ME Miskolc (Dezember) in Weingarten stattfinden.
15. Evaluation durch schriftliche anonyme Kärtchenabfrage zu den Stichworten 'Programm / Inhalt', 'Verfahren / Methoden', 'Organisation / Rahmenprogramm' 'Sonstiges / Anregungen für künftige Seminare' + Abschlußdiskussion in der Gruppe)
16. LEGUTKE (1994) schlägt dazu u. a. vor: Lerntagebuch der TN, tägliche Einzelinterviews, „Meinungsplakate“, Gruppenevaluation zur Einschätzung des Transfer — durchgeführt von einem Evaluator als Mitglied des Leitungsteams.

Literaturverzeichnis

BÜRMAN, I. – GOOS, H. et al.: *Einphasige Lehrerausbildung an der Universität Osnabrück: Probleme des Reformprozesses und Erfahrungen mit Lehrveranstaltungen im ersten Studienabschnitt*. Osnabrück 1976.

HESSKY, R.: *Grammatik und/oder Sprachwissenschaft in der Lehrerausbildung: Ist das eine Alternative?* — In: KOHN, J. – WOLFF, D. (Hrsg.): *Neuere Tendenzen in der Curriculumentwicklung. Fremdsprachen Lehren und Lernen in Europa*. Szombathely 1993, S. 103-111.

LEGUTKE, M.: *Evaluation von Fortbildungsveranstaltungen. Untersuchungen zur Wirksamkeit von Fortbildung am Beispiel des Seminars Z 4 vom 13.9. bis 1.10.1993*. München: Goethe-Institut (unveröffentlichtes Manuskript 1994).

MORVAI, E.: *Das Modell des Schulpraktikums der dreijährigen Lehrerausbildung an der ELTE*. — In: PETNEKI, K. et al. (Hrsg.): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht. Dokumentation der Tagung am 16./17.09.1993 an der ELTE*. (= Budapest Beiträge zur Germanistik 25.) Budapest 1994, S. 121-127.

PETNEKI, K.: *Der Werdegang des Curriculums in Didaktik/Methodik DaF*. — In: PETNEKI, K. et al. (Hrsg.): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht. Dokumentation der Tagung am 16./17.09.1993 an der ELTE*. (= Budapest Beiträge zur Germanistik 25.) Budapest S. 101-119.

REICH, H. H.: *Anforderungen an ein zeitgemäßes Ausbildungsprofil. Versuch einer Zusammenfassung*. — In: GOETHE-INSTITUT BUDAPEST (Hrsg.): *Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 3./4.12.1993*. Budapest 1994, S. 48-52.

REICH, H. H.: *Versuch einer Synthese des Diskussionsstands der Sektionen*. — In: GOETHE-INSTITUT BUDAPEST (Hrsg.): *Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 3./4.12.1993*. Budapest 1994, S. 61-64.

SCHRECKENBERG, W.: *Der Irrweg der Lehrerausbildung*. Düsseldorf 1984.

WALTER, A. et al.: *Neue Schwerpunkte der PV-Arbeit in Ungarn*. — In: GOETHE-INSTITUT. REF. 51 (Hrsg.): *PV-aktuell 2/1991*, S. 8-10.



Katalin Boócz-Barna (Budapest)

Relevanz von Aufgabenstellungen für die Dekodierung bildlicher Informationen bei Lernern im DaF-Unterricht

Im kommunikativen Fremdsprachenunterricht wird von Lehrwerkautoren und Lehrern immer häufiger berücksichtigt, daß die Mehrheit der Fremdsprachenerner vor allem über visuelle Eindrücke lernt und die Informationen im Gedächtnis der Lerner in bildlicher Form gespeichert werden. Im Deutschunterricht werden folglich immer mehr Bilder, Fotos, Zeichnungen etc. eingesetzt. Zum Verstehen der visuellen Codes brauchen aber die Lerner eine entwickelte Sehfertigkeit. Diese Fertigkeit ist bei den meisten Lernern unterentwickelt, die im Alltag angeeigneten Wahrnehmungsstrategien reichen im Fremdsprachenunterricht nicht aus. Das Sehverstehen sollte dringend unter die Lernziele des kommunikativen Deutschunterrichts aufgenommen werden.

Durch die Aufgabenstellung wirkt der Lehrer im Unterricht stark auf die Erwartungshaltung der Lerner, auf die Perzeption von mündlichen, schriftlichen und bildlichen Codes. Die Wahrnehmung wird dadurch grundsätzlich gesteuert. Allein die Tatsache, daß die sprachliche Form und der Inhalt der Aufgabenstellung eine Reihe von (sowohl das Lernen fördernden als auch behindernden) Assoziationen hervorrufen oder vorhandenes Vorwissen aktivieren können, weist darauf hin, daß sich der Lehrer der Aufgabenformulierung bewußt sein soll. Andernfalls lenkt er die Denkprozesse des Lerners eher zufällig:

- durch die eventuelle starke Beeinflussung / Steuerung wird dem Lerner der nötige Freiraum (weg)genommen,
- die fehlerhaften / nicht ausreichenden Anweisungen, die unvollkommenen Lösungselemente oder Lernhilfen können zur Verunsicherung, zur schematischen Lösung der Aufgaben oder manchmal zu Denkblockaden führen.

In diesem Beitrag soll untersucht werden, inwieweit die Aufgabenstellung das Verarbeiten der bildlichen Codes bei dem Einsatz von Bildern fördert. Als empirische Grundlage dienen die im Rahmen eines Projektes in Mittelschulen aufgenommenen Videoaufzeichnungen des Bereichs Sprachdidaktik des Germanistischen Instituts an der Eötvös-Loránd-Universität, Budapest.

Analyse der Unterrichtssequenzen

Die Aufgabenstellungen der folgenden Unterrichtseinheiten werden auf der Inhaltsebene analysiert.

Unterrichtssequenz 1:

Bildmaterial: vier farbige Fotos, Portraits, aus Illustrierten ausgeschnitten. Eine ältere Frau, ein Mädchen, ein älterer und ein jüngerer Mann. Es handelt sich um für die Schüler unbekannte Personen.

*Lehrerin: „Ich habe vier Personen ausgewählt. Ihr könnt sie charakterisieren. Hier befinden sich verschiedene Eigenschaften.“
(Sie zeigt auf die vor ihr auf dem Boden liegenden Kärtchen mit Adjektiven.)*

L: „G., welches Foto wählst du?“

Sch1: „Das Mädchen.“

L.: „Bitte, ihr könnt schon arbeiten.“

Die Schülerpaare wählen der Reihe nach je ein Foto und ordnen dazu Eigenschaften zu. Zwischendurch schauen sie manchmal das Bild an.

Nach zwei Minuten:

L.: „Könnt ihr nochmal auf die Bilder gucken?“

Die Schüler kleben die Kärtchen um das gegebene Foto, anschließend beschreiben sie die Person.

Ein Beispiel: Ein Mann mit schwarzer Brille und harten, strengen Gesichtszügen wird als Verbrecher eingestuft, der egoistisch, häßlich ist und schwarze Geschäfte betreibt.

Auf die Lehrerfrage, „was“ er ohne Brille wäre, antwortete eine Schülerin, daß man den Mann auch in dem Fall für einen Verbrecher halten könnte, weil sein Gesicht gar nicht schön ist.

Die Lehrerin bestätigt die Antwort mit einem „Gut“.

Nach der Präsentation der Ergebnisse der Partnerarbeiten wird die Stunde mit weiteren Aufgaben zum Wortschatz — innere und äußere Eigenschaften — fortgesetzt.

Aufgabenstellung:

enthält keinen Hinweis für die Schüler, daß sie sich als erstes die Fotos anschauen sollen. (Die Lehrerfrage, ob sie sich das Bild noch einmal anschauen könnten, war sowohl sprachlich als auch zeitlich nicht angemessen, blieb ohne Wirkung.) Die Aufmerksamkeit wird vom Lehrer verbal und nonverbal auf die Kärtchen gelenkt.

Die Anweisung „Ihr könnt sie charakterisieren“ ist sprachlich ungenau, nicht deutlich, irreführend. Sie impliziert, daß die **Charakterisierung** der Menschen auf solche Weise möglich ist.

Wirkung:

Die Schüler wählen nach ein paar flüchtigen Blicken das Foto aus und vertiefen sich in die Kärtchen. Eine Erwartungshaltung wurde bei den Schülern nicht aufgebaut. Sie konnten weder die dargestellten Personen noch die Auswahlkriterien des Lehrers.

Die Lerner ordnen den Personen Eigenschaften zu. Die „Charakterisierung“ bleibt an der Oberfläche hängen: äußere Merkmale (z. B. der Mann mit der schwarzen Brille) beeinflussen die Zuordnung der inneren Eigenschaften.

Das geplante Lernziel der Lehrerin in dieser Stunde war ein doppeltes:

- einerseits ein sprachliches Ziel — die Anwendung des gegebenen Wortschatzes (innere und äußere Eigenschaften),
- andererseits ein soziales Lernziel — Abbau der Klischees und Vorurteile.

Die Beschreibung der Schüler spiegelt die vorhandenen Vorurteile und Klischees wider. Sie übertragen die äußeren Merkmale auf die inneren, sie versehen schöne, sympathische Personen mit guten und für sie unsympathische mit schlechten Eigenschaften.

Wenn du Menschen begegnest, die du zum erstenmal siehst, bildest du dir automatisch ein erstes Urteil, ob du diese Personen spontan als eher sympathisch oder unsympathisch, anziehend oder abstoßend empfindest. Manchmal blockieren solche Vor-Urteile allerdings die offene Begegnung mit andern. Das kann Beziehungen belasten. (HURSCHLER – ODERMATT 1994: 19)

Während der Auswahl der Fotos wurde der persönliche Bezug bei den Schülern nicht erstellt. Da die Motive der Sympathie und Antipathie nicht thematisiert wurden, fühlten sich die Schüler nicht angesprochen. Für sie blieben diese Personen namenlose, zu beschreibende Gesichter.

Da die Lehrerin diese Stereotypisierungen ohne Kommentar ließ und mit den Schülern nicht thematisiert hat, daß die äußeren Merkmale den Betrachter eines Bildes in der Wahrnehmung beeinflussen, wurde das Lernziel der Anwendung der Adjektive in der Bild-Eigenschaften-Zuordnung nur formal erreicht.

In den Lernern werden aber die im Alltag angeeigneten Sehgewohnheiten und -strategien auf solche Aufgabentypen übertragen, durch die oben zitierte Aufgabenstellung auch verstärkt. Für die Lerner ergab sich die Konsequenz, schnelle, flüchtige Blicke, oberflächliche Folgerungen genügen zur Charakterisierung, zur Lösung der Aufgabe, genügen im Unterricht.

Unterrichtssequenz 2

Bildmaterial: Zeichnungen — Darstellung der Geschehnisse einer von den Schülern früher gelesenen Erzählung

- L.:* „Hier seht ihr einige Bilder. Das ist die Geschichte, die Peter zusammengestellt hat. Die Aufgabe ist, die Bilder in die richtige Reihenfolge zu stellen. Welches kann das erste Bild sein?“
- Sch.* antworten gleich mit der Bezeichnung der Bilder „a“, „b“, „c“, „d“.
- L.* bestätigt die Reihenfolge mit einem „Ja“ und faßt die auf der Zeichnung dargestellten Geschehnisse in einem Satz zusammen.

<p>Aufgabenstellung: enthält die Anweisung, die die Schüler ausführen sollen und die Lösungsdeterminanten (Verweis auf die gelesene Geschichte).</p>	<p>Wirkung: Die Schüler konnten gleich antworten, weil sie in den Zeichnungen die gelesene Geschichte erkannt haben. Die Lehrerin hat das Neue mit dem Alten verknüpft, und damit eine Erwartungshaltung, die Vertrautheit geschaffen.</p>
---	---

Die beim Lesen erhaltenen Informationen unterstützten die Erfassung der bildlichen Codes.

Das Bildmaterial wurde durch eine für die Lerner verständliche, deutliche Aufgabenstellung eingesetzt.

Das Lernziel — Verständniskontrolle des gelesenen Textes durch die Erstellung der Reihenfolge — wurde erreicht.

Die visuelle Darstellung förderte zugleich die Verankerung, die Einprägung des Gelesenen.

Als Fazit kann schon nach den bisher vorliegenden Ergebnissen der Analyse festgestellt werden, daß der Umgang mit Bildern, das Bildlesen und -verstehen im ungarischen Fremdsprachenunterricht vernachlässigt, die systematische Schulung der Sehfähigkeit und -fertigkeit unterschätzt wird. Bilder werden hauptsächlich als Lernhilfen eingesetzt. Die Lehrer erkennen aber mei-

stens nicht die Notwendigkeit der Entwicklung des Bildverstehens im Hinblick auf den Erwerb einer Fremdsprache. Die von den Lernern mitgebrachten Sehstrategien reichen meistens lediglich zur globalen, flüchtigen Erfassung der bildlichen Codes aus.

Das Defizit an Kompetenz im Umgang mit Bildern hat bei den Schülern unterschiedliche Gründe:

- nicht ausreichende perzeptuelle Bereitschaft der Lerner
- fehlendes Code- oder Weltwissen
- das infolge der obigen Defizite auftretende Fremdsein des Themas
- die während des Konsumierens der Video- und Fernsehfilme entwickelten Techniken
- die nicht / nicht genügend zur Verfügung stehende Wahrnehmungszeit

Das vorhandene Defizit kann von den Lehrern durch die Aufgabenstellung vermindert oder verstärkt werden.

Negative Wirkung auf die Kompetenz im Umgang mit Bildern wird durch Anweisungen erreicht, die die Mitteilungsabsichten der Bildproduzenten beim Einsatz nicht berücksichtigen oder denen widersprechen, die das Begreifen der Bildinhalte nicht bewirken, die Aufmerksamkeit der Lerner auf die Oberflächenstruktur lenken und die Lerner folglich zur Reproduktion veranlassen.

Das Wahrnehmen und Verstehen der bildlichen Codes

Da die Bilder aus vieldeutigen Zeichen bestehen, die alle gleichzeitig präsentiert werden, liegt es im **Belieben** und **Können** des Betrachters, in welcher Reihenfolge er die Bildelemente wahrnimmt. Das **Können** wird dadurch bestimmt, inwieweit das Sehverstehen entwickelt ist.

Im Unterricht sind zur Sicherung der Bildwahrnehmung folglich weitere Maßnahmen nötig. Der Lerner soll

- das Bild wahrnehmen,
- die Codes erfassen,
- das Bild adäquat verstehen / entziffern und
- mit den gelernten Lerninhalten verknüpfen können.

Die Voraussetzungen des Bildverstehens:

innere:

- perzeptuelle Bereitschaft
- Codewissen
- Weltwissen
- Vertrautsein mit dem Thema

- Erwartungshaltung
- Wahrnehmungszeit

äußere:

- gute Lichtverhältnisse
- eine Schautstellung des Bildes
- gute Bildqualität
- genügende Wahrnehmungszeit

(nach den Kriterien von SCHWERDTFEGER 1973)

Der Fremdsprachenlehrer soll bei der Aufgabenstellung berücksichtigen, daß sowohl die äußeren als auch die inneren Voraussetzungen geschaffen werden, damit die Lerner das Bild decodieren und die Aufgabe lösen können.

Literaturverzeichnis

BUTZKAMM, W.: *Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts. Natürliche Künstlichkeit: Von der Muttersprache zur Fremdsprache*. Tübingen 1989.

EDMONDSON, W. – HOUSE, J.: *Einführung in die Sprachlehrforschung*. Tübingen 1993.

HURSCHLER, K. – ODERMATT, A.: *Schritte ins Leben*. Zug 1994.

SCHWERDTFEGER, I. C.: *Medien und Fremdsprachenunterricht*. Hamburg 1973. (= Hamburger Phonetische Beiträge, Bd. 10.).

SCHWERDTFEGER, I. C.: *Sehen und Verstehen. Arbeit mit Filmen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. München 1989.

VESTER, F.: *Denken, Lernen, Vergessen*. München 1992.

WERKSTATT



Erika Radnai (Budapest)

Die Stadt Zürich in der ungarischen Literatur

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts zeigten immer mehr Ungarn Interesse für die Schweiz. Der Tourismus nahm einen Aufschwung, immer mehr Menschen aus unserem Land entdeckten die Berge, die Ruhe und die reine Luft des Alpenlandes. In wachsender Zahl kamen auch Kaufleute, Studenten und Asylsuchende, vor allem in die Städte Basel, Genf und Zürich. Von der permanenten Präsenz von Ungarn in Zürich zeugt die Gründung des Zürcher Ungarnvereins im Jahre 1863. Sowohl unter den durchreisenden Touristen als auch unter den länger in Zürich Verweilenden gab es Schriftsteller und Publizisten.

Als **Menyhért (Melchior) Lengyel** 1917 in die Ostschweiz fuhr, nannte er die Eidgenossenschaft ein „Hotelland“,¹ wohin alle Fremden gehen. (Trotzdem fand er nach seiner Ankunft in Zürich nur nach vielständigem Suchen ein Zimmer zum Übernachten.) 1910 unternahm **Zsigmond Móricz** eine große europäische Rundfahrt und besuchte nach Salzburg und München auch Zürich. Spuren seiner Schweizer Erfahrungen kann man in einigen seiner späten Novellen finden. Es sind vor allem Erlebnisse auf der Fahrt mit dem Zug in der Schweiz und Bilder auf dem Lande (zum Beispiel in *Der Globetrotter, Das Abendessen*). Auch bei **Dezső Kosztolányi** ist die Schweiz und speziell Zürich Ort der Geschehnisse in einigen Erzählungen. *Schweizer Plauderei*² ist eine Reihe von geistreichen, ironischen Gedankensplittern über und in Helvetia. Der Verfasser staunt über die Sauberkeit des Zürichsees, über die Einfachheit des Namens der Bahnhofstraße, über die schon manische Bewahrung der Gesundheit der Einwohner. Er fragt sich mit leichter Ironie, warum die Schweiz wohl Genies, aber keine Literatur hat und beneidet auf der anderen Seite das Land, in dem es kein Grab des unbekanntem Soldaten gibt.

In der Reihe der Esti-Kornél-Erzählungen spielt *Omelette à Woburn*³ in einem feinen Zürcher Restaurant. Kornél Esti ist eigentlich auf dem Weg von Paris nach Budapest, aber am Zürcher Hauptbahnhof ergreift ihn plötzlich der Wunsch, auszusteigen und erst am nächsten Tag weiterzufahren. Da es schon ziemlich spät ist und „die fleißigen und nüchternen Schweizer“⁴ schon schlafen, findet er nur ein vornehmes Restaurant offen. Die Kellner sind die einzigen, zu denen er Kontakt hat, so lernt er durch sie die Zürcher Menschen kennen — sie sind gemessen, kühl und gleichgültig. Sie sprechen untereinander italienisch. Obwohl Esti mit ihnen in ihrer Muttersprache zu kommunizieren versucht, weisen sie es strikt zurück: Sie dulden keine Vertraulichkeit. Beim Bezahlen stellt Esti erleichtert fest, daß es nicht sein ganzes

Vermögen kostet, und gibt das gesamte Rückgeld den Kellnern. Das Trinkgeld ist aber viel zu groß, die Kellner wundern sich nur, und wenden sich, ohne ein Wort zu sagen, von ihm ab. Er fühlt sich nun in der Nacht sehr einsam — er kann keine Jugendherberge mehr bezahlen —, sehr fremd, gedemütigt und bricht zum Schluß am Seeufer in Tränen aus. Es herrschen in Zürich offensichtlich strenge Regeln im Gesellschaftsleben, die man kennen muß, oder aber man bleibt ewig fremd, summiert er die Erfahrungen.

Ungarische Schriftsteller hielten sich, nicht unabhängig von den Wandlungen der europäischen Geschichte, auch längere Zeit in Zürich auf. Für einige bedeutete diese Stadt eine Station ihrer Emigration, andere fanden Zuflucht oder ein Zuhause, wieder andere studierten hier. Nicht wenige von ihnen schrieben in deutscher Sprache und verlegten ihre Werke in Zürich. Auf die äußerst aufschlußreichen, in der Fachliteratur jedoch bereits ziemlich ausführlich behandelten Zürich-Bezüge im Schaffen dieser Autoren (**Emil Szittyá, Andreas Latzko, Jenő Marton, Julius Hay** u. a.) wird in der vorliegenden Arbeit nicht eingegangen, sie konzentriert sich auf Werke von drei ungarischsprachigen Schriftstellern, denen in der Erforschung der schweizerisch-ungarischen Literaturbeziehungen bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

* * *

Zu den ersten, die Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Zürich kamen, gehörte der aus einer intellektuellen Adligenfamilie stammende **János Asbóth** (1845-1911). Sein Großvater war der erste Direktor des bekannten Georgikon in Keszthely, der Vater Ingenieur, General des Freiheitskampfes, sein Onkel ein Vertrauter von Kossuth in der Emigration. Asbóth begann seine technischen Studien in Pest, mußte sie aber sehr bald abbrechen, denn er wurde wegen seiner angeblichen Kontakte zur Almássy-Verschwörung 1863 vor das Militärgericht zitiert. Die Familie schickte ihn daraufhin ins Ausland. Er ging, um seine Studien dort fortzusetzen, nach Deutschland und in die Schweiz.

Zum Studium in der Schweiz kam für einen angehenden Ingenieur vor allem Zürich in Frage, wo seit 1855 das Eidgenössische Polytechnikum, eine der besten Hochschulen in Europa, bestand. Nach einem Aufenthalt in München traf János Asbóth im Oktober 1864 in der Stadt ein und blieb bis Mai 1865. Spuren dieses Aufenthaltes findet man sowohl in seinem Roman *Träumer von Träumen*,⁵ als auch in der früheren Reisebeschreibung *Feuilletons eines Herumirrenden*⁶ vor. Letztere ist die Geschichte seines Auslandsaufenthaltes, Beschreibung seiner Erlebnisse in Deutschland und in der Schweiz, die er gleich nach dem Zürich-Aufenthalt, im Alter von 21 Jahren veröffentlichte. Der Roman erschien mehr als ein Jahrzehnt nach seiner Heimkehr und bedeutete zugleich das Ende seiner literarischen Laufbahn. Er verfaßte später Schriften über Politik, Ökonomie und errang damit eine allgemeine Bekannt-

heit. Auch in der Literaturgeschichte erwähnt man ihn eher als einen Politiker und politischen Schriftsteller.

Asbóth kommt von München via Bodensee und Romanshorn mit dem Zug nach Zürich. Schon auf dem Weg vom Bahnhof zu seiner Unterkunft fällt ihm auf, daß in den meisten Häusern auf der Terrasse oder auf der Veranda „in der größten Gleichmütigkeit, auf lange Seile aufgehängt, verschiedene Arten von Unterwäsche“, ⁷ Damenstrümpfe, Herrenhemden, zu sehen sind. Er bemerkt auch den vielen Staub und den Gestank in der Stadt. Besonders letzteren findet er unangenehm und fragt bei einem Zürcher Freund nach. Nicht nur in der Umgebung der Stadt, sondern auch in ihr selbst düngte man die Wiesen, lautete die Antwort, mit „[...] etwas, ‘was ich gar nicht nennen mag’ [...]“.⁸

Trotz dieser wenig schmeichelhaften ersten Eindrücke denkt er auf dem Heimweg am ersten Tag, „Zürich“⁹ sei „die freundlichste Stadt der Welt“.¹⁰

Am Tag seiner Ankunft in Zürich geht er mit einigen Freunden zum See, um Boot zu fahren. Da er nur kurz zuvor in einer Stadt ankam, in der er nie gewesen ist, ist anzunehmen, daß er sich hier einer Gruppe von Ungarn anschloß. Diese Vermutung wird durch die Tatsache bekräftigt, daß Asbóth kurz nach seiner Ankunft Mitglied des Zürcher Ungarnvereins wurde.¹¹ Obwohl er im Roman *Träumer von Träumen* behauptet, ein einsames Leben geführt zu haben,¹² wird in den *Feuilletons* von zahlreichen Programmen berichtet, die er mit ungarischen oder ausländischen Freunden unternommen hat. Zusammen mit diesen Freunden besuchte er die Gaststätte Wayd,¹³ mit ihnen ging er zum Konzert einer Zigeunerkapelle. In diesem Konzert fällt dem Autor auf, welche Unterschiede es zwischen der Mentalität der Zürcher und der Ungarn gibt. Während „dieses Volk“ schon um 10 Uhr auseinandergeht, bleiben die Ungarn, bis die Kapelle zu ihrem Tisch kommt und die Gesellschaft wie zu Hause „im Land der weinend Lustigen“¹⁴ ist.

Seine neuen Erfahrungen versucht er immer kontrastiv darzustellen. Er schildert das Neue, indem er Vergleiche mit ungarischen Zuständen anstellt, und sucht gleich nach Gründen für die Unterschiede.

Schon die Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Lebensweise widerspricht der ungarischen Natur und den ungarischen Gewohnheiten.

In Zürich gibt es [...] außer dem schlechten Theater kein öffentliches Leben, keine öffentlichen Unterhaltungsmöglichkeiten, keine Veranstaltungen.

Es gibt auch kein Familienleben.¹⁵

Den Grund vieler Probleme sieht Asbóth darin, daß im Zürcher Gesellschaftsleben Frauen und Männer streng getrennt sind. Selbst Verheiratete haben keine Möglichkeit, in „gemischte“ Gesellschaften zu gehen. Während die Männer in einer Ecke die Zeit mit Kartenspiel verbringen, sitzen die Frauen mit ihrer Stickerei, sich unterhaltend, in der anderen Ecke oder sogar in einem anderen Raum. Diesen Usus findet Asbóth einerseits unmoralisch, andererseits schadhaft. Unmoralisch ist es, weil sich Frau und Mann „nur an dem be-

stimmten Ort“,¹⁶ im Freudenhaus, treffen können, wo ein Mann die Frau nur „von ihrer unmoralischen Seite“¹⁷ kennenlernen kann. Auf der anderen Seite ist diese Art von Trennung schadhaft, denn man erlernt die Wissenschaften zwar von Gelehrten und aus Büchern, aber die „erfahrene Bildung“ kann man sich nur in der Öffentlichkeit und die „Erfahrung des Lebens“¹⁸ nur von den Frauen aneignen. Moralische Pedanterie, von der Strenge des Protestantismus beeinflusst, könnte eine der Ursachen sein, sinniert er. Als eine andere Erklärung weist er darauf hin, daß die Schweizer „Bergbewohner“ sind und so von den europäischen bürgerlichen Veränderungen „kindisch“¹⁹ verschont blieben. Auch die viele harte Arbeit veränderte sie, ihr Äußeres. Besonders bei den Frauen sei festzustellen, daß sie „die großstädtische freie Bildung“²⁰ nicht besitzen, kalt zurückweisend, unsicher, beschränkt sind, sich unvorteilhaft und puritanisch kleiden. „Ihre Tracht ist grau und fade schwarz.“²¹ (Als Gegenbeispiel nennt Asbóth die Tracht der katholischen Kantone.) Es gäbe viele gute — wenn auch teure — Schneider in Zürich, aber die Farben und der Schnitt scheinen wenigstens um zehn Jahre hinter der europäischen Mode zu sein. Ganz anders seien die Frauen der französischen Schweiz: Sie können richtig fröhlich sein, sie wagen es, ihre Gefühle zu zeigen. Sie erfreuen das (Männer)Auge, indem sie sich nach der neusten Mode, sehr vorteilhaft und weiblich kleiden.

Die gesellschaftlichen Regeln schreiben also ein strenges, puritanisches Leben vor. Wer sich da — auch nur in den kleinsten Details — zu widersetzen versucht, wird in Verruf gebracht. Davor hüten sich aber die Zürcher, deren Natur das strenge Leben und die Zurückhaltung keineswegs widersprechen, sie haben sowieso eine Neigung zum Martyrium.

Ein echtes Exempel für dieses Martyrium, nämlich die Sparsamkeit, erfährt Asbóth bei seinem ersten Besuch in der Stammgaststätte Wayd. Er bestellt Wein und bekommt einen „schlechten Treberwein“.²² Die Zürcher, die Rinder, Mehl und auch Wein aus Ungarn einführen, finden den ungarischen Wein viel zu teuer und vermischen ihn mit einem schlechteren Zürcher.

Die Schweiz lernte Asbóth, alles in allem, als ein Land der Gegensätze kennen. Hier wurden weltliche Konzerte in den Kirchen organisiert, Frauen gingen zum Studium, und unternahmen sogar wissenschaftliche Forschungen; in der Kirche, in der Schule und im Theater hörte man eine „schreckliche“ Mundart.²³ Der Verfasser ruft den Leser auf, sich vorzustellen, wie Schillers Meisterwerk „Wilhelm Tell“ auf der Bühne in der Mundart klingt ...

Eine aktuelle Frage, die damals die Gemüter beschäftigte, war das Studium der Frauen. Zur Zeit des Zürich-Aufenthaltes von János Asbóth studierten dort drei russische Studentinnen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Ihr Erscheinen an der Universität gibt dem Autor den Anlaß, über Rechte des Mannes und der Frau nachzudenken. Er meint, wenn man über die Berufung des Mannes außerhalb der Familie reden kann, so muß es auch die Berufung der Frau außerhalb der Familie geben. Neben dieser theoretischen Begründung

gibt er auch eine rein rationale: Statistisch gesehen kommen mehr Frauen auf die Welt als Männer, demnach kann nicht eine jede Frau ihre „Berufung in der Familie“ ausüben.

Und wenn die Frau ein Mensch ist, muß man ihr auch Menschenrechte zuteil werden lassen — und die Arbeit ist solch ein Menschenrecht. Die Emanzipation der Frau bedeutet [...], daß eine jede das Recht hat, sich vor dem finanziellen und moralischen Sturz zu bewahren.²⁴

Als er sich von der Stadt verabschiedet und zu Reisen in der Schweiz aufbricht, faßt er seine Eindrücke wie folgt zusammen:

Lebe wohl Zürich!

Wenig habe ich mich unterhalten, viel habe ich mich gelangweilt in Zürich! Das Leben hier ist der Gipfel der Langeweile. Und siehe doch, ich kann der Stadt nicht böse sein. [...] Wenn die Gegend doch so sehr schön ist. [...] Alles ist sauber und hübsch, wie im Märchen.²⁵

* * *

Zwanzig Jahre nach Asbóth weilte wieder ein angehender Schriftsteller aus Ungarn in Zürich. **Zsigmond Justh** (1863-1894) wuchs in adligen Kreisen auf, wo man die Söhne zum Studium ins Ausland zu schicken pflegte. Nach einem Aufenthalt in Kiel kam er nach Zürich. Er immatrikulierte sich an der juristischen Fakultät der Universität im Sommersemester 1883, blieb aber nicht lange: Im Herbst 1883 war er schon in Paris. Über die kurze Zeit in Zürich schrieb er keine Reisebeschreibung, kein Tagebuch. Uns steht aber eine Novelle zur Verfügung, aus der hervorgeht, welche Wirkungen die Stadt auf ihn ausübte. Die Novelle *Kreuzwege*²⁶ schrieb er im Jahre 1886, und ließ sie mit drei anderen Novellen im Band *Trugbilder* erscheinen, in einem Frühwerk, das die Kritik ziemlich zurückweisend empfing: Jenő Péterfy entdeckte darin schwerwiegende gestalterische Schwächen.²⁷

In der Novelle *Kreuzwege* zeigt der Autor Zürich in der Vielfalt seiner Ideen, seiner geistigen Strömungen. Die Stadt verkörpert die geistige Freiheit, die einen jungen Menschen zum Staunen bringt:

An dem kleinen Ort laufen alle Strömungen der Welt zusammen, und diese empfindliche Seele [Jensen] war all diesen äußeren Einflüssen ausgesetzt. An einem Tag hörte er die Prinzipien des französischen christlichen Sozialismus, am anderen Tag die drohende Doktrin des Nihilismus, beim Mittagessen war er mit Sozialdemokraten zusammen, und beim Kaffee erläuterte ein englischer Student den englischen Liberalismus, bis zum Abend hörte er das Wort des modernen Skeptizismus, dessen Quelle der Idealismus im Jugendalter ist, der umso dunkler wird, desto reiner die Quelle ursprünglich war, aus der er entsprang.²⁸

In der Novelle erzählt Justh die Geschichte einer internationalen Freundschaft an der Zürcher Universität. Der Däne Claus Jensen ist ein stiller, zurückgezogener junger Mann, der nichts von Idealen hält, nur für seine Bücher und

für die Wissenschaft lebt. Er lernt hier in der Figur des Charles Ledoyen „seinen Gegenpol“ kennen. Der Franzose ist im wahren Sinn des Wortes ein Idealist, lebt fern von der Wirklichkeit, mitten in seinen Vorstellungen von einer heilen, schönen Welt, wo alle genauso rein und begeistert für ihre Ideen leben wie er. Sein Idealismus grenzt schon an Naivität. Er nimmt die irdische Wirklichkeit nicht wahr, will keinem glauben, daß seine Geliebte Hanna, die Kellnerin einer Gaststätte am Zürichsee, schon die Freundin von allen gewesen ist. Er riskiert sogar sein Leben für sie. Einen, der behauptet, sie schon näher gekannt zu haben, fordert er zum Duell auf. Er will Hanna sogar heiraten, bricht mit der Familie, und beide ziehen nach München. Er bezahlt eine Erzieherin, die Hanna regelmäßig Unterricht erteilt. Sie ist aber sehr bald nicht mehr am Lernen und an dem Geliebten interessiert und verläßt ihn mit einem Abschiedsbrief, in dem sie endlich die Wahrheit gesteht. Nach dieser bitteren Enttäuschung kehrt Charles völlig desillusioniert nach Zürich zurück. Er kann sich aber nicht mehr für die Stadt begeistern, das Wiedersehen mit Jensen macht ihm keine Freude. In dieser Gemütslage sieht sich der Franzose eher zu einer russischen Bekannten, zur Nihilistin Maria Iwanowna, hingezogen. Früher konnten die beiden jungen Männer diese Frau nicht verstehen, besonders Jensen mochte sie nicht. Ihm war in erster Linie die Lebensform und das Äußere der Frau unsympathisch: Sie trug kurze Haare, rauchte, trank Whisky und Wodka, hatte zwei Kinder, die sie nicht versorgte. Doch jetzt ähnelt der Franzose in seiner Denkweise dieser Frau, sie brechen nach Paris auf, um dort, frei von allen Idealen, die Freuden des Lebens zu genießen. Jensen, der nach diesen Erlebnissen völlig hilflos dasteht und die Welt nicht mehr versteht, wird zum totalen Pessimisten.

Die Figur der russischen Frau hat in der Erzählung von Justh mehrfache negative Konnotationen. Ihr Leben für eine Idee und das Studium hindern sie daran, sich um Familie und Haushalt zu kümmern. Aus diesem Grund beurteilt der Erzähler — im Gegensatz zu Asbóth, der zwanzig Jahre früher bereits mehr Toleranz zeigte — die Frage des Frauenstudiums ziemlich verständnislos und zurückweisend. Es mißfallen ihm vor allem die Russinnen.

In den ersten Bänken saßen nur Frauen und Mädchen. Trübhaarige *russische* Studentinnen mit provokativem Äußeren, die gekommen sind, Anatomie und Chemie zu studieren — *weiß Gott zu welchem Zweck* —, deren Prophet Büchner ist, die den Konventionen stolz ins Gesicht schlagen und die sich später *wie die anderen Tiere höheren Ranges nicht mehr um ihre Kinder kümmern*, die Liebe der Wissenschaft geopfert.²⁹

Den Engländerinnen in Zürich diente die Stadt als „*watering-place* [...], und da ihnen neben dem Lesen des Baedekers und neben dem Aquarellmalen noch Zeit für etwas anderes bleibt, sind sie in ihren freien Stunden Studentinnen. [...] Die englischen Frauen glauben an alles, die Russinnen an nichts. Die Familie bedeutet den Engländerinnen alles, den Russinnen nur eine leere

Form. Die Engländerinnen beurteilen die Liebe aus der Sicht des Unendlichen, die Russinnen aus der des Augenblicks.“³⁰

Die wenigen Schweizerinnen in der Studentenschaft entschuldigt Justh noch deutlicher, sie würden ja nur studieren, um Erzieherin werden zu können, was gewiß noch zu tolerieren sei.

Wie er Verständnis für die Eidgenossinnen zeigt, so sagt er auch der Schweiz und der Stadt Zürich nichts Böses nach. Er konzentriert sich auf die Ideen und bemerkt dabei negative Erscheinungen vielleicht gar nicht, zu einer Analyse der Menschen, der „Seele“ der Zürcher, der Verhältnisse kommt es nicht. Er läßt seine Figuren lustvoll am Seeufer spazieren, vom Fenster ihres Zimmers begeistert auf die Stadt blicken oder Konzerte in der Tonhalle besuchen, die natürlich sehr niveauvoll sind.³¹ Einzig über die Sprache der Zürcher finden wir bei Justh die unfreundliche Bemerkung, daß es ein „schnarrender, knarrender Dialekt“³² ist.

* * *

Die Begeisterung für die Schweiz kulminiert in Werken des Publizisten und Schriftstellers **Rezső Péchy-Horváth** (1890-1969). Der erfolgreiche Fünfkirchner Journalist wurde 1914 in den Krieg einberufen, geriet an der italienischen Front in Gefangenschaft, konnte aber fliehen und kam im Jahre 1916 in die Schweiz. Dort blieb er bis zum Friedensschluß. Eine Familie bürgte für ihn, so konnte er sich ziemlich frei bewegen.³³ Er kam in viele Teile des Landes, und diese Erlebnisse beschrieb er in Texten, die in zwei Bänden erschienen.³⁴ Ein Teil seines Romans *Der Orkan*³⁵ spielt in Zürich.

In Horváths Texten, auf die die von ihm verwendete Gattungsbezeichnung *Novelle* wohl kaum zutrifft (nicht einmal im Ungarischen, wo das Wort mehr in der Bedeutung „Erzählung“ gebräuchlich ist), passiert meistens sehr wenig. Eine Szene, ein Gedanke, eine Stimmung, eine schlichte kurze Episode wird oft weitschweifig dargeboten, ohne Charakterisierung der Figuren, ohne Pointe am Ende des Erzählten. Der Autor legt großen Wert darauf, die Umgebung, die Landschaft zu zeigen, diese Beschreibungen sind aber oft viel zu idealistisch und idyllisch, und die dabei benutzte Sprache neigt zu Übertreibungen:

Schwarmlinien der Bäume und Gebüsche reihten sich hintereinander, und in der Tiefe der Obstwälder träumte hie und da eine winzige, fröhliche, bunte Alpenkuh über dem tobenden Blument Teppich. Es waren gutriechende, einfüßig glotzende Viecher, deren dicke, üppige Euter sich mit herrlichem, segensreichem Reichtum rühmten, in ihren warmen rosa Farben.³⁶

Bei Horváth wimmelt es von Klischees. Die Züge werden wegen ihrer Sauberkeit bewundert, die ein untrügliches Zeichen der Wohlerzogenheit und Ehrlichkeit der Schweizer Bürger ist. Die Reisenden sind fröhlich und singen im Zug. Das Bild des fröhlichen Singens verwendet Horváth auch bei der

Darstellung von Figuren aus den Bergen. Die alte Bäuerin jodelt natürlich, auch schwere Last tragend, bergaufwärts. Für den Autor ist es übrigens selbstverständlich, daß man vom Jodeln, von der Anstrengung des Singens den Kropf bekommt.³⁷ Alle Engländerinnen, die in seinen Arbeiten als Touristen auftauchen, haben ein rotes Gesicht, wasserfarbige Augen, rote Haare sowie männlich starke Hände und Beine: häßlich.³⁸

Die Schweiz heißt bei Horváth das „Friedensland“,³⁹ „die Insel des Friedens“,⁴⁰ Zürich „die Frühlingsstadt der ewigen helvetischen Schönheit“. ⁴¹ Diese Begeisterung ergibt sich wahrscheinlich aus seinem Grunderlebnis in der Schweiz, die ja das Land seiner Rettung aus dem Krieg ist. Die Stadt Zürich wird als Schauplatz der Ereignisse mehrfach erwähnt, man findet in den Texten Orte, Straßen und nicht zuletzt die Limmat,⁴² das Wahrzeichen der Stadt, wieder, man erkennt den Üetliberg, den Golfplatz bei dem Hotel Dolder, das Seeufer, die Umgebung des Polytechnikums, ja auch so manchen Straßennamen, und trotzdem ist Zürich für diesen Autor — trotz des Titels des einen Bandes — nichts weiter als eine Art Symbol für das ganze Land.

Der pauschale Enthusiasmus schließt fast jeden kritischen Ton aus. Die Ausnahme von der Regel bilden die Frauen der deutschen Schweiz. Während Rezső Péchy-Horváth seine große Liebe, eine Dame aus der Ostschweiz, preist, kann er sich ein paar Seitenhiebe in die andere Richtung nicht verkneifen:

Sie [die Freundin] unterschied sich von ihnen [von den Deutschschweizerinnen] vor allem darin, daß sie keine großen Füße hatte,⁴³ daß sie kein Katzenfleisch aß, die dem galizischen judendeutschen Jargon ähnliche, verdrehte Sprache 'Züridütsch' haßte und verachtete, nicht mit scheinheiligem Gesicht auf der Straße ging wie die Deutschschweizer Mädchen. Sie ging nie zu Bergtouren und trug lieber poesiehafte Lackschuhe statt der plumpen, in Öl geweichten, fünf Kilo schweren Bergschuhe, trank keinen Kakao mit Wasser, und aß keine Omelette mit Rhabarber, und schließlich wagte sie es, immer fröhlich und lächelnd zu sein [...], wenn ihre Seele danach verlangte.⁴⁴

Anmerkungen

1. LENGYEL, MENYHÉRT: *Svájci napló 1917-ből*. [Schweizer Tagebuch aus 1917.] — In: *Esz-tendő*. 4/1918, S. 78.
2. *Svájci terefere*. [Schweizer Plauderei.] — In: KOSZTOLÁNYI, DEZSÓ: *Európai képeskönyv*. Budapest 1979. S. 139-141. — Ursprünglich in: *Pesti Hírlap* 16. Oktober 1927.
3. *Omelette à Woburn*. — In: KOSZTOLÁNYI, DEZSÓ: *Tengerszem. Novellák*. [Gebirgsee. Novellen.] Budapest 1936. S. 121-128.
4. Ebd., S. 123.
5. ASBÓTH, JÁNOS: *Álmok álmodója*. [Träumer von Träumen.] Budapest 1878.
6. ASBÓTH, JÁNOS: *Egy bolyongó tárcájából*. [Feuilletons eines Herumirrenden.] Budapest 1866.
7. ASBÓTH: *Egy bolyongó tárcájából*. Band 1. S. 244.
8. Ebd., S. 249.

9. Im Ungarischen gebraucht man oft viele fremde Eigennamen in angepasster Form. Wir sagen 'Bécs' und 'Lipcse' statt Wien und Leipzig. In den früheren Jahrhunderten war dieser Gebrauch noch verbreiteter, man denke nur an die Stadtnamen Norinberga (Nürnberg) und Ágosta (Augsburg). Im Fall von Zürich ist zu sehen, daß es neben der deutschen Form auch eine andere, der ungarischen Aussprache angepaßte Form existierte: 'Zürik'. Asbóth entschied sich nicht für eine konsequente Schreibweise, wir finden ein Schwanken zwischen beiden Namen — sowohl in der Grundform, als auch vor Suffixen.
10. Ebd., S. 245.
11. Vgl. die Namensliste der Mitglieder des Zürcher Ungarnvereins für das Schuljahr 1864/65, Asbóth ist unter den ordentlichen Mitgliedern unter Nummer 1. registriert. — In: *Zürichi Magyar Egylet Emlékkönyve*. [Gedenkbuch des Zürcher Ungarnvereins.] Zürich 1843. 122 S.
12. ASBÓTH: *Álmok álmodója*. S. 64f.
13. ASBÓTH: *Egy bolyongó tárcájából*. S. 246.
14. Ebd., S. 311.
15. Ebd., S. 255f.
16. Ebd., S. 256.
17. Ebd., S. 256.
18. Ebd., S. 257.
19. Ebd., S. 261.
20. Ebd., S. 260.
21. Ebd., S. 266.
22. Ebd., S. 251.
23. Ebd., S. 263.
24. Ebd., S. 311. — Zum Verständnis des Autors für die Emanzipationsfrage kann auch seine Bekanntschaft mit der russischen Pianistin Alina beigetragen haben. Sie begleitete ihn oft auf seinen Reisen durch die ganze Schweiz, als er nach Mai 1865 Zürich verließ.
25. ASBÓTH: *Egy bolyongó tárcájából*. Band 2. S. 23.
26. *Keresztutak*. [Kreuzwege. 1886.] — In: JUSTH, ZSIGMOND: *Káprázatok*. [Trugbilder.] Budapest 1887.
27. PÉTERFY, JENŐ: *Justh Zsigmond: Káprázatok*. — In: *Budapesti Szemle* 1887. LII. S. 153-157. — Péterfy meint, daß die Novellen „etwas Grün“ sind. (Auch im Originaltext deutsch und mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben.) Er rät dem jungen Autor, sich von seinen Meistern und von seinen kritischen Theorien loszulösen, eher mit eigenen Augen die Welt zu betrachten und mit dem eigenen Herzen zu fühlen. Von den Vorbildern solle er das „Handwerk“ und nicht die Ideen erlernen.
28. JUSTH: *Keresztutak*. S. 251.
29. Ebd., S. 170.
30. Ebd., S. 170.
31. Ebd., S. 183-193.
32. Ebd., S. 205.
33. PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Térkép a homokban*. [Landkarte im Sand.] — In: *Havasi csend. Svájci novellák*. [Alpenstille. Schweizer Novellen.] O. O. 1925. S. 79f.
34. PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Havasi csend*. — In: PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Zürichi titok. Novellák*. [Zürcher Geheimnis. Novellen.] Szarvas 1923.
35. PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Orkán. Regény*. [Der Orkan. Roman.] Budapest 1931.
36. PÉCHY-HORVÁTH: *A film*. [Der Film.] — In: *Zürichi titok*. S. 41.
37. PÉCHY-HORVÁTH: *Sziszifuszné*. [Frau Sisyphus.] — In: *Havasi csená*. S. 56-68.
38. PÉCHY-HORVÁTH: *Át a gleccseren*. [Durch den Gletscher.] — In: *Zürichi titok*. S. 51-64.

39. PÉCHY-HORVÁTH: *Békeország vonatán.* [Im Zug des Friedenslandes.] — In: *Zürichi titok.* S. 69–78.
40. PÉCHY-HORVÁTH: *Térkép a homokban.* [Landkarte im Sand.] — In: *Havasi csend.* S. 77.
41. PÉCHY-HORVÁTH: *Békeország vonatán.* — In: *Zürichi titok.* S. 78.
42. In den Texten kommt der Fluß vielfach vor: „das ultramarin eisige Wasser der Limmat“, „der zügellos unaufhaltsam eilende Fluß“, „das wildgrüne Wasser der zornigen Limmat“.
43. Dies hatte schon Emil Szittyá in seinem „Kuriositätenkabinett“ an den Deutschschweizer Frauen auszusetzen.
44. PÉCHY-HORVÁTH: *Suzanne.* — In: *Havasi csend.* S. 85f.

Péter Varga (Budapest)

Mendel Lefin Satanower — der galizische Mendelssohn

Eine der markantesten Persönlichkeiten der ostjüdischen Aufklärung, der Haskalah, war der zu Unrecht vergessene Mendel Lefin Satanower. Er war in jeder Hinsicht der Erste: der erste Wegbereiter der Bewegung auf polnischem und galizischem Boden, der erste Maskil östlich von Berlin, der erste Erzieher zu den Haskalahideen. Trotzdem wird seine Person kaum in der Literatur der Haskalah gewürdigt, ja sie wird beinahe „totgeschwiegen“. ¹ Sein größtes Verdienst liegt nicht in seiner literarischen Tätigkeit, seine eigenen Werke waren ziemlich spärlich, auch waren diese überwiegend auf Hebräisch geschrieben und erschienen. Seinen Ruf verdiente er vielmehr damit, daß er die in Berlin kundgemachten Aufklärungsideen mit sich nach Galizien brachte und dort verbreitete, und daß er mit der Popularisierung dieser Ideen eine neue Schule schuf, eine Schar von Jüngern für die neue Bewegung begeisterte und die Grundlage für eine völlig neue Denkweise über Judentum, Religion, Sprache gelegt hat. Mit seiner Bibelübersetzung (nur das Buch *Kohelet* und das Buch der Sprichwörter sind erschienen) hat er einen würdigen Status für das Jiddische erkämpft und die Umgangssprache, den täglichen Dialekt als Literatursprache gerechtfertigt. Obwohl die meisten jiddischen Literaturgeschichten eine nennenswerte literarische Tätigkeit auf Jiddisch erst mit den großen Klassikern Mendele, Scholem Alechem und Perez ansetzen, müßten auch jene tapferen Aufklärer des 18. Jahrhunderts mit einberechnet werden, die bis jetzt ungerecht vom Tische gefegt wurden und die als Vorläufer und Wegbereiter der Großen ungeheuer wichtig waren. Generationen später beriefen sich Schreiber auf die Wirkung von Mendel Lefin, ² darunter nicht nur solche, die das Jiddische gefördert hatten, sondern auch die bekanntesten hebräischen Schriftsteller der galizisch-russischen Haskalah. Er ist sozusagen Vater der Haskalah-Bewegung in Osteuropa geworden, die ihren Anfang in Ostgalizien genommen hatte und sich von dort in Richtung der umliegenden Provinzen wie der Ukraine, Podolien, bis zur Hafenstadt Odessa ausbreitete. Yudel Mark reiht ihn zu den

farsheydnfarbikstn geshtalten fun der haskole, a farbindung tsvishn moshe mendelson un die maskilim in galitsie un volin, der rebe un vegvayzer far di maskilim onheyb 19tn yorhundert. a groyser gelernter, a filosof un a reformirer fun folksleben, a fayner hebraistisher stilist. ³

Mendel Lefin, oder Menachem Mendel Satanower, wurde in dem podolischen Stetl Satanow bei Kamenez-Podolsk, nach dem er benannt wurde, im

Jahre 1750 geboren.⁴ Sein Name tritt in verschiedenen Variationen auf, er wird auch Levin oder Lewin geschrieben, seinen Zeitgenossen war er unter dem Namen Mendel Mikolajower bekannt, da er eine Zeitlang in Mikolajow wohnte. Satanow war zu jener Zeit auch wegen seiner günstigen geographischen Lage ein wichtiges Handelszentrum. Die Kaufleute der Stadt standen in engen Handelsbeziehungen mit deutschen Städten wie Leipzig und Frankfurt an der Oder, sie besuchten ihre Jahrmärkte, importierten die verschiedensten Artikel und exportierten dagegen Getreide, Holz auf dem Wasserweg nach Danzig. Die Intelligenz der Stadt war aber noch im Zustand der geistigen Dunkelheit, fern von Europa. Auch Lefin bekam die der damaligen jüdischen Umwelt entsprechende Erziehung im Geiste des traditionellen Judentums und der orthodoxen Gelehrsamkeit. Seine Jugendjahre verbrachte er mit dem Studium der Thora und des Talmuds samt ihren Kommentaren und bald wurde sein Talent und seine Bewandtheit in diesen religiösen Wissenschaften offenbar. Seine weitreichenden Kenntnisse brachten ihm bald den Ruf eines gebildeten Schriftgelehrten. Die geschlossene Eigenwelt der Talmud-Thora sollte ihm aber nicht lange heil erhalten bleiben. Dem traditionell-orthodox erzogenen jungen Lefin gelangte eines Tages das mathematisch-philosophische Lebenswerk von Joseph Salomo Delmedigo⁵ in die Hände und dies sollte als erster Samen der weltlichen Wissenschaften in seine aufgeschlossene Vernunft fallen. Das keimende Interesse für alles, was außerhalb des Bereichs der Religion und der jüdischen Tradition lag, führte ihn zuerst zum fleißigen Studium der Mathematik. Dies sollte jedoch nur ein Vorstudium sein, die ganze Welt auf Vernunftwegen erkennen zu können. Wie es auch von anderen Beispielen⁶ nicht unbekannt ist, war ein solches — meist heimliches — Studium äußerst mühsam. Offiziell durfte man sich überhaupt nicht mit Wissenschaften außer den religiösen beschäftigen, das Erlernen von Fremdsprachen war verpönt, der Umgang mit nichtjüdischen Gelehrten, ja sogar mit deren Büchern, war strengstens verboten. Die jüdischen Kaufleute aber, die aus Deutschland kommend durch das Städtchen von Lefin fuhren oder von Satanow aus halb Europa bereisten, waren bereits von den ketzerischen Ideen der Berliner Aufklärung angesteckt. Daher ist es auch kein Zufall, daß gerade Satanow einen Mendel Lefin und einen Isak Satanower⁷ hervorbringen konnte, wie es auch verständlich ist, daß später die Handelsstadt Brody der Ausgangspunkt und das Zentrum der galizischen Haskalah und der Aufenthaltsort des erwachsenen Lefin wurde. Der Verkehr mit den fremden und den einheimischen Kaufleuten brachte die Notwendigkeit der Aufklärung automatisch mit sich. Durch sie erfuhr der junge Talmudist von der neuen jüdischen Bewegung in Deutschland, deren geistiger Vater Moses Mendelssohn war. Von nun an hatte der brave Jeschiva-Schüler nichts anderes mehr im Kopf, als nur einmal nach Berlin, dem Sitz der jüdischen Aufklärung gelangen zu können und einmal den vielgenannten und berühmten Mendelssohn zu treffen.

Die vielen heimlich mit Lesen durchwachten Nächte brachten ihm bald eine Augenkrankheit, die nur in Berlin, in einer jüdischen Spezialklinik für Augenkrankheiten geheilt werden konnte. Sein Wunsch, nach Berlin zu kommen, ging damit schneller als er dachte in Erfüllung. Die Krankheit und die Reise nach Berlin im Jahre 1780 sollte ihm das Tor zu einer anderen Welt, ja das Tor zu einem anderen Leben werden. Diese Stadt beheimatete ihn zwei Jahre lang und machte ihn mit allen möglichen Strömungen, Persönlichkeiten, und wichtigen wissenschaftlichen und belletristischen Werken der damaligen Zeit bekannt.

Um sein Ziel zu erreichen, nahm er gleich nach seiner Ankunft in Berlin Kontakt mit seinen Landsleuten auf, die ihn in den Kreis der Berliner Aufklärer, in den Kreis von Moses Mendelssohn einführen sollten. Dank ihrer Hilfe lernte er bald Mendelssohn kennen, und es öffnete sich ihm nicht nur die ganze jüdische Gesellschaft der Berliner Aufklärung, sondern zugleich jener Freundeskreis christlicher Schriftsteller und Gelehrter, der sich um Mendelssohn gebildet hatte. Mendelssohn selbst nahm den wissbegierigen, wenn auch lückenhaft gebildeten Jüngling herzlich in seinen Schülerkreis auf und widmete ihm seine besondere Aufmerksamkeit.

Unter seinen jüdischen Bekannten befanden sich hauptsächlich die Measfim, die Vertreter der Zeitschrift *HaMeassef*, deren Sitz nach Königsberg und vor Breslau zeitweise auch in Berlin war. Eine fast noch größere Wirkung übten auf ihn die christlichen Gelehrten aus Mendelssohns Freundeskreis aus, unter ihnen Personen wie Gotthold Ephraim Lessing, Wilhelm Dohm, Teller, Reimarus, Engel, Nicolai, u. a. Diese Freunde halfen ihm sein brüchiges, aus der osteuropäischen Heimat mitgebrachtes Wissen zu systematisieren und ergänzen. Durch sie lernte er die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften, vor allem der Physik, Mathematik und der philosophischen Disziplinen, kennen. Durch diese Bekanntschaften konnte er Bildungslücken schließen, was er so nie in seinem früheren podolischen und späteren galizischen Vaterland hätte tun können. Vermutlich kannte Lefin zur Zeit seiner Ankunft in Berlin auch andere Fremdsprachen außer dem Deutschen, hier aber vervollkommnete er seine Sprachfertigkeit in Englisch und Französisch.

Seine anfängliche literarische Tätigkeit reicht ebenfalls in diese Zeit zurück. Er begann bei der Zeitschrift *HaMeassef* mitzuwirken, bald mußte er aber entdecken, daß ihn die Nachahmung mittelmäßiger jüdischer Zeitgenossen und die Vermehrung der auch sonst florierenden Bibelvers-Kommentare nicht mehr befriedigen konnten. In den Berliner Jahren wurde der Entschluß immer reifer, etwas für seine Glaubensgenossen im Osten zu tun, ihnen das in Berlin erlangte Wissen irgendwie weiterzugeben. Er nahm sich nicht weniger vor, als der Verbreiter der allgemeinen Wissenschaften zu werden und damit die Ghetto-Juden des Ostens ins geistige Europa zu führen.

Mit diesem Entschluß, begeistert und seelisch gestärkt, kehrte er 1783 nach gut zwei Jahren in seine Heimat zurück. Auf dem Weg von Berlin nach

Hause hielt er kurz in Brody, wo die ersten Blumen der Haskalah schon zu blühen begonnen hatten. Er lernte dort die beiden späteren Aufklärer Nachman Krochmal und Josef Perl kennen, die sich damals schon der Reformierung des Judentums gewidmet hatten. Aus dieser Beziehung wuchs eine langjährige enge Zusammenarbeit, in der sie sich gegenseitig zu zahlreichen kulturellen Leistungen insprierten.

Vorerst wollte Lefin nach seiner Rückkehr mit seinen neuen Ideen nicht gleich mit der Türe ins Haus fallen. Im Gegensatz zu seinen Ideengenossen in Deutschland oder zum Teil auch in Galizien wollte er sich zumindest äußerlich seiner Umgebung anpassen. Er erkannte, daß sich in Galizien sehr schnell eine Haskalah-Aristokratie gebildet hatte, die ihre Beziehung zum Volke, zu den breiten Massen, ja eigentlich zu ihrer eigenen Basis verloren hatte. Im Gegensatz zu ihnen, zum Beispiel zu Herz Homberg wollte er nie seine Zugehörigkeit zum Volk leugnen und wollte das auch in seiner äußeren Lebensführung ausdrücken. Er führte das Leben der einfachen Landjuden, kleidete sich so wie diese, und bewahrte die gleichen Sitten sowohl in der Religion als auch im täglichen Leben. Dieser wesentliche Unterschied charakterisierte auch seine weitere literarische Tätigkeit sowohl in hebräischer als auch in jiddischer Sprache. Im Gegensatz zu seinen zeitgenössischen deutschen Maskilim wie Eichel, Brill, Wolfsohn benutzte er nicht die gekünstelte gehobene Sprache der Bibelkommentare, sondern, was das Hebräische betrifft, eher die Sprache der Mischna. Mit seinem Landsmann Isak Satanower bemühte er sich um die Einführung dieses Mischna-Stils in die moderne hebräische Literatur, zuerst durch Übersetzungen aufgeklärter westlicher Literatur, später durch eigene Werke. Die Art, wie sich damals diese Maskilim zu den hebräischen Sprachdenkmälern bekannten, erinnert uns an die Hinwendung der Renaissance-Humanisten zu den antiken Literaturen und Sprachen wie Griechisch und Latein. In dem philologisch gründlichen Studium der älteren hebräischen literarischen Denkmäler meinten die Maskilim den einfachsten Weg zur modernen europäischen Bildung zu erkennen. Das Erlernen der hebräischen Sprache samt Grammatik und Literatur (vor allem die Bibel), war eine der Hauptforderungen der Haskalah, zugleich Wahrzeichen der umfangreichen Bildung und Garantie der Fortschrittlichkeit. In Hinsicht auf die Entwicklung der Haskalah ist es äußerst aufschlußreich zu beobachten, wie sich der Akzent von der hebräischen Sprache, mit der Zwischenstation Jiddisch, allmählich auf die deutsche Sprache verlagerte, wie es auch am Beispiel der Zeitschrift *HaMeassef* nachvollzuziehen ist.

Noch 1780 in Berlin übersetzte Lefin auf Mendelssohns Veranlassung das damals populäre medizinische Werk des Schweizer Arzt-Verfassers Tissot *Refuot Ha-Am*, das 1794 in Zolkiew erschien. Das beliebte populärwissenschaftliche Werk vermittelte elementare Kenntnisse der Heilkunde und Hygiene und wurde bald zu einem wahren Volksbuch. Viele Gemeinden kauften es, auch weil es von mehreren bedeutenden Maskilim empfohlen wurde, und

übergaben es den Ortsrabbinern und jüdischen Spitalern. Mendelssohn selbst empfiehlt das Werk in einem Brief aus dem Jahr 1785 mit folgenden Worten: „Wo kein approbierter Arzt zu erreichen ist, wird dieses Buch unseren Brüdern gute Dienste leisten.“⁸ Im Jahre 1789 erschien Lefins erster Aufsatz *Moyde lebone*. Wie wichtig er das gedruckte Wort — sowohl auf Hebräisch als auch auf Jiddisch — hielt, davon zeugt ein Brief von ihm an Nachman Krochmal um 1820, in dem er diesen scharf kritisiert, weil er sich mit seinem Wissen nur an einen kleinen Kreis gebildeter Schüler wende und auch das nur mündlich, anstatt seine Kenntnisse in gedruckter Form an die breite Öffentlichkeit weiterzugeben.⁹

Schließlich wurde er im podolischen Mikolajew bei Satanow seßhaft, das damals zur Herrschaft des Fürsten Adam Czartoryski gehörte. Seine Frau führte ein bescheidenes „Gewelbl“, ein Trödelgeschäft, während er sich völlig dem Studium jener Wissenschaften widmen konnte, mit denen er sich im Ausland vertraut gemacht hatte.

Er blieb auch dort nicht lange unentdeckt, bald knüpfte er Freundschaften und Bekanntschaften mit den dortigen fortschrittlich denkenden jüdischen und christlichen Zeitgenossen. Abraham Gottlobler zeichnete eine Anekdote auf, die ihm ein Schüler von Lefin, Mordechai Suchostawer, erzählt hatte:

Eines Tages besuchte der Besitzer von Mikolajow, der polnische Fürst Adam Czartoryski, in Begleitung seines Freundes Dr. Akelschmidt, das kleine Städtchen. Als er am Geschäft von Lewins Frau vorbeiging, bemerkte er draussen ein Buch liegen. Aus Neugierde öffnete er es. Als er aus dem Titel sah, dass es Wolfs Mathematik war, fragte er verwundert die Frau, wie denn dieses Buch hierher käme. Sie antwortete, dass ihr Mann daraus Tag und Nacht studierte. Als hierauf Lewin selbst ins Geschäft kam, zog ihn Fürst Czartoryski in ein längeres Gespräch und merkte, dass er einen philosophisch und mathematisch gründlich gebildeten Juden vor sich hatte, der sogar ein Schüler und persönlicher Freund des grossen Philosophen Mendelssohn war. Er bat ihn, seinen Sohn zu erziehen. Von nun an nahm sich Fürst Czartoryski immer seiner an.¹⁰

Der Fürst sorgte von nun an für einen sicheren Lebensunterhalt für Lefin, dieser wurde Hauslehrer bei ihm und angeblich verfaßte er für seinen Sohn sogar eine philosophische Dissertation über Kants System in französischer Sprache, die allerdings nie erschien.¹¹ Ebenfalls Czartoryskis Anregung ist es zu verdanken, daß er ein Projekt für die Reformierung des polnischen Judentum ausarbeitete, in dem er den wichtigsten Akzent auf die Schulreform setzte.¹² Viel wichtiger waren aber seine theoretischen Schriften zur Entwicklung der Haskalah.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdient ohne Zweifel die jiddische Bibelübersetzung, die sogenannte „Mischle“-Übersetzung, die Übersetzung der Sprichwörter von Mendel Lefin. Schon die Idee, die Bibel Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts ins Jiddische zu übersetzen, rief Erstaunen, ja sogar Empörung hervor. Nach den in Mikolajew verbrachten Jahren hielt sich

Lefin mehr in Tarnopol und Brody auf, wo er um sich einen immer größeren Kreis von Freunden und Mitkämpfern sammelte. Den größten Teil seiner Zeit füllten aber die Arbeiten an der Übersetzung der T'nakh — der Bibel aus. Diese Tat sicherte seine Stelle nicht nur als Maskil, als Aufklärer der Haskalah-Bewegung, sondern auch als einer der hervorragendsten Begründer der neueren jiddischen Literatur.

Mit der jiddischen Erzählliteratur war es zu jener Zeit gar nicht gut bestellt. Die Rabbonim, die Gelehrten schauten schon seit Jahrhunderten die weltliche und volkstümliche Erzählliteratur — „mayses-literatur“ mit schiefen Augen an. Sie dachten, daß eine starke Verbreitung der pseudoreligiösen, volkstümlichen Literatur auf Kosten der echten und wahren Religiosität gehen könnte, deshalb verbannten sie sie mit allen Mitteln. Sie sahen in dieser Literatur eine Gefahr für die Frömmigkeit und Moral der Massen. Oft verboten die Rabbonim geradezu das Lesen solcher Erzählungen, was sich aber als wenig wirksam erwies. Mehr Hoffnungen setzten sie auf die Bibelübersetzungen und Übersetzungen von Andachts- und Gebetbüchern für die Frauen, bereichert mit frommen Geschichten und Erzählungen aus der Agada.¹³ Diese Hoffnung bestand darin, daß durch eine ausgewählte Übersetzungsliteratur in gehobener Sprache die in einem unwürdigen Sprachstil geschriebene weltliche Volksliteratur ausgemerzt werden könnte.

Zuerst bäumte sich der Chassidismus gegen diese rabbinische Auffassung von weltlicher Literatur auf. Gleichzeitig wollten die Chassidim natürlich diese Gattung für die Verbreitung ihrer eigenen Ideologie ausnützen und die in der Volksliteratur schon vorhandene volkstümliche Phantasie vor ihren Wagen spannen. Zugleich versuchten sich dagegen die ersten Maskilim — wenn auch auf recht naive Weise — mehr oder weniger den rabbinischen Traditionen anzuschließen, indem sie ähnlich wie die Gelehrten behaupteten: durch eine anspruchsvolle Übersetzung der Bibel könne die nun neu entstandene, blühende, aber aus ihrer Sicht reaktionäre chassidische Frömmigkeitsliteratur verdrängt werden. Diese Haltung der osteuropäischen Maskilim ist nichts anderes als eine Verlängerung der deutsch-maskilischen, Mendelssohnschen Tendenz das Interesse für die Aufklärung durch eine gute Bibelübersetzung zu wecken. Während sich aber die deutsche Übersetzung von Mendelssohn das Ziel setzte, das verdorbene Deutsch der Juden zu eliminieren, wollte die jiddische Übersetzung von Lefin gerade dieses Jiddische emporheben, um „dermit oykh tsu batonen dem badeyt fun der folksshprakh inem kamf far a neye kultur“.¹⁴ Insofern hing die Hinwendung zur jiddischen Sprache eng mit den Demokratisierungsbestrebungen der Maskilim, beziehungsweise mit dem allgemeinen Demokratisierungsprozeß der Haskalah zusammen. Lefin erkannte als einer der ersten die drohende Gefahr der chassidischen Bewegung, und er war auch einer der ersten, der eine konkrete Taktik im Kampf gegen die Chassidim für die Haskalah ausgearbeitet hat: das offene und direkte Heraustreten gegen diese, mit einer realistischen, sati-

rischen und ironischen Literatur auf jiddisch, als Mittel zur Verbreitung allgemeiner Kultur. Zu Beginn der Ausführung dieser Ziele war er noch allein. Als er in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts mit der Übersetzung der Sprichwörter begann, ahnte er noch nicht, wie viele Gegner und Freunde dies ihm einbringen würde. Obwohl die Idee, die Begeisterung und Anspornung von Mendelssohn gekommen war, konnte er lange nicht dessen voller Zustimmung sicher sein. Auch das könnte ein Grund dafür sein, warum Lefin seine Übersetzung erst viele Jahre später, lange nach dem Tod Mendelssohns veröffentlichte. Neben der Übersetzung suchte er auch mit anderen Mitteln gegen die Chassidim aufzutreten. Seine Satiren und Kampfschriften auf Hebräisch und Jiddisch sind zwar nicht im Druck erschienen, wurden aber handschriftlich von Hand zu Hand weitergegeben und haben auf diese Weise ihre Wirkung erreicht. Unter diesen ist die jiddischsprachige Schrift *Der ershter khasid* besonders erwähnenswert. Wie paradox es auch klingen mag, auch die Übersetzungen der vier biblischen Bücher sollen ein Kampfmittel gegen den Chassidismus und seine mittelalterliche Exzessen bilden. Das skeptisch-hellenistische Buch *Kohelet*, die Sammlung der Sprichwörter *Mischle*, das wunderbare Liebeslied *Schir-haSchirim*, sollten das Bewußtsein der Massen zu Weltlichkeit führen und den Übergang zur neuzeitlichen und aufgeklärten Kultur fördern. Auf diese Weise sollte der ketzerische Versuch, die heiligen Texte zu verweltlichen und zu entgöttlichen, auf die Chassidim wirken.

Für das Schaffen Lefins gilt allgemein, daß er mit seinen Schriften, sowohl in Hebräisch, als auch in Jiddisch oder in anderen Sprachen nicht nur die dünne Oberschicht der jüdischen Intellektuellen, sondern die breiten, minder gebildeten Volksmassen ansprechen wollte. Wie schon erwähnt, benutzte er deshalb in seinen hebräischen Schriften die reichere, „saftigere“ Sprache der Mischna, im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen von der Zeitschrift Meassef, die sich gerne in inhaltslosen biblischen Wortgebilden verloren. Er mußte aber bald einsehen, daß auch dies zu wenig war und ihn nicht zufriedenstellen konnte. Hebräisch war nämlich die Sprache, derer sich ausschließlich die „Talmid-Hokhmim“, die Talmud-Gelehrten bedienten, während die Mehrheit, vor allem die Frauen nur das „prost Jiddische“ redeten und verstanden. Seine Tätigkeit vor der Haskalah war in diesem Sinne mehr eine indirekte, eine rein aufklärerische Tätigkeit; mit seinen hebräischen Übersetzungen war er der Verbreiter weltlicher Kultur für das polnische und russische Judentum. Die Bibelübersetzung von Mendelssohn begeisterte ihn noch während seines Berlin-Aufenthaltes und ließ ihn erkennen, wie wichtig es war, für seine jüdischen Glaubensgenossen den Zugang zur Bibel in ihrer Umgangssprache zu ermöglichen. Der wichtigste Grundsatz, den er bei Mendelssohn gelernt hatte, war, daß die Aufklärung in erster Linie durch die Sprache vollzogen werden konnte; es mußte sich also zuerst eine völlig neue Einstellung zur Landes- beziehungsweise Umgangssprache durchsetzen lassen, um mit ihrer

Hilfe später auch konkretes Wissen vermitteln zu können. Insofern hatte die Bibelübersetzung von Lefin die gleiche Bedeutung wie die von Mendelssohn: sie war der erste Schritt im Prozeß der Wiederherstellung von Würde und Existenzrecht der jiddischen Sprache. In seinem Portrait über Lefin behauptet Weinles,¹⁵ dieser hätte sich erst in seinen späten Jahren zu diesem Schritt entschlossen; die Existenz der ersten Übersetzungsfragmente, namentlich Teile aus dem Buch Koheleth, wird aber schon in der Einführung zu einem anderen Werk Lefins, zu *Refuot Ha-Am*, im Jahre 1789, bestätigt. Daß er sie jedoch erst viel später, in den galizischen Jahren, im Jahre 1814 im Druck erscheinen lassen konnte,¹⁶ kann unter anderem auch mit seiner schwierigen finanziellen Lage erklärt werden. Die Erscheinung des Buches der Sprichwörter (*Mischle* oder *Sprichwörter*) im Jahre 1814 in Tarnopol war nur mit der Unterstützung seiner Freunde Josef Perl und des Grafen Czartoryski möglich. Dies war übrigens auch das einzige Buch, das noch zu seinen Lebzeiten erschien.

Lefin wollte mit seiner Übersetzung grundsätzlich mit der jahrhundertealten Tradition der Bibelübersetzungen brechen, in der die Bibel in den Talmud-Thora Schulen seit ewiger Zeit unterrichtet und Wort für Wort übersetzt wurde. Eben darin bestand seine, für die Zeitgenossen unverständliche, scheinbare innere Gespaltenheit: ein Gelehrter, der über eine vielseitige, ansehnliche europäische Bildung verfügt, ein hervorragender Kenner der alten hebräischen Literatur und großer Verehrer der Bibel ist, erlaubt sich in einer Zeit, in der die Bibel und die heiligen Wissenschaften von jedem Maskil geradezu fetischisiert wurden, die heilige Schrift nicht nur in die „verdorbene und stotternde“ Sprache des Volkes umzusetzen, sondern das heilige Original auch noch frei zu interpretieren, sprachlich zu bearbeiten und zu paraphrasieren. Er wollte dem einfachen Juden eine lebensnahe Übersetzung der heiligen Bücher in die Hand geben, in jener einfachen, ja sogar manchmal vulgären Sprache, die in den Häusern bei den Familien und auf den Märkten gesprochen wurde, mit all ihren alltäglichen Redewendungen, Wortgebilden und sogar Slawismen. Er wollte die Leser einfach darauf aufmerksam machen, wie wertvoll und schön diese verachtete Sprache sein konnte. Auf diese Weise wollte er beweisen, daß ihm das Volk wichtiger war als die Tradition, wenn dies auch auf Kosten der Äquivalenz ging. Seine Absicht war nicht nur das Original wiederzugeben und ihm zu dienen, er wollte auch seine eigenen, von der Übersetzung unabhängigen Ziele auf diesem Weg verwirklichen.

Als ungeheuer wichtige Errungenschaft ist es Lefin auf diese Weise gelungen, die bislang nur gesprochene Sprache auf die Ebene der Schriftsprache emporzuheben und dadurch ihre Legitimität zu bestätigen. In einem mit hebräischen Buchstaben halb deutsch halb jiddisch geschriebenen Brief bewertet und faßt er seine Tat folgendermaßen zusammen:

und da zeyne z¹⁷ mir eyngesherft, vos meglikh tsur ferbeserung des shikzals des yudishen folks tsu arbeyten, zo gab ikh [...]¹⁸ eyne iberzetsung fon den shprikhen des kenigs salomon in tarnopol. nun ligen merere drukfeige manuskripte, eyne iberzetsung fon den psalmen, fon prediker salomon, fon bukhe hiob, dos klagelid yirmiya — alles tsur oyfname der judishen folksshprakhe nebst einen deytshen oyfzats fon der vikhtikeyt der folksshriften in judisher shprakh tsur kultur und oyfklerng judisher eynvoner in polen.¹⁹

Wie aus diesem Brief hervorgeht, waren Übersetzungen von mehreren Büchern der Heiligen Schrift zum Drucke vorbereitet. Außer der oben erwähnten einzigen Ausgabe vom Buch der Sprüche ist nur noch das Buch *Koheleth* 1873 in Odessa beim Verleger Jehudah Bari erschienen, die anderen wertvollen Übersetzungen sind leider spurlos verlorengegangen.

Bemerkenswert ist, daß Lefin, wie auch zu seiner Zeit Aaron ben Samuel von Hergershausen, beim Druck seiner Bibelübersetzungen nicht die für die Volkssprache, also für das Jiddische früher angewandte sog. Weiberschrift benutzte, in der die jiddischsprachige Frauenliteratur damals gedruckt wurde, sondern die hebräische Quadralschrift mit Vokalen. Da sich Lefin streng an den phonetischen Klang der gesprochenen Worte hielt, widerspiegelt sich im Schriftbild zugleich die ganze Phonologie des damals in Galizien gesprochenen Jiddisch. Mit der Fixierung dieses Zustands durch das Schrifttum begann ein allmählicher Standardisierungsprozeß und mit diesem die Normierung des Sprechjiddischen. Daß die Morphologie nicht immer schritthielt, widerlegt nicht den guten Willen des Übersetzers. Durch die stärkere Verbundenheit mit dem Gesprochenen werden dann auch neue, meist zusammengezogene Wörter geschaffen, wie „rufikh“, statt „ruf ikh“, „nemtzhakh“, statt „nemt es aykh“, „hobikh“, statt „hob ikh“, „binikh“, statt „bin ikh“ und so weiter. Immer wieder kommt seine Sympathie und Verbundenheit mit dem einfachen Volk zum Ausdruck. Ein weiteres kleines Beispiel dafür ist, daß er mitten im Text das Wörtchen „nebekh“ gebraucht, was natürlich im Originaltext überhaupt nicht zu finden ist. Wie Lefin mit dem Heiligen Text umgeht und ihn behandelt, widerspiegelt sich in diesem Detail deutlich. Das willkürliche Eingreifen, die Veränderung der Worte der Heiligen Schrift war etwas Unerhörtes und Unverzeihbares; für Lefin bedeutete es aber die Demokratisierung der Bibel, vor allem eine Auffassung dem Inhalt und nicht den Wörtern nach. Zinberg greift ihn deswegen in seiner Literaturgeschichte an, er verzeiht ihm nur, weil das Werk von ihm zugleich als Protest, als Kampftruf gegen die verstarnten religiösen Traditionen aufgefaßt werden kann. Er schreibt:

Levin, who was one of the finest stylists in neo-Hebrew literature, deliberately disregarded the great distinction between spoken and written language. He refused apparently to recognize that such classic works as Ecclesiastes and Proverbs ought to be translated in a completely different style — not in the language that the market-Jewess speaks to her customer in the street. Under different circumstances Levin's work might be branded as tasteless, but his translation of Proverbs must be considered a battle-slogan, a protest against

the religious stamp that was placed on everything in the Jewish milieu. From this point of view, Levin, in his translation of the Bible, appears as an innovator, a fighter against the obsolete and outmoded forms of Hebrew translation and for a new, modern, secular style.²⁰

Die Übersetzung von Lefin hat also einen viel größeren ideologischen Wert als einen ausschließlich literarischen: trotz der ab und zu schwächeren Ausführung ist der Gedanke, das Vorhaben von viel größerer Bedeutung als schließlich das Werk selbst. Die Übersetzung war ein literaturhistorisches Ereignis, sie öffnete ein wenn auch noch so kleines Fensterchen im Zaun des Ghettos, sie legte den Grundstein für die Entwicklung der weltlichen jiddischen Literatur. Der ganze Stil von Lefins Übersetzung ist eine neue Erscheinung in der jiddischen Literatur, seine Sprache ist das erste Beispiel für heutiges literarisches Jiddisch.

Die Reaktionen, vor allem die Gegenreaktionen auf Lefins Werk ließen nicht lange auf sich warten. Seine Anhänger würdigten die Übersetzung sehr, seine Gegner aber, die an der Tradition und den heiligen Wissenschaften festhaltenden Maskilim, fühlten sich in ihren „pseudo-humanistischen und pseudo-klassizistischen“ Gefühlen verletzt.²¹ Ein literarischer Skandal entflammte im Moment der Erscheinung, in dem die Hauptrolle Tobias Gutman ben Tzevi Feder, ein bekannter Maskil und Linguist seiner Zeit aus Tarnopol, spielte. Tobias Feder wurde 1760 in Przedborz bei Krakau geboren und erhielt eine traditionell religiöse Erziehung, heiratete in Petrokov und wurde dort von den Ideen der Berliner Aufklärung begeistert. Bald finden wir ihn unter den Meassefim. Im Jahre 1788 verließ er die Stadt Petrokov und zog durch Deutschland, Galizien und die Ukraine von einer Stadt zur anderen. In Frankfurt an der Oder, wo er auch eine Zeit lang lebte, lernte er den Maskil Isaac Satanow kennen, seine weitere Stationen waren dann Kempno, Chelmi, Wlodarka, Berdichev, Brody und schließlich Tarnopol. Unbeständig wanderte er von einem Beruf zum anderem, aber in keinem brachte er etwas Außerordentliches zustande, währenddessen er und seine Familie am Hungertuch nagten. Er versuchte sich als Thora-Schreiber und Vorleser, als Vorsänger und Lehrer, als Prediger und Schriftgelehrter. Die Entbehrungen und die Unbeständigkeit seines Charakters hatten keine guten Auswirkungen auf seine Persönlichkeit. Seine Minderwertigkeitsgefühle versuchte er durch literarische Aktivitäten auszugleichen, indem er verschiedene Zeitgenossen aus den verschiedensten Gründen angriff. Wie seine Gefährten von der Zeitschrift *Meassef* war er in die hebräische Sprache verliebt und benutzte den damals unter ihnen modischen schwülstigen, phrasenhaften Musivstil,²² überfüllt mit leeren Wortgebilden und biblisch angeregten Wortgefügen. Er schrieb Lobgesänge auf den Zaren Alexander I. anlässlich seines Sieges über Napoleon, Oden, erbauliche Traktate, Parodien auf die Chassidim und exegetische Abhandlungen ohne besonderen literarischen Wert. Die meisten seiner Werke blieben bis auf einige Ausnahmen ungedruckte Manuskripte. Für ihn war jedenfalls

die Bibel und die Sprache der Bibel heilig. So ist es kein Wunder, daß er sich bereits darüber empörte, als Aaron Wolfsohn und Isaac Satanow, von der zuvor anerkannten Linie der Bibelkommentare abweichend, einen Kommentar im Zeichen der neuen Zeiten nach ihrem eigenen Geschmack geschrieben hatten.

Von Lefins Übersetzung erfuhr er noch vor ihrem Erscheinen, worauf er sich sofort ans Werk machte. Er schrieb ein satirisches Pamphlet in Form eines dramatischen Gesprächs, das zur gleichen Zeit wie die Übersetzung erschien und in dem er sich prinzipiell gegen eine jiddische Übersetzung der Bibel wandte. Über das Prinzipielle hinaus hatte dieser Kampf mehr Persönliches an sich. Im Grunde genommen ging es um nichts anderes als um die Priorität zwischen den beiden Städten Brody und Tarnopol. Schon seit Anfang der Haskalah dauerte der Wettstreit zwischen ihnen, Brody und Tarnopol rivalisierten gegenseitig um Ruhm und die führende geistige Rolle in der galizischen Haskalah.

Da sich Lefin und Feder in den beiden gegnerischen Lagern befanden, war dies die beste Angelegenheit, nicht nur Lefin allein, sondern durch ihn den ganzen Gelehrtenkreis um ihn angreifen zu können und damit zugleich den Ruhm des Hauptsitzes Brody so weit wie möglich in Frage zu stellen.

Wie schon erwähnt, war Feders Haß gegen das Jiddische berüchtigt, er verachtete es „mit dem gantsen bren fun zeyn maskilisher neshome“,²³ hielt es für eine „farshimlte yerushe fun fartseytn un a shkلافn-late oyf der yidisher pleytse“.²⁴ Die jiddische Übersetzung der Bibel von Lefin betrachtete er daher von vornherein als eine Profanisierung der hebräischen Sprache, die nicht zu dulden war. Für ihn lag es deshalb auf der Hand, daß er seine Antwort, ein Pamphlet, auf hebräisch verfaßte und ihm den Titel *Kol mekhotsetsim*²⁵ gab. Schon auf dem Titelblatt läßt er seinen Gefühlen und seinem Haß gegen Lefin freien Lauf. Der hier angeschlagene Grundton charakterisiert das ganze Werk, deshalb verdienen diese Worte hier in leicht verdeutschter Form zitiert zu werden:

Eine Unehre und eine Schande ist die neue Übersetzung von den Sprüchen, sie ekelt an und stinkt, wer nur sie sieht, wird von ihr verdrossen, man müßte sie in Stücke zerschneiden und verbrennen, und ihr Name soll nicht mehr erwähnt werden. Das Buch von Herrn Mendel Satanower hat nicht keinen Geschmack und nicht keinen Geruch und sein Zweck ist nur in den Augen der Frauen und Mädchen Anerkennung zu finden.²⁶

In dem Werk geht er gleich zu Beginn auf Lefin los, seine Worte schäumen vor persönlicher Gehässigkeit und von Anschuldigungen:

Wie erklärt Ihr, daß ein so großer Gelehrter wie Ihr, ein Mensch mit solch vieler Bildung, mit solch reicher Erudizie, wie könnt Ihr nur eine solche Tat vollbringen, daß Ihr die schöne Sprache nehmt und sie verkrüppelt so, daß einem schaudert gar beim Anschauen. Würdet Ihr noch in Euerer Jugend von der Milch der polnischen Gelehrten und Lehrer saugen, würde ich noch

schweigen, denn sie haben einen verdorbenen Geschmack und sind von Natur aus Gegner der reinen, klaren Sprache. Aber Ihr, Satanower, seid doch die rechte Hand von dem großen Philosophen R. Mosche Mendelssohn gewesen, bei ihm habt Ihr Euch aufgehalten, seine Lehre habt Ihr genascht — und mit einmal seid Ihr so nährisch geworden, habt das seidene Hemd ausgezogen und Euch Fetzen angezogen. Wie kommt Ihr dazu, für Weiber und Dienstmädchen zu schreiben? Sie werden Euch aber auch verpönen wegen Eurer lächerlichen, verdorbenen Sprache, die keine Hände und Füße hat. Denkt daran, was Mendelssohn in seiner Zeit gemacht hat. Die Rabbiner haben ihn verfolgt, seine Schüler haben ihm sein Leben verbittert, aber er hat sein Herz stark gemacht, hat auf niemanden geschaut und seine Sache vollendet: er hat vom Heiligtum den lächerlichen, unwürdigen Jargon vertrieben und hat die wunderschöne deutsche Sprache auf den Thron gesetzt. In diese Sprache hat er die Bibel für die junge Generation übersetzt um sie zu veredeln und in sie den Geist und Geschmack für das Verständnis von alles einzupflanzen, was fein und prächtig ist. Und als Mendelssohn gesehen hat, daß er die Übersetzung der ganzen Bibel nicht allein zu Ende führen kann, hat er das seinen treuen Jüngern überlassen. Ihnen hat er den Auftrag gegeben, den Zauber der deutschen Sprache in den weiteren Bibelteilen aufzubewahren. Und dann seid Ihr gekommen, Satanower, und habt das ganze Haus in Trümmer gelegt. Ihr seid gekommen, und König Salomons Sprüche in den Kot geworfen. Hätte sich das unser Meister, Reb Mosche Mendelssohn vorgestellt, und sowas von Euch erwartet? Man darf nicht ruhen und man darf nicht schweigen bis Euer Buch aus jedem jüdischen Haus weggeräumt wird, und wenn man doch eines findet, muß es verbrennen, und wenn man doch eines sieht, muß es zerreißen. Und Ihr, Herr Übersetzer, wandert in der Welt herum, sammelt die Exemplare von Eurem Werk und behaltet oder verbrennt sie. Nachdem sollt Ihr Buße tun, die schmutzigen Kleider von Euch wegwerfen und neue anziehen, erst dann werdet Ihr rein werden.²⁷

Nach dieser Einführung voller rhetorischen Wendungen und Angriffe auf Lefin beginnt die eigentliche Handlung. Der Schauplatz ist der Himmel, die kommende Welt, wo alle namhaften jüdischen Gelehrten vergangener Zeiten beisammen sind. Moses Mendelssohn sitzt in der Mitte auf einem Stuhl und ist in seine philosophischen Betrachtungen vertieft. Seine Jünger sind Dichter, Schriftsteller und Philosophen, unter anderen Moses Chayim Luzzato, Jehuda Leib Ben-Ze'ev, Naftali Herz Wessely, Joel Brill. Alle sind glücklich und frohen Herzens, als sie einander ihre ruhmvollen Taten und glänzenden Erinnerungen, die sie in ihrem Leben innerhalb der jüdischen Kultur und Literatur vollbracht und hinterlassen haben, einander erzählen. Luzzato wird gerühmt den ersten Grundstein in der neu-hebräischen Literatur gelegt zu haben, Wessely wird als hebräischer Klopstock bezeichnet, Ben-Ze'ev hat die größte und vollkommenste hebräische Grammatik geschaffen, Mendelssohns größter Verdienst war neben seiner führenden Rolle in der Aufklärung ohne Zweifel die Übersetzung von mehreren Büchern der Bibel in die schöne deutsche Sprache. Nur Isaac Euchel, der Übersetzer der Sprüche ins literarisch Deutsche, der ein wenig abseits steht, ist bedrückt und traurig. Es ist Wessely, der auf ihn zugeht und nach dem Grund seines Kummers fragt, an einem Ort, wo es keinen Zorn, keine Qual und Traurigkeit gibt. Euchel sei um die

Reinheit der hebräischen Sprache besorgt, es gäbe keinen Luzzato, keinen Wessely mehr auf der Erde, und die lächerliche, verkrüppelte Sprache drohe wieder ihren Kopf zu heben, während die schöne hebräische Sprache nur fallen und fallen und sich nicht mehr lange halten könne. Wessely beruhigt ihn darauf, daß es noch einen großen Gelehrten auf der Erde gäbe, der den Untergang der hebräischen Sprache bestimmt nicht zulassen werde, und das sei Reb Mendel Satanower. Euchel bricht in spöttisches Lachen aus, und äußert sich über Lefin wie über einen Verlorenen, der für eine solche große Aufgabe unwürdig ist. Auf die Frage Wesselys, ob Lefins Bildung und Weisheit ihn dazu unfähig machen würden, erklärt Euchel weiter, jener sei ein ganz anderer Mensch geworden, ein Wilder, er trage eine neue Thora mit sich herum, stelle sich gegen jeden vernünftigen Einwand und rede die Sprache der Bauern. Wessely bricht in Zorn aus — wie könne man nur so etwas von Lefin behaupten — und kündigt Euchel ein schlechtes Ende an, wenn er bei seiner Aussage über Lefin bleibe. Euchel geht weinend davon, Wessely erzählt das ganze Gespräch Mendelssohn, der auch nicht imstande ist, die Geschichte über Lefin zu glauben.

Da kommen Joel Brill und Ben-Ze'ev mit einem Buch in der Hand hinzu. Als sie erfahren, daß sich Mendelssohn und Wessely über Euchels Worte empören, klärt auch Ben-Ze'ev Mendelssohn über den „farnarten“ Zustand von Mendel Satanower auf, der schon längst nicht mehr jener sei, für den man ihn halte. Nachdem Mendelssohn das Buch bei Ben-Ze'ev erblickt hat, fragt er ihn, was das für ein Werk sei. Die Antwort von Ben-Ze'ev drückt die Meinung von Feder authentisch aus, deshalb wird sie hier in deutscher Übersetzung zitiert:

— Auf den ersten Blick scheint es eine deutsche Übersetzung der Sprichwörter zu sein, aber in der Wahrheit ist es kein Deutsch, sondern nur eine Art Kauderwelsch, irgendeine Mischung von allen Sprachen der Welt. Es hat sich ein Jüdlein gefunden, das gewagt hat, uns zu verschmähen und solch ein lächerliches Buch zu verfassen.

Erst nach wiederholten Fragen von Mendelssohn nach dem Urheber des Werkes wagt Ben-Ze'ev einzugestehen, daß es Mendel Satanower sei. Mendelssohn läßt sich gleich paar Zeilen aus dem Buch vorlesen, um sich der Wahrheit zu vergewissern. Wegen der Übersetzung gerät er außer sich, er ruft sogleich die ganze Gesellschaft von Denkern und Schreibern zusammen und liest auch ihnen etliche Stellen aus den Sprüchen in Satanowers Übersetzung vor, worauf er sie nach ihrer Meinung fragt. Alle stehen sprachlos da, zucken nur mit den Schultern, aber keiner kann erraten, was für eine Sprache das sei. Wessely bittet Euchel um Entschuldigung, daß er ihn vorhin so beleidigt hatte und bekräftigt das Urteil, daß die Übersetzung verbrannt und zerstreut werden müsse.

Nachdem Feder mit dem Pamphlet fertig geworden war, wollte er es veröffentlichen. Gerade rechtzeitig erfuhren die Freunde Lefins davon, die

Maskilim von Brody, und wollten es mit allen Mitteln verhindern. Einer von ihnen, Jakob Samuel Byk, fühlte sich verpflichtet, seinen Meister zu verteidigen und schrieb einen Brief an Tobias Feder. Byk war Sohn einer vornehmen Brodyer Familie und durchlief eine eigenartige Laufbahn. Er schloß sich unter Lefins Einfluß ziemlich früh der Haskalah-Bewegung an und dachte sein Lebensziel unter den Maskilim gefunden zu haben. Bald kam aber Enttäuschung in ihm auf und all das, was die Maskilim von Einheit und Brüderlichkeit verkündeten, kam ihm als leere Phrase vor. Er fühlte sich unter ihnen vereinsamt, und mußte entdecken, daß die Lehre der Haskalah ihn allmählich auch dem Judentum selbst zu entfremden drohte. Er liebte sein jüdisches Volk inbrünstig, und folglich war die Idee, diesem jüdischen Volk fremdes Kulturgut zu vermitteln, für ihn nicht zu akzeptieren. Er war eine starke Persönlichkeit, baute sich eine eigene Gedankenwelt, die er aber nie verwirklichen und ausleben konnte. Unter dem Druck der damaligen reaktionären Verhältnisse in Europa und besonders in der Monarchie, sah der demokratisch gesinnte Byk für die Massen keinen Ausweg aus ihren bitteren Lebensverhältnissen und gelangte so zu einem tiefen gesellschaftlichen Pessimismus. Auch das war ein Grund seiner Entfremdung von den Grundpositionen der Haskalah: er dachte, daß er damit ein Friedensstifter zwischen Maskilim und Chasidim werden könnte.

Zur Zeit des Streites zwischen Lefin und Feder stand er noch mit beiden Füßen im Lager der Maskilim. In seinem Brief an Feder verteidigte er die Person Lefins und versuchte zugleich die jiddische Sprache zu rechtfertigen. Er schrieb manchmal in ähnlichem Ton wie Feder:²⁸

Wegen der Übersetzung der Sprichwörter sollst du dich nicht verdrießen und kwitschen wie Vögel, und heulen wie Tiere. Erinnere dich nur, Freund! Wie haben unsere Väter und Großväter gesprochen, jiddisch haben sie gesprochen seit 400 Jahren. Auf jiddisch haben geredet, gedacht und gepredigt unsere Gelehrten, Baal habách, Remo, Smah und Schách, in dieser Sprache hat der Vilnaer Gaon geredet. Der Gelehrte Fabro, in sein Buch über der Geographie (Halle, 1815) zählt die Sprache unter den Töchtern der deutschen Sprache auf. Und wenn die ältere deutsche Sprache dir so lieb ist, warum empörst du dich nicht über die Übersetzung von der Bibel von früheren Meistern, wie z. B. Zene Urenne und dergleichen [...] (die in ihren Zeiten und ihren Gemeinden sehr nützlich waren). [...] In Wien erscheint auch jetzt noch jede Woche eine Zeitung in der Sprache, die von den Bauern und dem gemeinen Volk von Österreich gesprochen wird. Wenn das im Falle eines Volkes geschehen kann, das so nahe zur Residenz lebt und dessen Gesetze auf rein deutsch geschrieben wurden, in der Sprache, in welcher auch ihr Kaiser und ihre großen Männer reden, wenn die Gelehrten sich Mühe geben über die Sprache des Volkes ihre klugen Gedanken und moralischen Werte zu vermitteln, damit das Volk diese weitererzählen und in ihr Gedächtnis einprägen kann, um so mehr, ja um so mehr gilt das für die Juden, die in die Ukraine verschlagen sind, und nicht in den Büchern von anderen Ländern in anderen Sprachen lesen können. Warum sollten dann die Bauern, die Arbeiter und das einfache Volk die Weisheiten der großen Männer nicht in ihrer eigenen Sprache lesen und verstehen können?

Im weiteren versucht Byk wirklich alles in sein Kampffarsenal mit hineinzu-nehmen, er zieht sogar — wenn auch philologisch nicht ganz korrekt — die Sprachgeschichte heran:

Nun, das Französische und Englische sind auch Mischungen aus dem Deutschen, Gallischen, Lateinischen und Griechischen, nur durch die Bemühungen der weisen Männer in jeder Generation, schon seit dem Jahr 300, wurden sie verfeinert und obzwar sie auch heute noch die Merkmale der Gemischtheit tragen, bringen sie die erhabensten und schönsten Gedichte hervor. Erst vor hundert Jahren ist selbst die deutsche Sprache sehr niedrig gestanden. Vor achtzig Jahren ist die russische Sprache nur eine Bauernsprache gewesen. Selbst die alten Sprachen wie Griechisch und Römisch waren bei ihrer Geburt gemeine Sprachen, bis ihre Weisen gekommen sind und sie erklärt und gereinigt haben, ihre Worte nach Regeln der Grammatik eingeteilt haben, bis sie ihre Vollkommenheit erreicht haben, die wir heute so bewundern. Das einfache Volk schafft sich in jeder Nation eine Sprache, und am Anfang gibt es überhaupt keinen Unterschied in der Feinheit zwischen einer und der anderen Sprache, nur in einer Sprache gibt es mehr Buchstaben für die Zeichen da, die man ausspricht, wie zum Beispiel die Sprachen in den nördlichen Ländern, in den anderen Sprachen dagegen gibt es mehr Zeichen für wenigere Buchstaben, wie zum Beispiel in den südlichen Ländern. Aber alle sind am Anfang stolperig, haben keine Schönheit und Form. Erst die Philosophen machen aus diesem Stoff ein teures Instrument, ein wertvolles Bild. Mit einem Wort, du hast nicht recht getan, Freund! Es wird dir keine Ehre bringen, wenn du dein Werk veröffentlichst. Schick lieber einen Brief an Herrn Mendel Satanower hinüber, und bitte ihn um Entschuldigung, daß du ihn beleidigt hast. Das ist der Rat, den dein Freund dir gibt, der dir immer Gutes wünscht: Jakob Samuel Byk.

Soweit der Brief von Byk an Feder. Er ist eine Zusammenfassung aller Meinungen und der gegenseitigen Standpunkte beider Parteien. Seine Argumentation, seine Ausführungen über die Entwicklung der Sprachen scheinen manchmal oberflächlich oder gar dilettantisch zu sein, den Entwicklungsgang von der nationalen Sprache zur Literatursprache hat er aber richtig erkannt. Was ihn aber in diesen Kampf führte, war die reine Liebe zum Jiddischen, zum jüdischen Volkstum, zur Jüdischkeit im allgemeinen. Für ihn war die jiddische Sprache nur deshalb heilig und existenzberechtigt, weil sie von Juden gesprochen wurde. Wenn er auch nicht mit allen Ansichten der Maskilim einverstanden war, so nahm er das Jiddische mehr seiner eigenen Ansichten wegen in Schutz. Daß dabei die Begeisterung für die Sache und die Emotionen über die wissenschaftlichen Kenntnisse wuchsen, muß man ihm verzeihen. Für die Maskilim von Brody und für Lefin selbst war es viel wichtiger, daß er mit seinem Brief sein Ziel erreichte. Feder bereute seinen leichtsinnigen Schritt offen, bat Lefin um Verzeihung, indem er seine Bedeutung als Führer der Haskalah-Bewegung in Galizien voll anerkannte. Es war aber typisch für seinen zwiespältigen Charakter, daß er die Rückerstattung seiner Kosten bei der Druckerei von dem Brodyer Maskilimkreis verlangte, um seine Schulden daselbst ausgleichen zu können. Schließlich legten die Brodyer die verlangte

Vergütung — 100 Rubel — zusammen, schickten diese Feder zu, und verhinderten damit das Erscheinen des Pamphlets in der letzten Minute. Der Streit war damit für beide Seiten erledigt und Lefin wurde vorerst in Ruhe gelassen. Das Werk wurde erst nach vielen Jahren, als beide schon tot waren, im Jahre 1853 in Lemberg von einem zu seiner Zeit bekannten Maskil namens Abraham-Mendel Mohr herausgegeben. Das Merkwürdige dabei ist, daß gerade Abraham-Mendel Mohr, der das Pamphlet gegen das Jiddische veröffentlichte, selbst ein bedeutender Verteidiger und begeisterter Anhänger der jiddischen Sprache war.

Das Pamphlet von Feder und die Reaktionen der Brodyer Maskilim lassen uns die gegenseitigen Standpunkte innerhalb des Lagers der Maskilim in Galizien deutlich erkennen. Beide Parteien hielten sich selbst für die einzig wahren Hüter und Verbreiter der Mendelssohnschen Aufklärungs-Ideen, der Kampf spitzte sich schließlich in eine Mendelssohn contra Mendelssohn-Affäre. Die Bibelübersetzung Lefins entstand ja nach dem Muster der Mendelssohnschen Übersetzung. Die Grundmotive und Ziele waren die gleichen, wenn auch der Weg dazu völlig verschieden war: die deutsche Übersetzung Mendelssohns sollte die deutsch-jüdische Gemeinsprache ausmerzen und durch die Einführung der deutschen Sprache den Anspruch der deutschen Juden auf eine europäische Bildung bekräftigen. Die Idee der deutschen Übersetzung, die Ausführung in hebräischen Lettern war sowohl damals, wie auch mit heutigen Augen ein aufsehenerregendes Ereignis, ein Meilenstein in der jüdischen Kulturgeschichte und in der Geschichte der Assimilation deutscher Juden. Lefin benutzte zur Vermittlung zwischen europäischem Bildungsstand und ostjüdischem Judentum die jiddische Sprache. Die Hinwendung zur Staatssprache Deutsch in Deutschland und zur jiddischen Sprache in Galizien war an beiden Schauplätzen der Auseinandersetzung unverzeihbar. Der Druck in hebräischen Buchstaben war ebenso ein Übergang und ein Katalysator zwischen deutscher Kultur und Judentum, wie die jiddische Sprache von Lefins Übersetzung auf dem Weg zur europäischen Aufklärung. Beide Leistungen hatten die Funktion, das Interesse der Juden für höhere Bildung und Kultur zu erwecken: insofern verstanden sich beide als Übergangserscheinungen. Das Ergebnis des Kampfes in Galizien war eine prinzipielle Klärung des Verhältnisses zur Volkssprache. Im Verlauf des Streites ist zum ersten Mal deutlich und klar die Notwendigkeit und Berechtigung von Jiddisch als nationaler Literatursprache ausgesprochen worden.

Zum ersten Mal erscheint die Gestalt Mendelssohns direkt in einem literarischen Werk eines ostjüdischen Autors. Feder wollte seiner Aussage auch damit Nachdruck verleihen, daß er die persönliche Anwesenheit des Vaters der Aufklärung heranzog. Durch seine fast abgöttische Verehrung wird Mendelssohn als die verkörperlichte Unfehlbarkeit in die Mitte gestellt. Er ist Richter an der Seite Gottes im Himmel und seine Urteile sind maßgebend,

wobei beide Seiten behaupten, in ihm die Rechtfertigung ihres Standpunktes gefunden zu haben.

Um Lefins reformatorische Vorstellungen vollkommen darstellen zu können, muß seine schon erwähnte französischsprachige Broschüre über die Reformierung des Judentums näher betrachtet werden. In 106 Paragraphen faßt er seinen Reformplan zusammen, indem er auch kurz den Entwicklungsgang der jüdischen Glaubenslehre skizziert. Vor allem im Mystizismus sieht er eine große Gefahr für das polnische Judentum, er verursache die kulturelle Verwilderung der jüdischen Volksmassen in den Ländern Osteuropas. Er stellt die antirationalistische, mystische Bewegung im Osten, den Chassidismus, dem rationalistischen Entwicklungsgang des Judentums unter der Führung von Mendelssohn im Westen gegenüber, indem er die Hauptfeiler der Judenreform in der Erziehungsfrage sieht. Die rationellste Lösung wäre seiner Meinung nach die sofortige Gründung jüdischer Volksschulen mit polnischer Unterrichtssprache in Warschau und anderen Städten, denen der gleiche Status zugestanden werden müsse wie allen anderen Volksschulen der einheimischen Bevölkerung. Nur auf solche Weise könnten die Führer der zukünftigen, neuen Kulturbewegung erzogen werden.

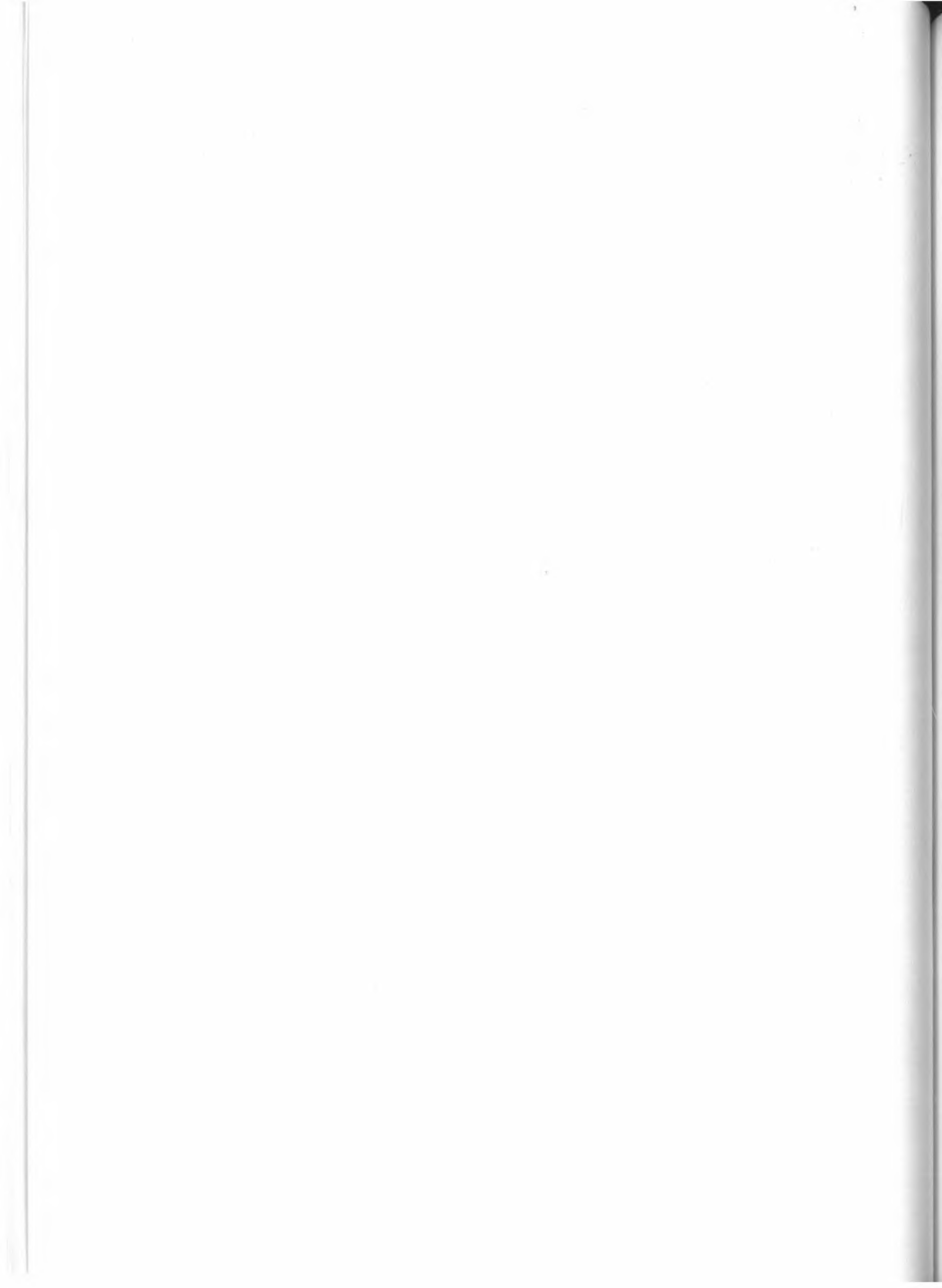
Im wesentlichen will Lefin in seinem Schulprogramm an den religiösen Traditionen, d. h. an Thora und Talmud, festhalten, das Studium der heiligen Schrift soll im Mittelpunkt des Unterrichts bleiben. Die Schüler müssen längere Auszüge aus der Bibel in guter polnischen Übersetzung lesen, um die polnische Sprache besser erlernen zu können. Nur so könne man einen erfolgreichen Kampf gegen die fanatische Sekte der Chassidim führen, zusätzlich gewappnet mit den Waffen der Ironie, der komischen Darstellung der Lebensweise, der Sitten und der Lehre der Frommen. Nur durch solche Kritik könne man die kritische Vernunft der Jugend fördern und den Juden ein vernünftiges polnisches Schrifttum beibringen. Es ist äußerst merkwürdig, daß Lefin in seiner Schulreform die Einführung der polnischen Sprache als Unterrichtssprache und gute polnische Bibelübersetzungen fordert, wobei er zur gleichen Zeit die Bibel ins Jiddische übersetzt. Diese Forderung paßt aber dennoch genau zu seiner Konzeption, daß er sich nämlich die Vermittlung zwischen Judentum und aufgeklärter Kultur durch die Aneignung von Fremdsprachen, vor allem der Staatssprache, vorstellt. Die polnische Sprache als Endziel war allerdings nicht für jeden seiner Nachfolger so selbstverständlich. Einer der wichtigsten Maskilim aus dem Gelehrtenkreis von Lefin baute seine Schule in Tarnopol auf der Basis der deutschen Unterrichtssprache auf, obwohl er im Grunde genommen auch die Schulreform Lefins vor Augen hatte und sie verwirklichen wollte.

An dieser Arbeit konnte Lefin allerdings nicht mehr lange mitwirken, er starb im Jahre 1823 in der Stadt Satanow, und von seinen zukunftsweisenden Initiativen, die Basis für die jiddische Volksliteratur zu legen, ist wenig verwirklicht worden.

Anmerkungen

1. Vgl. Gelber, N. M.: *Mendel Satanower, der Verbreiter der Haskalah in Polen und Galizien*. — In: GRÜNWARD, M. (Hrsg.): *Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde*. Wien 1914.
2. Unter anderen Ettinger, Gottlober, Levinsohn u. a.
3. Mark, YUDEL: *A farglaykh tsvishn fir iberzetsungen fun kokhelet*. — In: *Yidishe shprakh*. Bd. 4, 1/1944. S. 1.
4. Nach anderen Quellen vielleicht im Jahre 1741, vgl. REYZEN, ZALMEN: *Fun Mendelzon biz Mendele*. Warschau o. J., S. 147. Israel Weinles setzt das Geburtsjahr auf 1749. Vgl.: WEINLES, I.: *Mendel Lefin-Satanower*. — In.: *YIVO-Bleter* Bd. 2. Vilne 1931, S. 335.
5. Bedeutender Philosoph aus Kandia (17. Jh.), Schüler von Galileo Galilei.
6. Das heimliche Studium wissenschaftlicher Bücher ist auch sonst ein ständig Wiederkehrendes Motiv allgemein in der jüdischen und besonders in der jiddischen Literatur, am rührendsten wird es vielleicht in der Lebensgeschichte von Salomon Maimon, sowie in den Ghettoesgeschichten von Karl Emil Franzos geschildert.
7. Isak Satanower war ebenfalls ein gebürtiger Satanower, der vor Mendel Lefin nach Berlin gelangt und an der Aufklärung teilnimmt.
8. GELBER, N. M.: *Mendel Satanower* siehe Anm. 1. S. 49.
9. WIENER, MEIR: *Tsu der geshikhte fun der yidisher literatur in 19-tn yorhundert*. Moskau 1939, S. 39.
10. Abraham Gottlober veröffentlichte diese Anekdote in seinen Korrespondenzen aus Zitomir, *Hammaggid*, 38-40/1873. Zitiert nach GELBER, N. M.: *Mendel Satanower*. a. a. O. S. 43.
11. GELBER, N. M.: *Mendel Satanower*. a. a. O. S. 44. Seine Quelle waren die Memoiren von LETTERIS, MEIR: *Zikkaron Ba-Sefer*.
12. *Essai d'un plan de reform ayant pour objet declarer la nation juive en Pologne et le redresser par ses moeurs*, 1789. Nach Angaben von Esterreicher, dem größten polnischen Bibliographen soll das Werk in Warschau erschienen sein, ein Exemplar soll in der Kijewer Bibliothek vorhanden sein, N. M. Gelber fand ein Exemplar in der Krakauer Universitätsbibliothek unter der Nr. 16519. Das Werk war auch in Frankreich bekannt, es wird in *Barbier's Dictionnaire des ouvrages anonymes*. Paris 1882, erwähnt.
13. Die *Agada* ist der erzählende und exegetischer Teil des Talmud im Gegensatz zur sog. *Helacha*, dem gesetzlichen Teil.
14. WIENER, MEIR: *Tsu der geshikhte fun der yidisher literatur in 19-tn yorhundert*. *Etyudn un materialn*. Moskau 1939.
15. WEINLES, ISRAEL: *Mendel Lefin Satanower*. a. a. O. S. 344.
16. nach N. M. Gelber ist das Werk 1813 (5573) erschienen.
17. z"l (sprich 'zal'): 'zikhroyne-livro'khe' — ruhe in Frieden, Weinles vermutet, daß Lefin hier an Mendelsohn denkt.
18. Hier kommt eine lange Aufzählung all der Werke, die auf Hebräisch geschrieben wurden und auch erschienen.
19. Zitiert nach WEINLES, ISRAEL: *Mendel Lefin Satanower*. a. a. O. S. 345.
20. ZINBERG: *A History ...* a. a. O. S. 216.
21. Vgl. WIENER, M.: *Tsu der geshikhte fun der yidisher literatur in 19tn yorhundert*. a. a. O. S. 42
22. Nach dem sog. *Mussaf-Gebet* benannter Erzählstil. Das *Mussaf-Gebet* wurde an Stelle der im Tempel dargebrachten Festopfer eingesetzt.
23. „mit voller Inbrunst seiner aufgeklärten Seele“, s. REYZEN, ZALMEN: *FUN MENDELZON BIZ MENDELE*. a. a. O. S. 150.
24. „ein verschimmelter Erbe der Vergangenheit und eine Sklavenlatte auf unseren jüdischen Schultern“, zitiert nach REYZEN, ZALMEN: *Fun Mendelzon ...* a. a. O. S. 150.

25. Etwa wie „Stimme der Zerschlagenen“.
26. REYZEN, ZALMEN, ebenda.
27. zitiert nach REYZEN, ZALMEN, a. a. O. S. 151.
28. Der Brief wurde zuerst in *Kerem Chemed*, Bd. I, S. 98 auf hebräisch abgedruckt, dann in jiddischer Übersetzung in *Kol Mevasser*, 24/1863, die hier angeführte deutsche Übersetzung beruht auf dem jiddischen Text bei REYZEN, ZALMEN, a. a. O. S. 154.



Enikő Rabl (Budapest)

Großstadt Wahrnehmung. Paris in der Darstellung von Rainer Maria Rilke und Walter Benjamin

Plötzlich veränderte Erfahrungsbedingungen bewirken die Vernichtung alter Denkmuster und die Ausbildung neuer Wahrnehmungsweisen, die die veränderte Welt einzufangen vermögen. In der Neuzeit bedeutete die explosionsartige Herausbildung der modernen Großstädte die entscheidende Veränderung für die Struktur der Erfahrung. Viele Künstler der Zeit setzten sich mit dem unfaßbaren Phänomen der Großstadt und den neu entstandenen Lebensformen städtischen Daseins auf verschiedenste Art und Weise auseinander. Bilder, Filme, Gedichte hatten die Großstadt zum Gegenstand und mehr als 100 Werke der Literatur dieses Jahrhunderts registrierte A. Freisfeld¹ als Großstadttroman. Bei dieser Bezeichnung handelt es sich jedoch um keinen fest umrissenen Typus — gemeint sind Romane, in denen die Stadt mehr ist als Schauplatz, mehr als eine gesellschaftliche Macht neben anderen, die auf die Personen einwirken; sie zielen auf die Stadt selber, handeln nicht nur davon: ihr Aufbau, ihr Stil, ihre Sicht sind — jeweils anders — davon geprägt.²

Die Darstellung der Großstadt wirft zahlreiche Fragen auf. Fast immer steht für Liebe oder Haß zur Stadt an sich eine bestimmte Stadt Modell, denn die „Stadt an sich“ gibt es natürlich genauso wenig wie den „Menschen an sich“. Gleichzeitig ist das Wort „Stadt“ selbst zu einem Sammelbegriff geworden für Unüberschaubarkeit, Hektik, Masse, Lärm, Schmutz, Übervölkerung, Kommerz, Entfremdung, Entwurzelung, Anonymität, Zersplitterung, Chaos, Prostitution und Verbrechen, Ersatzbefriedigung, Mechanisierung, Mode, kurzum alles Perversionen eines unterstellten gesunden Naturzustandes: einfach, stabil, sauber, gesund, überschaubar, eben die befriedete Natur.³ Dabei ist die Stadt doch eigentlich selbst schon zur Natur geworden — so ist z. B. bei Simmel (*Die Großstädte und das Geistesleben*) die Moderne insgesamt Großstadt, auch dort, wo sie Land ist, denn die Stadt besteht aus der Gesamtheit der über ihre Unmittelbarkeit hinausreichenden Wirkungen, sie hat keine physischen Grenzen.

In meiner Diplomarbeit unternahm ich den Versuch einer Zusammenfassung der wichtigsten Fragen, die im Zusammenhang stehen mit der Herausbildung jenes neuen Selbstverständnisses, welches die Lebensformen der Stadt von dem Individuum abverlangen. Diese Fragen wurden anhand einiger Werke untersucht. Ausgehend davon, daß unter den großen Städten in Europa

Paris die erste war, die ein Bewußtsein von sich selbst gewonnen hat und lange Zeit als einflußreichste der Städte, als „capitale du siècle“ galt, wählte ich als Gegenstand meiner Untersuchungen Werke, die unter ihrem Einfluß entstanden sind: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* von Rainer Maria Rilke und Schriften aus *Paris, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts*, dem unvollendeten „Passagenwerk“ von Walter Benjamin, die aber lediglich im Zusammenhang mit der Problematik der Großstadt untersucht wurden.

An diesen zeitlich und auch in sonstiger Hinsicht weit auseinanderliegenden Werken versuchte ich nachzuweisen, daß die literarische Stadtbewältigung verschiedenster Autoren mit ähnlichen, bis heute noch nicht gelösten Problemen kämpft und keinem der beiden oben genannten Autoren der unternommene Versuch, die Stadt in ihrer Totalität und als Totalität einzufangen, wirklich gelingt, und letztendlich dieser Versuch in der Unmöglichkeit mündet, ein Werk überhaupt zu vollbringen. Denn die Verlusterfahrung, von dem in Verbindung mit dem städtischen Dasein immer wieder die Rede ist, taucht in der Literatur mehrfach auf: zum einen als Verlust vollendeter Subjektivität (Maltes Versuche, sich als Individuum zu behaupten, durch die oberflächliche Realität als Schein entlarvt, korrespondieren mit der Zertrümmerung der Aura im Schockerlebnis des einsamen Flaneurs Benjamin), zum anderen als Verlust eines linearen Erzählverlaufs ohne Sinnzusammenhang. Benjamin bleibt auf die Rolle des Sammlers beschränkt, ohne die aus ihrem Zusammenhang gerissenen Dinge in eine neue Ordnung einfügen zu können — Rilkes Roman, der keineswegs in die konventionelle Gattungstypologie eingliederbar ist und damit einen Wendepunkt markiert, bleibt ohne wirkliche Perspektive, ohne festen Standpunkt, von dem aus die Pariser Wirklichkeit zu meistern wäre.⁴

Beider Ziel war es, zum „Eigentlichen“ der Stadt vorzustoßen, wobei sie beide neue Wahrnehmungsweisen zu entwickeln suchen. Rilke versucht dies durch ein intensives Sehen zu lösen, das „Sehenlernen“, die Offenlegung des Vorgangs des Sehens wird bei ihm neben dem Inhalt der Geschichte zu einem zweiten „Gegenstand“ des Romans. Durch das Sehen gelangt man zur Aneignung, zur Anerkennung der fremd gewordenen Welt als innere Wirklichkeit, indem man die objektive Realität durch die Auflösung in Bilder ins Innere verwandelt. So können innere und äußere Realität zusammenfallen und das problematisch gewordene Verhältnis zwischen Ich und Umwelt überwunden werden. So der Gedanke Rilkes, der aber an der erfahrenen Realität aus mehreren Gründen zu scheitern scheint. Benjamin versucht ebenfalls durch die Kontemplation während endloser Spaziergänge durch die Straßen des „modernen Irrgartens“ die Stadt einzufangen, aber er geht über das Sehen hinaus und will mit Hilfe der Passagen das Durchspüren von Strukturen erlangen. Passagen sind für ihn ein möglicher Eingang in dieses „höllische Labyrinth“, die durch ihren „Schwellencharakter“ noch etwas „auratisches“ bewahrt haben: es sind Schwellenorte, an denen Drinnen und Draußen, Traum und Wachen,

Vergangenheit und Moderne ineinander übergehen.⁵ Auch er ist auf der Suche nach den verborgenen Nuancen des noch bestehenden Besonderen und versucht eine Verbindung herzustellen zwischen dem Individuum und dem gegenwärtig Wahrgenommenem.

Auch die Herstellung eines Textes beruht im Grunde auf dem gleichen Verfahren: in beiden Fällen läuft der Erzähler durch die Straßen ohne rechtes Ziel und notiert seine Eindrücke, seine Erlebnisse, seine Erinnerungen hervorgerufen durch das Gesehene — die Stadt wird sozusagen wie ein Buch gelesen und schließlich entsteht ein Text, das etwas von der Struktur der Stadt hat: diesem Chaos, das sich jedoch als eine höhere Ordnung ausweisen kann. Zerstreuung des Textes in kleinste Materialsplinter und Gedankenbruchstücke ist für beide charakteristisch. Genauso wie die Stadt selbst, haben auch die so entstandenen Texte in ihrer Bruchstückhaftigkeit unendlich viele Leseweisen.

Beide Autoren sind entscheidend von Baudelaire, dem Begründer der modernen Großstadtlyrik beeinflusst worden, aber in der Literaturgeschichte der modernen Großstadt geht Rilke zum ersten Mal über Baudelaire's Sinnbild des Flaneurs hinaus, der sich noch problemlos die ihn umgebende Welt zum künstlichen Paradies umstilisieren konnte. Rilkes Malte dagegen ist Ausdruck des Verlustes dieser Genußfähigkeit, sein angsterfülltes Irren ist vielmehr ein existentielles Problem geworden.

Es wäre eventuell von Interesse, diese Untersuchungen auszuweiten auf Werke der darauffolgenden Literatur und nachzuforschen, inwieweit die in meiner Arbeit erörterten Probleme fortbestehen, das Repertoire der Motive beibehalten wird und welche Veränderungen die literarische Darstellung der Großstadt Wahrnehmung erfährt.

Anmerkungen

1. FREISFELD, ANDREAS: *Das Leiden an der Stadt. Spuren der Verstädterung in deutschen Romanen des 20. Jahrhunderts.* — In: *Kölner Germanistische Studien*, Bd. 17. Köln – Wien: Böhlau Verlag 1982.
2. KLOTZ, VOLKER: *Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin.* München: Carl Hanser Verlag 1969, S. 10.
3. SCHERPE, KLAUS R. (Hrsg.): *Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt's Enzyklopädie, rororo 1988, S. 280.
4. SEIFERT, WALTER: *Das epische Werk Rainer Maria Rilkes.* Bonn: H. Bouvier u. Co. Verlag 1969, S. 91.
5. BOLZ, NORBERT – WITTE, BERND (Hrsg.): *Passagen. Benjamins Urgeschichte des 19. Jahrhunderts.* München: Wilhelm Fink Verlag 1984, S. 10.



Uta Gent (Veszprém)

Propositionale Untersuchung zu drei Fassungen eines Märchens

Vorbemerkungen:

Der vorliegende Beitrag ist ein Teil einer umfangreicheren wissenschaftlichen Arbeit, deren Zielsetzung darin besteht, ausgewählte Adaptionen von Volksmärchen, angefangen bei den Grimmschen Märchen bis hin zu Märchenadaptionen der Gegenwart, auf der stilistischen Ebene zu untersuchen. Die genannte wissenschaftliche Arbeit ist ein Versuch, die wichtigsten Forschungsbereiche, die sich bisher nahezu getrennt mit den Märchen befaßt haben (Stilistik, Textlinguistik, Literaturwissenschaft, Märchenforschung und gegebenenfalls die Psychologie), miteinander zu verquicken. Die Analyse dient der Erforschung der sprachlichen Grundlage der für den heutigen Rezipienten relevanten Wirkungspotenzen und Wirkungsweisen von Märchen der verschiedenen Entstehungszeiten.

Am Beispiel eines Teilkorpus, an drei Fassungen des Rabenmärchens, wird im weiteren die Verfahrensweise auf der propositionalen Ebene vorgestellt.

1. Die Entstehungsgeschichte des Grimmschen Märchens *Die Sieben Raben*

Die Rabengeschichte steht nicht isoliert. Sie ist lediglich eine unter zahlreichen ähnlichen Märchenerzählungen, in denen die Heldin ihre Brüder sucht und erlöst.

Das älteste nachweisbare Motiv dieser Art ist das Schwanenmotiv, welches sich bereits bei dem Mönch Johannes Alta Silva findet. Im Mittelpunkt seines an wunderbaren Begebenheiten reichen mittelalterlichen Romans steht der Zwiespalt eines jungen Mannes, der zwischen einer herrschsüchtigen bösen Mutter und einer schönen jungen Frau von rätselhafter Herkunft wählen muß.

Die nach dem heutigen Stand der Forschungen älteste literarische Fassung dieses Märchenmotivs, die allerdings von sieben Tauben erzählt und in einen anderen Märchentyp übergeht, steht bei dem Neapolitaner Giambattista Basile in *Li sette palommielle*.

Das Schwanenmotiv ist bis heute parallel zu den Rabenmärchen erhalten geblieben. Neben der Grimmschen Fassung, *Die sechs Schwäne* (KHM 49),¹ wurden u. a. eine Fassung von Ludwig Bechstein *Die sieben Schwänen*² und eine Version von Hans Christian Andersen *Die wilden Schwäne*³ bewahrt.

Die beiden Rabenmärchen *Die zwölf Brüder* (KHM 9)⁴ und *Die drei Raben* (Oelenburger Handschrift⁵) waren den Brüdern Grimm schon lange vor dem Schwanenmärchen bekannt. Schon 1810 sandten die Grimms die Urfassung der Rabenmärchen mit dem Titel *Die drei Raben* als Nummer 40 der Oelenburger Handschrift an Clemens Brentano. Zu dieser Erstfassung existieren zwei Herkunftsangaben der Brüder Grimm selbst, zum einen wird auf die mündliche Überlieferung einer Familie Hassenpflug aus der Maingegend verwiesen, und zum anderen darauf, daß es sich um eine Erzählung aus dem Hanauischen handele.⁶

1812 wurde das Märchen zwar unter dem Titel *Die drei Raben* aber mit einigen Veränderungen auf der syntaktischen und der lexikalischen Ebene veröffentlicht. Bis zur Herausgabe der zweiten Auflage 1819 arbeiteten die Brüder Grimm fast den gesamten ersten Band noch einmal um. So tilgten sie z. B. auch in dem hier genannten Märchen sorgfältig jeden nach ihrer Auffassung für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck, denn sie wollten, daß „die Poesie selbst, ... wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es als Erziehungsbuch diene“.⁷ Diesmal änderten die Grimms die Rabenfassung nicht nur auf der sprachlichen, sondern auch auf der inhaltlichen Ebene. Aus den drei Raben wurden sieben, und das Märchen bekam einen neuen Anfang, der aus einer Wiener Erzählung entlehnt wurde.

Seit 1819 wurde an diesem Grimmschen Märchen nichts mehr verändert. Bis heute erscheint es in allen Nachauflagen so, wie es in der Zweitaufgabe der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen unter Nummer 25 veröffentlicht wurde.

2. Kompositorischer Vergleich

Drei Fassungen der Rabengeschichte sollen im weiteren untersucht werden: erstens die Endfassung der Brüder Grimm,⁸ geschrieben Anfang des 19. Jahrhunderts, im weiteren bezeichnet als Märchen A, zweitens eine Fassung von Ludwig Bechstein,⁹ erschienen Mitte des 19. Jahrhunderts, im weiteren Märchen B und drittens eine Fassung von Janosch,¹⁰ erschienen 1974, im weiteren Märchen C.

Obwohl es sich um relativ ähnliche Fassungen handelt, können die inhaltlichen Gemeinsamkeiten der drei Fassungen erst nach starker Abstraktion dargestellt werden. Hier eine Möglichkeit:

- Aufgrund eines Fehlverhaltens werden die Brüder von Mutter oder Vater verflucht und in Raben verwandelt.
- Die Schwester empfindet die Mangelsituation und macht sich auf die Suche mit dem Ziel, die Brüder zu erlösen.
- Die Schwester findet ihre Rabenbrüder nach langem, beschwerlichem Suchen, und die Brüder werden erlöst.

Dieses Grundgerüst wurde vom jeweiligen Erzähler durch verschiedene Requisiten, Motive, Funktionen und Handlungskreise der Figuren sowie Märchenelemente der Verdreifachung¹¹ erweitert.

Im weiteren sollen nun die fünf wichtigsten Handlungsabschnitte der drei Märchen verglichen werden.

2.1. Die Ausgangssituationen

In allen drei Fassungen wird zuerst ein Elternteil (oder beide) eingeführt und diesem die Kinder zugeordnet, in Märchen A und B jedoch zunächst nur die Söhne. Die Tochter und spätere Heldin wird gerade erwartet und geboren. Durch diese Herausstellung der Tochter wird der Blick des Rezipienten sofort auf diese Figur gelenkt. Im Märchen A bleibt das Mädchen konsequent im Zentrum aller Handlungen (wegen ihr bekommen die Brüder den Auftrag zur Quelle zu eilen und Wasser zu schöpfen) und kann somit, sogar unbewußt und ungewollt, Anlaß zum Aussprechen des Fluchs werden (aus Angst um sie, spricht der Vater den Fluch aus).

Die Fassung B beginnt zwar sehr ähnlich, deutet aber eine andere Schwerpunktsetzung an, indem gleich nach einem Einleitungssatz, in welchem die in der Realität kaum mögliche gleichzeitige Geburt und das Überleben von sieben Kindern, noch dazu geboren von einer alten Frau, hervorgehoben wird. Nach der bloßen Nennung der Geburt der Tochter geht Bechstein sehr ausführlich (und somit märchenuntypisch) auf das Familienleben ein.

Im Märchen C sind die Söhne und die Tochter gegeben, sie werden ebenfalls der Mutter zugeordnet, über die Mutter eingeführt. Während die Tochter im Märchen A weiter im Mittelpunkt der Aktivitäten bleibt, wird die Aufmerksamkeit des Lesers / Hörers im Märchen C ausschließlich auf die bösen Brüder gelenkt, dies wird bis über die Schilderung der Ausgangssituation hinaus beibehalten.

Konstant in den Ausgangssituationen aller drei Märchen ist also lediglich die Belegung mit den gleichen Figuren: mindestens ein Elternteil, mehrere Brüder (Söhne) und eine Schwester (Tochter).

2.2. Der Fluchimpuls

Aus der jeweiligen Ausgangssituation ergeben sich die Gründe für das Aussprechen des Fluches. In allen drei Fassungen geht dem Fluch ein Fehlverhalten der Söhne voraus.

Bei den Grimms besteht es darin, daß den sieben Brüdern der Krug beim Schöpfen in den Brunnen fällt und zerbricht. Der Vater mißdeutet das lange Ausbleiben der Söhne und spricht aus Angst, die Tochter müsse ungetauft sterben, die Verwünschung aus.

In der Bechsteinfassung veranlassen die Mutter zwei Gründe zum Fluch. Zum einen die sich ständig vergrößernde Not der Witwe mit acht Kindern und

zum anderen die Entwicklung der Knaben zu unartigen, wilden und bösen Söhnen.

Der letztgenannte Grund ist in ähnlicher Form auch bei Janosch die Ursache für den Fluch. Hinzu kommt eine Zuspitzung des Problems; die Mutter überrascht ihre Söhne bei einem Vergehen. So verwünscht sie ihre Söhne aus einem Affekt heraus, was ihr anschließend leid tut, aber zunächst nicht zurückzunehmen ist.

2.3. Motivation zum Aufbruch der Schwester und Vorbereitung der Suchaktion

Aus den verschiedenen Ursachen für die Verwünschung ergeben sich jeweils andere Möglichkeiten für die Motivation der Heldin zum Aufbruch, für den Verlauf der Befreiungs- bzw. Erlösungsaktion und für das Ende des Märchens.

Die Motivation der Schwester zum Aufbruch erfolgt in Märchen A aufgrund ihres schlechten Gewissens gegenüber den Brüdern, in Märchen B aus Sehnsucht nach den Brüdern und mit der Absicht, sie zu läutern und in Märchen C aus Mitleid mit den Brüdern.

In allen drei Märchen wird die Suchaktion geplant und vorbereitet — wenn auch in unterschiedlichem Umfang. Im Märchen A rüstet sich das Mädchen mit einem „Ringlein zum Andenken, einem Laib Brot für den Hunger, einem Krüglein Wasser für den Durst und einem Stühlchen für die Müdigkeit“ selbst aus. Auch im Märchen C bestimmt das Mädchen selbst, was es mitnehmen will. Es handelt sich hierbei jedoch nur um ein „Stühlchen“ zum Ausruhen. Demgegenüber bekommt das Mädchen im Märchen B von der Mutter ein goldenes „Ringlein, das sie schon als kleines Kind am Finger getragen, wie die Brüder in Raben verwandelt wurden“¹² als Erkennungszeichen mit.

2.4. Suchaktion und Erlösung der Brüder

Das Märchen B wird geradlinig zu Ende geführt. Die Schwester findet ohne Hilfe die neue Wohnstätte der Brüder, wird zum Selbsthelfer, indem sie sich die Flügel und Füße einer Gans annäht und trifft schließlich die Brüder schon gebessert durch ihr Leben als Raben an. Die Geschwister machen sich gemeinsam auf den Heimweg. Doch erst das Verzeihen der Mutter bewirkt die Rückverwandlung der Raben.

Sehr ähnlich verläuft der Such- und Erlösungsvorgang im Märchen A. Nur wenige Märchenelemente werden in den Verlauf der Handlung zusätzlich einbezogen, so z. B. die personifizierte Gestirne Sonne, Mond und Sterne. Erst von den Sternen bekommt das Mädchen Hilfe, nämlich die Information, wo sich die Brüder befinden und das „Hinkelbeinchen“, mit dem die Schwester die Behausung der Rabenbrüder, den Glasberg öffnen kann. Doch auf der langen Wanderung verliert das Mädchen das Geschenk der Sterne und muß

ebenfalls zum Selbsthelfer werden und sich „ein kleines Fingerchen“ abschneiden, um das Tor im Glasberg aufschließen zu können und die Brüder zu finden. In der Behausung der Raben begegnet die Schwester einem Zwerg, der der Diener der Raben ist und ihr die Bestätigung gibt, daß die Raben wirklich hier wohnen und später die Ankunft der Raben ankündigt. Die Rückverwandlung der Raben in Menschen erfolgt noch im Glasberg, da das Vor-die-Brüder-Treten schon genügt.

Der Such- und Erlösungsvorgang im Märchen c erfolgt zwar mit annähernd gleichem Inventar an Figuren und Requisiten wie im Märchen a, sie bekommen aber veränderte Begleit- und Nebenfunktionen. So übernimmt zwar wieder ein Ring die Funktion des Erkennungszeichens, aber diesmal erkennt die Schwester an dem Ring die Brüder (nicht umgekehrt), und der Ring ist weder aus Gold noch von den Eltern mitgegeben, sondern er stammt aus einer Wundertüte und wurde der Schwester von einem Bruder weggenommen. Auf ihrer Wanderung gelangt das Mädchen ebenfalls zu Sonne und Mond. Beide Gestirne werden jedoch nur erwähnt, über ihre Eigenschaften wird nichts ausgesagt. Anders als in den Märchen a und b lief die Schwester auf dem Weg zu den Sternen zunächst am Glasberg vorbei und erfährt erst später von den Sternen, daß sich ihre Brüder dort befinden und wie sie in das Innere (nicht auf den Berg, wie in Märchen b) des Berges gelangen kann. Wieder ist es ein Vogelbein (vgl. Märchen a), das die Schwester von den Sternen bekommt. Doch im Unterschied zu Märchen a erfüllt der Vogelknochen eine dreifache Funktion: durch ihn findet die Schwester die verborgene Tür im Glasberg, sie schließt mit ihm die Tür auf und benötigt ihn noch einmal als Mittel zur Bannung des die Raben bedienenden Zwerges. Dies ist für den weiteren Verlauf der Handlung wichtig, da das Mädchen sich nur so frei im Glasberg bewegen und einen goldenen Löffel einstecken kann. Die Erlösung der Brüder erfolgt nach dem Austausch der „geklauten“ Dinge — Ring gegen Löffel.

Zum Vergleich sei nochmals kurz auf die Rückverwandlungen in den anderen Fassungen verwiesen. Während im Märchen a das Vortreten der Schwester und im Märchen c der Austausch der entwendeten Dinge genügt, kann in Fassung b nur die Mutter, die den Fluch ausgesprochen hat, selbigen auch wieder aufheben, und sie tut es erst, nachdem die Söhne die Mutter um Verzeihung gebeten und gelobt haben, „fortan stets gute Kinder zu sein“.¹³

2.5. Schluß der Märchen

Alle drei Fassungen der Rabengeschichte enden glücklich. Dennoch wird in jeder Fassung ein anderer Glücksanspruch, eine andere Auffassung von Glück formuliert bzw. angedeutet. Das Märchen c beschränkt sich auf das Erlösen der Brüder und läßt den Schluß völlig offen, in der Fassung a folgt dem eine glückliche Heimkehr. Beide Fassungen lassen dem Rezipienten freie Assoziationsmöglichkeiten offen. Anders die Fassung b: nach der Rückverwandlung beschreibt Bechstein noch sehr ausführlich, wie das Leben der nun wieder

vereinten Familie weitergeht. Alle Geschwister gründen eine Familie, bauen ein Haus und kümmern sich um die Mutter. Mit dem Schlußsatz: „So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern und wurde von denselben bis in ihr spätes Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.“,¹⁴ assoziiert Bechstein mit deutlich moral-didaktischem Anstrich seine Idealvorstellungen über ein harmonisches bürgerliches Familienleben.

Der Didaktisierungsversuch Bechsteins und der Gegenwartsanstrich Janoschs, aber auch schon des Bemühens der Grimms, Märchen für Kinder zu schreiben, führen zu inhaltlichen Veränderungen, da im Märchen alle Figuren, Requisiten und Wertungen besonders eng an den Inhalt gebunden sind. Sie werden in der Regel nur dann aufgenommen, wenn sie für den Handlungsverlauf wichtig sind. Das bedeutet, daß durch eine kleine Veränderung z. B. in der Ausgangssituation das Märchen insgesamt verändert werden muß. So gesehen hat Bechstein das konsequent zu Ende geführt, was er angefangen hat. Die Ergänzungen von Janosch sind unter inhaltlichem Aspekt weniger folgenswer. Aber sie verstoßen als zusätzliche Information gegen das Prinzip der knappen und ausschließlich auf die Handlung orientierten Erzählweise des Märchens und/oder können Dissonanzen hervorrufen.

3. Die Funktionen der handelnden Personen

Unter einer handelnden Person wird in der Märchenforschung jede Figur verstanden, die selbst aktiv in das Geschehen eingreift. Sonne und Mond in den Märchen **A** und **C** wie auch die Gans in Märchen **B** sind keine handelnden Personen und können somit auch keine Funktion im Proppschen Sinne erfüllen: „Eine Funktion ist eine Aktion der handelnden Person, die unter dem Aspekt der Bedeutung für den Gang der Handlung definiert ist.“¹⁵ Die Funktionen sind die konstanten und unveränderten Elemente des Märchens, unabhängig davon, von wem und wie sie ausgeführt werden. Sie bilden damit einen wesentlichen Bestandteil des Märchens. Die Zahl der Funktionen für die Märchen insgesamt ist begrenzt.¹⁶

Die handelnden Figuren der Rabenmärchen enthalten, wie im weiteren bewiesen werden soll, neben gleichen auch unterschiedliche Funktionen. Dies ist der beigefügten Übersicht zu entnehmen, die ebenfalls auf der Grundlage von Propp entstand. Sein Ansatz¹⁷ wurde mit dem Ziel einer neuen, differenzierteren Einteilung der Symbolik zur genaueren Darstellung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten innerhalb eines Märchens in drei Fassungen bearbeitet und erweitert. Wesentliche Vorteile dieser Übersicht sind, daß die Gemeinsamkeiten aufgrund der Zuordnung von gleichen Symbolen zu gleichen Motiven und der direkten Gegenüberstellung der drei Fassungen übersichtlich angeordnet werden können und somit schnell und unproblematisch zu erkennen sind. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß der Vergleich sich nicht allein auf inhaltliche (und propositionale) Schwerpunkte beschränkt, sondern

Handlungskreise andeutet, die Figuren ihren Funktionen zuordnet sowie wesentliche Märchenelemente und weitere Hilfselemente einbezogen werden.

In der Übersicht zum Vergleich der Funktionen der handelnden Personen (s. u.) stehen in horizontaler Richtung die drei Fassungen der Rabengeschichte nebeneinander, wobei die gemeinsamen Funktionen auf der gleichen Höhe stehen. Fehlt in einer Spalte eine Funktion, so bedeutet dies, daß in der betreffenden Fassung diese Funktion nicht vorhanden ist. Die Vertikale deutet den inhaltlichen Verlauf der Märchen von der Ausgangssituation (As) bis zum glücklichen Leben (g. L.) an. Die Grobgliederung (Spalte 1) in die fünf gemeinsamen Hauptteile des Handlungsverlaufs soll die Orientierung in der Übersicht erleichtern.

Übersicht zum Vergleich der Funktionen der handelnden Personen in drei Fassungen des „Rabenmärchens“

	Märchen A	Märchen B	Märchen C
As	As ^a M V 7B T Va Ast Br N	As ^b M V 7B T	As ^c M 3B T
F	Va F ^a He Info ^{a1}	Mu F ^a	Mu F ^a
Ms	He Ms ^a	He Ms ^a	He Ms ^a
Sa	He Sa ^a	He Sa ^a	He Sa ^c Br Info(Hm) He S+m St Info+Zm He Ank ^{a1} He Zm ⁻ He SH ^a
	He S+M St Info ^{a2} +Zm He Ank ^{a1} He Zm ⁻ He SH ^a	He Ank ^{a1} He SH ^b	He Zm ¹⁺² He P ¹⁺² He Ank ^{ca}
	He Ank ^{a2} Zw Info ^{a3}	He Ank ^{a2}	He Zm ³ He P ³ Ra Ank ^a
	Ra Ank ^a	Ra Ank ^a He Ast ^b Ra E ^b Ra+He Hk	Ra Ank ^a
Erl/Hk	He Erl ^a He+Br Hk	Mu Erl ^b g.L	He Erl ^c



Jede einzelne Sequenz der Übersicht besteht aus mindestens zwei Teilen. Die ersten beiden Buchstaben beziehen sich immer auf die Figur, die die jeweilige Handlung ausführt, z. B. Va=Vater, He=Heldin, Ra=Raben, Zw=Zwerg, St=Stern. Handeln in einer Funktion zwei Figuren, so werden beide genannt, z. B. He+Br=Heldin und Brüder. Nach dem Leerzeichen wird die Handlung der jeweiligen Figur zugeordnet, z. B. steht F für das Aussprechen des Fluches, und Mu F bedeutet also, daß die Mutter den Fluch ausspricht oder He S+M bedeutet, daß die Heldin zu Sonne und Mond kommt. Die hochgestellten kleinen Buchstaben beziehen sich auf die Varianten der Rabengeschichte, a steht für Fassung A, b für Fassung B und c für Fassung C. Wenn nun, wie z. B. bei He Ms^a das hochgestellte a in allen drei Spalten zu finden ist, kann daraus geschlußfolgert werden, daß die Mangelsituation in allen drei Fassungen von der Heldin etwa gleich empfunden wird. Ist in jeder Fassung die gleiche Funktion verschieden gestaltet, so erscheint jeweils ein anderer hochgestellter kleiner Buchstabe, wie z. B. Erl^a, Erl^b und Erl^c, was besagt, daß der jeweilige Erlösungsvorgang auf fassungsspezifische Art vonstatten geht. Die verschiedenen hochgestellten Buchstaben dienen in erster Linie dazu, Gemeinsamkeiten zu verdeutlichen. Vorhandene Unterschiede und deren konkrete Realisierung können jedoch nur angedeutet werden.

Die hochgestellten Zahlen schließlich geben Wiederholungsfälle an, so bekommt die Heldin z. B. im Märchen a drei Informationen (Info^{a1}, Info^{a2} und Info^{a3}) oder dasselbe Zaubermittel, der Vogelknochen, wird im Märchen c dreimal verwendet (Zm¹, Zm² und Zm³).

Vergleicht man nun die Funktionen der handelnden Figuren, so ist festzustellen, daß es konstante Funktionen gibt, die allen drei Fassungen eigen sind: As (eine Ausgangssituation), F (ein Fluch), Ms (die darauf folgende Mangelsituation, die von der Heldin empfunden wird und den Impuls zur Suchaktion gibt), Sa (die Suchaktion, angefangen bei der Vorbereitung, über die Durchführung bis hin zur Ankunft der Schwester am Glasberg — Ank¹ und zur Ankunft in der Behausung der Raben — Ank²), es folgt Ra Ank^a (die Ankunft der Raben selbst) und die Erlösung der Brüder. Diese acht Funktionen bilden das Grundgerüst, aus dem die drei Fassungen entwickelt wurden.

Ergänzt wird diese Funktionskette im Märchen A durch:

- | | |
|--------------------|--|
| Ast | (die Aufgabenstellung des Vaters an die Söhne, Wasser zu holen), |
| N | (das Nichterfüllen dieser Aufgabe), |
| Info ^{a1} | (die Heldin erfährt, daß sie Brüder hatte), |
| S+M | (die Heldin begegnet Sonne und Mond), |

- Zm + Info² (die Heldin bekommt von den Sternen das Zaubermittel und die Information, wo sich die Rabenbrüder aufhalten),
 Zm⁻ (die Heldin bemerkt den Verlust des Zaubermittels),
 SH (sie wird zum Selbsthelfer, indem sie sich den kleinen Finger abschneidet und damit den Berg aufschließt),
 Info³ (der Zwerg kündigt die Ankunft der Raben an) und
 Hk (die Heimkehr der Geschwister).

Das Grundgerüst wird in Märchen **b** nur durch drei Funktionen erweitert:

- Ast (die Bedingungen für die Erlösung),
 E (das Erfüllen dieser Bedingungen)
 und g.L. (das Märchen endet mit der Beschreibung des glücklichen Lebens, das die Familie nun führt).

Die Ergänzungen im Märchen **c** sind folgende:

- Info^{c1} (die Heldin erkennt die Brüder in Rabengestalt an einem Hilfsmittel, dem Ring)
 S+M (die Heldin begegnet Sonne und Mond)
 Ank⁰ (die Heldin kommt am Glasberg an, wandert aber weiter, ohne zu bemerken, daß ihre Brüder dort wohnen)

Info² + ZM + Ast (die Heldin bekommt von einem Helfer, dem Morgenstern, die Information, daß sich die Brüder in dem Glasberg aufhalten und das Zaubermittel zum Finden und Öffnen der Tür sowie zum Bannen des Zwerges und somit die Aufgabenstellung zur Befreiung der Brüder)

- Zm¹⁺² (die Heldin verwendet zweimal das Zaubermittel)
 Pr¹⁺² (sie besteht dadurch die erste und zweite Probe/Aufgabe).
 Zm³ (die Heldin verwendet ein drittes Mal das Zaubermittel)
 Pr³ (sie besteht auch die dritte Probe/Aufgabe).

4. Die Handlungskreise der Märchengestalten

Viele der oben genannten Funktionen können zu Wirkungskreisen bzw. Handlungskreisen¹⁸ zusammengefaßt und der jeweiligen Figur zugeordnet werden.

Beginnen wir mit den wichtigsten Figuren, die in allen drei Fassungen enthalten sind: die Eltern (oder ein Elternteil), die Söhne (Raben) und eine Schwester.

In der Ausgangssituation agieren Eltern und Kinder lediglich entsprechend ihrer biologischen und sozialen Existenz. Erst in der Extremsituation, das Ungeduldigwerden des Vaters (Märchen A), das bewußt gewordene Unvermögen der Mutter, die Söhne zu guten Menschen zu erziehen (Märchen B und C), werden der Vater bzw. die Mutter zu „Zauberern“, die es vermögen, die menschliche Gestalt der Söhne in die Gestalt von Raben zu verwandeln, sie bekommen eine zweite Funktion: Sie werden zu den Fluchenden. (Nur in der Fassung B wird die Mutter noch einmal mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, nämlich zu dem Zwecke der Entzauberung der Söhne.) Nach dem Davonfliegen der Söhne, die in Rabengestalt nicht mehr in derselben Umgebung bleiben können, in der sie in Menschengestalt gelebt haben, verbringen die Eltern (oder die Mutter) eine friedliche Zeit mit der Tochter, die noch immer nur Tochter ist. Sie wird erst in dem Moment zur Heldin, in dem sie aktiv wird, also nachdem sie erfahren hat, daß sie Brüder hatte (Märchen A) oder sich ihrer erinnerte und Sehnsucht bekam (Märchen B und C) und beschließt, die Brüder zu suchen und zu erlösen. Die Funktionen sind der Auszug mit dem Ziel, die Brüder zu suchen (und zu erlösen) sowie auf die Forderungen der Schenker zu reagieren bzw. andere Proben zu bestehen. In den Märchen A und B übernimmt die Heldin zusätzlich die Funktion des Helfers, genauer des Selbsthelfers.

Auf die anderen Figuren trifft die Heldin während der Suchaktion. Im Märchen A begegnet sie zunächst den personifizierten Gestirnen Sonne und dem Mond, die beide als böse dargestellt werden. Zum einen symbolisiert die Begegnung mit ihnen die große Entfernung, die das Mädchen zurückgelegt hat, und zum anderen fungiert die Konfrontation mit ihnen jeweils als Bewährungsprobe für die Entschlossenheit der Heldin. Nach dem Bestehen der Proben gelangt das Mädchen zu den Sternen, die (wie zur Belohnung) dem Mädchen gut gesinnt sind und die Suchaktion unterstützen, indem sie als Helfer (sie geben die Information, wo sich die Brüder aufhalten) und Schenker (sie überreichen dem Mädchen einen Vogelknochen) auftreten.¹⁹ Im Märchen C erfährt der Morgenstern eine Funktionserweiterung. Er ist zwar auch Schenker und Helfer, doch er informiert die Heldin nicht nur hinsichtlich des Aufenthaltsortes der Brüder, sondern gibt auch die Auskunft, wie das Mädchen die Tür zum Glasberg finden und sie aufschließen kann und wie der im Berg wohnende Zwerg zu bannen ist.

Der Zwerg dient der märchenhaften Charakterisierung des Aufenthaltsortes der Brüder in Rabengestalt, und er fungiert als spannungserzeugendes Element. Während er bei den Grimms ein eher gutmütiger Diener der Raben ist, hat er bei Janosch die Potenz des Bösen, die jedoch nur angedeutet und durch das richtige Handeln der Schwester nicht realisiert wird.

Im Märchen **B** begegnet die Schwester auf ihrer langen Suche nur einer weißen Gans, die ohne eigenes Zutun zum Spender von speziellen Hilfsmitteln²⁰ (Begriff siehe Propp), nämlich von Beinen und Flügeln, wird.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß ein kongruentes Verhältnis von Gestalt und Handlungskreis überwiegt und nur wenige Figuren mehrere Handlungskreise umfassen, wie z. B. die Sterne in Fassung **A** und **C**, die Schwester in Fassung **A** und **B** sowie die Raben in Fassung **C**. Ein Zusammenhang zwischen Entstehungszeit und Verteilung der Handlungskreise auf die Märchengestalten konnte nicht hergestellt werden.

5. Weitere Märchenelemente

An dieser Stelle wird ausschließlich auf die Märchenelemente der Verdreifachung, die durch die „magische Sieben“ erweitert werden, eingegangen. Wir unterscheiden die reine Sieben, von der Kopplung der Sieben mit der Drei und von der reinen Drei. Schon in der Überschrift der Märchen **A** und **B** wird die Bedeutung der Sieben angekündigt. Es sind sieben Söhne / Brüder, die in sieben Raben verwandelt werden. In der Wohnstätte der Raben im Märchen **A** sieht das Mädchen sieben Tellerchen und sieben Becherchen, im Märchen **B** sieben Tischchen, sieben Stühlchen, sieben Bettchen, sieben Fensterchen und sieben Schüsselchen mit gebratenen Vögelchen, und am Ende des Märchens findet eine siebenfache Hochzeit statt.

Zu der Mischform: Im Märchen **A**, Satz 30, werden zwei Fragen: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“²¹ und eine Feststellung: „Das ist eines Menschen Mund gewesen.“²² also drei Sätze, von den sieben Brüdern je einmal, also insgesamt siebenmal, ausgesprochen.

Die Mischform der Fassung **B** ist im Vergleich zum Märchen **A** wesentlich vielschichtiger und variantenreicher. Im Märchen **B** vollzieht das Mädchen zunächst drei Tätigkeiten (essen, sitzen und liegen) je siebenmal, ehe sie im letzten, im siebenten Bettchen einschläft. Dann kommen die Brüder zurück und merken, daß jemand aus ihren Schüsselchen gegessen und ihre Bettchen verrückt hat. Schließlich findet einer der Raben das Mädchen in seinem Bettchen. Auf dessen Schrei (erste wörtliche Rede) hin kommen die anderen herbei, sehen sich das Mädchen an und äußern die Hoffnung, daß es doch die Schwester sein möge (zweite wörtliche Rede — siebenmal). Kurz danach erkennen sie die Schwester an drei Dingen, an „Haaren“, am „Mündlein“ und am „Ringlein“ (dritte wörtliche Rede — siebenmal). Wie im Märchen **A** werden auch hier schließlich drei Sätze siebenmal ausgesprochen.

Innerhalb der beiden Verdreifachungen (wörtliche Rede und Erkennungszeichen) ist eine inhaltliche Steigerung (Klimax) zu beobachten. Das Mittel dazu ist wiederum die Sieben. Es ist das siebente Bettchen, in dem die Heldin einschläft und von ihren Brüdern gefunden wird. Die zweite und dritte wört-

liche Rede wiederholen alle Brüder. So wird die Hoffnung und ihre Bestätigung siebenmal ausgesprochen. Eine ähnliche Steigerung ist auch im Märchen A zu finden. Erst der siebente Rabe findet auf dem Grund des Bechers den Ring. Das Ausschöpfen der Möglichkeiten bis zur letzten ist ebenfalls ein spannungserzeugendes Märchencharakteristikum.

Da Janosch nicht sieben, sondern drei Brüder²³ gewählt hat, sind die Mischform und die Form der reinen Sieben nicht enthalten. Dafür begegnet dem Leser immer wieder die Drei. Um Wiederholungen zu vermeiden, seien hier nur die für das Märchen c spezifischen Verdreifachungen genannt. Die Schwester muß drei Proben bestehen (mit dem Vogelknochen erstens an den Berg klopfen, mit ihm zweitens durch dreimaliges Drehen den Berg öffnen und ihn drittens dem Zwerg geben) und nutzt somit dreimal das Hilfs- bzw. Zaubermittel. Im Glasberg berührt die Heldin drei goldene Dinge, einen goldenen Teller, einen goldenen Becher und einen goldenen Löffel. Auch hier handelt es sich um eine Klimax, denn während sie die ersten beiden Gegenstände nur „ausborgt“, steckt sie sich den dritten ein. Diese Steigerung wird bei der Reaktion der Brüder auf die Veränderungen an ihrem Teller, Becher bzw. Löffel wieder aufgenommen.

Innerhalb der Verdreifachung kann nochmals die Drei eine Rolle spielen, z. B. findet der Vogelknochen dreimalige Verwendung und in seiner zweiten Funktion muß er dreimal herumgedreht werden.

6. Das Märchen als Ganzes

Den drei Märchen liegt zunächst nur eine Sequenz zugrunde.²⁴ Obwohl die drei Fassungen aus überwiegend gleichen Motiven und Handlungen aufgebaut sind, gibt es am Ende der Märchen einige Unterschiede. Zur Verdeutlichung dieser Abweichungen dient die Anlage eins. Die Einteilung unter lokalem Aspekt in die Heimatebene und die Fremdebene zeigt die Gemeinsamkeiten der drei Fassungen bis zur Suchaktion und die Unterschiede, den Ort der Erlösung und den Märchenschluß betreffend. Bis zu dem Punkt, als die Schwester ihre Brüder findet, verlaufen die Fassungen parallel. Während im Märchen A und C die Erlösung auch gleich in der Fremde vollzogen wird, findet diese im Märchen B erst wieder auf der Heimatebene statt.

Märchen A und B schließen mit der Rückkehr aus der Fremde auf die Heimatebene, die Fassung C läßt das Erzählte abrupt in der Fremde enden.

7. Symbolik im Märchen

Unter Symbolik sollen hier ausschließlich mythische Symbole verstanden werden. Auf stilistische Symbolik im Rahmen der indirekten Bildhaftigkeit der Sprache wird an anderer Stelle eingegangen.

Innerhalb von Untersuchungen auf der propositionalen Ebene werden diese mythischen Symbole der Märchen ausschließlich hinsichtlich ihres Vorhanden-

seins in den einzelnen Fassungen betrachtet. Eine Deutung der Symbolik würde den Rahmen dieser Ebene sprengen. Auch auf die Sinnhaftigkeit oder den tiefenpsychologischen Wert von Märchendeutungen kann hier nicht eingegangen werden.

Grundlage für den Vergleich der vorhandenen symbolhaften und symboltragenden Elemente sind erstens die Deutungen der Grimmschen Märchen von Lenz.²⁵ Ausgehend von Betrachtungen der einzelnen Symbole werden daran anschließend Rückschlüsse auf die Gesamtdeutung der Märchenfassungen gezogen. Da die Fassungen *b* und *c* mit weiteren Märchenfiguren und Requisiten ausgestattet wurden (wie z. B. die Gans, das Nest, in dem die Raben im Märchen *b* auf dem Glasberg wohnen, die Drei anstelle der Sieben im Märchen *c* und die goldenen Requisiten, die die Heldin im Glasberg findet), mußten zweitens Symbole und ihre Deutung aus anderen Märchen „ausgeborgt“ werden. Um eine Einheitlichkeit zu bewahren, wurden diese „geborgten“ Deutungen ebenfalls den Forschungsergebnissen von Lenz entnommen.

Von den in Anlage 2 aufgezeigten 25 symbolhaltigen Elementen in der Grimmschen Fassung bleiben im Märchen *b* sieben in alter Form bestehen, drei werden verändert, und sechs neue kommen hinzu. Im Märchen *c* bleiben 15 der alten Symbole (hinsichtlich der gegebenen Deutung) unverändert, nur eines wird gewandelt und zwei werden ergänzt.

Gemeinsame Symbolträger in allen drei Fassungen sind die Knaben und die einzige Tochter — die beiden Teile des Ichs — die Verwandlung der Knaben in Raben, das Bild des Raben selbst, ein Ring, sowie essen, trinken und schlafen und schließlich die Rückverwandlung der Raben in Menschen.

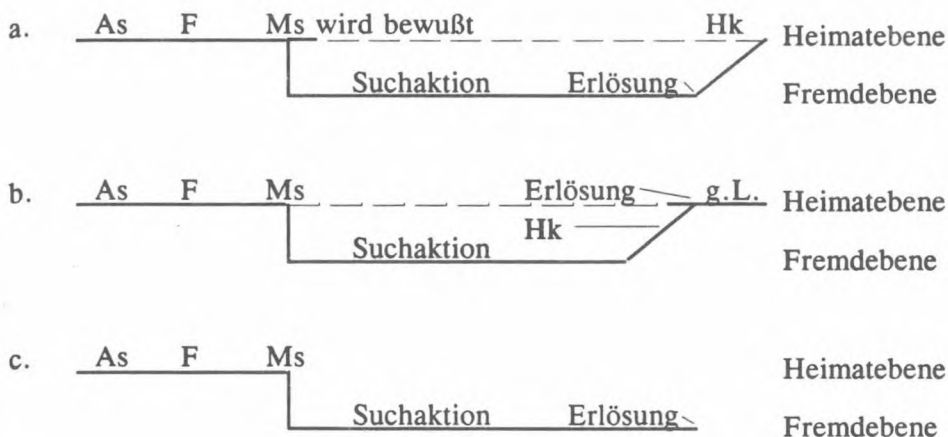
Die größeren Abweichungen liegen, trotz formaler Gleichheit (sieben Brüder) in der Bechstein-Fassung vor. Geboren werden diese „Geistessprossen“ von einer armen, alten Frau, die als einsame Seele dargestellt erscheint. Der Ehemann, ein fleißiger Handwerker und „Wille, Geist“ der Familie, stirbt und läßt diese Seele allein. Daraufhin kann sie die jungen Willen nicht mehr beeinflussen und die Söhne werden böse, verdunkeln sich, was in der Verwandlung zu Raben gipfelt. Der zweite Teil des Ichs, die Seele, die durch das Mädchen verkörpert wird, muß die Brüder befreien, damit beide Teile wieder vereint agieren können. Der hohe Berg, das „Bergende“ oder auch „Verbergende“, das erstiegen oder überwunden werden muß, auf dessen Gipfel eine höhere Wahrheit erkundet werden kann, wo man aber auch in Versuchung geraten kann,²⁶ steht in dieser Fassung nicht am Ende der Welt (entspricht nicht dem durch die Raben symbolisierten Lebensbereich — siehe Anlage 2), ist auch nicht aus Glas und muß bestiegen werden. Die Wohnung der Raben (Bild der Leiblichkeit als Behausung der geistigen Wesen) befindet sich auf dem Berg. Um dort hinaufzukommen, bedient sich die Heldin der Füße und Flügel einer Gans (normalerweise gekennzeichnet als schwer zu hüten, weil sie fortwährend auseinanderlaufen und unberechenbar sind, was in diesem Märchen nicht relevant ist) und besitzt somit also die Fortbewe-

gungsmöglichkeiten eines Vogels. Die Rückverwandlung der Willen (Söhne) erfolgt durch die alte Seele — unter symbolischem Gesichtspunkt nach Lenz eine Unmöglichkeit.

Obwohl die Fassung c schon in der Überschrift von der Grimmschen Fassung abweicht, stimmen die enthaltenen symbolischen Elemente weitgehend überein. Es ist zu vermuten, daß die Fassung c wie auch die Fassung A auf der Grundlage der Oelenburger Handschrift, also der ersten skizzenhaften Aufzeichnung der Brüder Grimm entstanden. Auch in der Oelenburger Handschrift hat die Schwester nur drei Brüder (drei steht im Zusammenhang mit den drei Grundkräften der menschlichen Seele: Fühlen, Denken und Wollen) und die Tochter ist zu Beginn des Märchens schon auf der Welt ... Doch zurück zum Vergleich mit der Fassung A. Wie schon erwähnt, verliert die Heldin das Geschenk der Sterne nicht und braucht sich deshalb auch nicht den Finger abzuschneiden, braucht also nicht die Kraft in sich selbst zu finden. Auch ißt die Schwester nicht von allen Tellerchen und trinkt nicht aus Becherchen, d. h. sie vereint nicht das siebenfach Getrennte, Zwergenhafte. Es ist auch nicht nötig, da sie den Ring nicht zu schenken braucht, ja nicht schenken kann, da einer der Brüder ihn bereits besitzt. Das Material der Teller, Becher und Löffel, sie sind aus Gold (Ausdruck für Weisheit und Leuchtkraft), und entspricht nicht einem Ort an dem die verwunschenen, verdunkelten Kräfte hausen müssen.

Insgesamt gesehen, ist in den Adaptionen der Volksmärchen eine abnehmende Tendenz der Verwendung von mythischen Symbolen und symboltragenden Elementen zu bemerken. Eine Ursache dafür liegt wahrscheinlich in der häufig nicht bekannten Bedeutung, Herkunft und Funktion²⁷ der Symbole sowohl bei den Märchenschreibern, als auch bei den Lesern. So werden die Symbole oder symboltragenden Elemente der alten Märchen meist lediglich aus inhaltlichen bzw. wirkungsspezifischen Gründen oder schematisch übernommen. Durch das Weglassen oder Hinzufügen von Figuren, Handlungen und Requisiten, sei es bewußt oder unbewußt, geht die ursprüngliche Geschlossenheit der Symbolik verloren. Dies kann zu Brüchen oder unlogischen Abfolgen führen, die jedoch auch vom heutigen Märchenleser nicht empfunden werden.

Anlage 1:



Anlage 2:

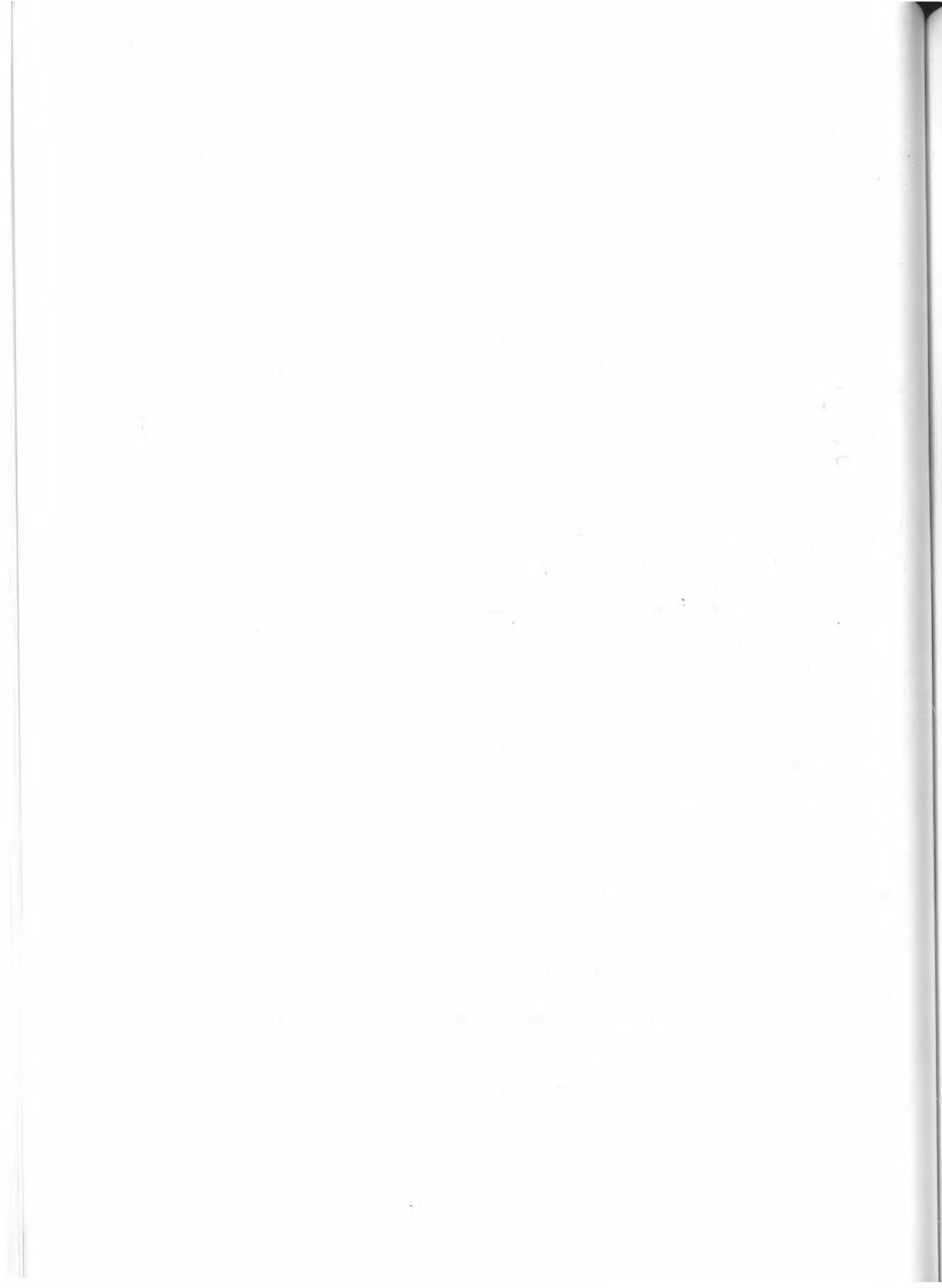
**Verkürzte Zusammenstellung der symbolischen Elemente
 und deren Deutung von Friedel Lenz**

- | | |
|-----------------------------|---|
| sieben Knaben | <ul style="list-style-type: none"> • Siebenheit der Planeten (Organe des Menschen) wirken in jedem Menschen • sind Geistesprossen des umfassenden geistig-seelischen Menschenwesens (Vater u. Mutter) |
| Wunsch nach Tochter | <ul style="list-style-type: none"> • neues Seelenbewußtsein soll zur Erscheinung kommen |
| einzigste Tochter | <ul style="list-style-type: none"> • zukünftiges Seelenwesen, welches sich selber als Persönlichkeit zu fassen beginnt |
| schmächtig und klein | <ul style="list-style-type: none"> • Individual-Seele bleibt lange innerlich unfrei |
| zur Quelle laufen | <ul style="list-style-type: none"> • Brüder wollen für Schwester „schöpferisch“ werden |
| Krug | <ul style="list-style-type: none"> • Fassungsvermögen, um schöpferisch diesen Prozeß zu begleiten |
| jeder wollte der erste sein | <ul style="list-style-type: none"> • können nicht einheitlich zusammenwirken • verlieren Fähigkeit, überhaupt schöpferisch zu wirken (Krug fällt in Brunnen) |
| Verwandlung in Raben | <ul style="list-style-type: none"> • Geburt der neuen ich-haften Seele bringt eine Verdunklung der älteren Geisteskräfte mit sich |
| Rabe | <ul style="list-style-type: none"> • Sinnbild für Gedanken-Weisheit, die sich verdunkelt hat • können zwischen Überwelt und menschlicher Welt wie Boten hin- und herfliegen (zw. Jenseits u. Diesseits) |
| Ring | <ul style="list-style-type: none"> • ist (wie Kreis) Ausdruck des Allumfassenden • wie er nahtlos Anfang und Ende vereinigt, so erlebt sich die Seele als ewiges Wesen ohne Anfang und |

- ohne Ende, wenn sie sich ihres Ichs als des göttlichen Funkens bewußt wird
- Ende der Welt
- Brot
- Wasser
- Gefäß (Krug)
- Sonne
- Mond
- Sterne
- eigenes Stühlchen
- Glasberg
- Verlust des Geschenkes der Sterne
- Finger abschneiden
- Zwerg
- Speise des Zwerges
- essen davon
- Rückverwandlung
- Ende der sinnlichen Welt, die übersinnliche beginnt
 - Geistesnahrung und -erkenntnis, wie die Erde sie gibt
 - Symbol für das Element des Seelischen, deutet hin auf ein Bewußtsein, das über das Sinnliche hinausgeht (Gefühle, Leidenschaften)
 - beseeltes Fühlen, soweit es die Erde geben kann
 - Fassungsvermögen dafür
 - repräsentiert Tag hellwaches Tagesbewußtsein
 - ist zu stark u. würde das Kindhafte vernichten (frißt kleine Kinder)
 - Regent der Nacht, die das Individuelle auslöscht, ist auch der Ich-Werdung abhold
 - Welt der Planeten
 - Regenten jener sieben Wesenskräfte, die sich verdunkelt haben
 - Zeichen des Individuellen
 - das „Bergende“ auch das „Verbergende“, was erstiegen werden muß oder was man überwinden muß
 - von oben herab, gehobene Stimmung, eine höhere Wahrheit wird erkundet, Überblick, aber: man kann dort auch in Versuchung geraten
 - Glas = Ergebnis einer Verfestigung (aus flüssigem Schmelzfluß erstarrt)
 - gefühllos kalt
 - Sphäre der Erstarrung
 - wer den Ring trägt, muß in sich allein die Kraft finden, aufzuschließen
 - persönliches Opfer ist der Schlüssel
 - Hinweis auf eine elementare Natur-Geistigkeit
 - Imaginationen jener elementaren Geistigkeit, die als Erd-Verstand waltet
 - der Menscheng Geist, der sich verfinsterte, weiß nur noch, was leiblich erlebbar ist
 - das Erkennen, weil es auf das Irdische beschränkt ist, bleibt klein und zwerghaft
 - das siebenhaft getrennte — Zwergenhafte — vereint sich, und weil es geeint ist, kann sie den Ring schenken
 - den Brüdern wird die Kraft des in sich geschlossenen Ich-Bewußtseins zuteil
 - sie können nun auf einer höheren Stufe einheitlich und harmonisch zusammenwirken

Anmerkungen

1. GRIMM, JACOB UND WILHELM: *Kinder und Hausmärchen. Die Märchen der Brüder Grimm.* (= KHM 49) Leipzig: Verlag Neues Leben 1984.
2. BECHSTEIN, LUDWIG: *Deutsche Märchen und Sagen.* Berlin - Weimar: Aufbau Verlag 1978.
3. ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: *Märchen.* Berlin: Kinderbuchverlag 1972.
4. GRIMM, JACOB UND WILHELM: *Kinder und Hausmärchen. Die Märchen der Brüder Grimm.* (= KHM 9) Leipzig: Verlag Neues Leben 1984.
5. LEMMER, MANFRED (Hrsg.): *Grimms Märchen in ursprünglicher Gestalt nach der „Oelenburger Handschrift“ von 1810.* (= Inselbücherei Nr. 837.) Leipzig: Insel Verlag 1963.
6. RÖLLEKE, HEINZ (Hrsg.): *Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm.* Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichten Märchen und Herkunftsnachweisen von Heinz Rölleke. Stuttgart: Philipp Reclam Jun. Verlag 1980, 1984, Jubiläumsausgabe auf Grund der durchgesehenen Ausgabe 1982, Bd. 3, S. 44 und KARLINGER, FELIX: *Grundzüge einer Geschichte des Märchens im deutschen Sprachraum.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983.
7. Vorrede der Brüder GRIMM, 3. Juli 1819. — ebenda, Bd. 1, S. 16f.
8. ebenda, Bd. 1, KHM 25, S. 156ff.
9. BECHSTEIN, LUDWIG: *Deutsche Märchen und Sagen.* Berlin - Weimar: Aufbau Verlag 1978.
10. JANOSCH (Pseudonym für Eckert, Horst): *Janosch erzählt Grimms Märchen.* Weinheim - Basel: Beltz Verlag 1974.
11. Funktionen der handelnden Personen und Handlungskreise vgl. PROPP, VLADIMIR: *Morphologie des Märchens.* (= Wissenschaft Nr. 131.) München: Verlag Suhrkamp Taschenbuch 1972, S. 31-83.
12. aus BECHSTEIN: *Die sieben Raben.*
13. ebenda
14. ebenda
15. PROPP, VLADIMIR: *Morphologie des Märchens.* (= Wissenschaft Nr. 131.) München: Verlag Suhrkamp Taschenbuch 1972, S. 27.
16. vgl. ebenda
17. vgl. ebenda, S. 31-66.
18. vgl. ebenda, S. 79.
19. die Begriffe Schenker und Helfer wurden von PROPP übernommen, vgl. 15., S. 79 und 84.
20. Begriff spezielle Hilfsmittel wurde abgeleitet von Hilfsmittel siehe PROPP, ebda S. 82.
21. aus GRIMM: *Die sieben Raben.*
22. ebenda
23. wahrscheinlich nach der Oelenburger Handschrift
24. vgl. PROPP, S. 91ff.
25. LENZ, FRIEDEL: *Bildsprache der Märchen.* Stuttgart: Verlag Urachhaus 1971.
26. vgl. ebda
27. Ihrer Funktion nach stellen die Symbole Zusammenhänge und Zusammengehörigkeit dar, künden etwas oder jemanden an bzw. beschreiben etwas oder jemanden. Es gibt Symbole, die mehrere Funktionen erfüllen.



Zwei atypische Fälle der Vorfeldbesetzung

0.

Das Vorfeld des deutschen Satzes bietet vielfältige Möglichkeiten zur Realisierung kommunikativer Absichten (Thematisierung, Hervorhebung, Gegenüberstellung usw.). Demzufolge stellt die Beschreibung der Regeln der Vorfeldbesetzung eine recht komplexe Aufgabe dar, insbesondere dann, wenn man auch die für die Gemeinsprache weniger charakteristischen und lediglich im idiolektalen Sprachgebrauch vorkommenden Erscheinungen zu berücksichtigen sucht.

Im vorliegenden Beitrag sollen zwei atypische Fälle der Vorfeldbesetzung dargestellt und mit Methoden der Dependenzgrammatik erörtert werden. Daß diese Arten der Vorfeldbesetzung jedoch nicht den einzigen problematischen Aspekt der untersuchten Fälle darstellen, wird sich ebenfalls zeigen.

1.

Das erstere unserer beiden Beispiele lautet folgendermaßen:

- (1) *Besonders auf ihn aufgepaßt mußte nicht mehr werden.*¹

1.1.

Als atypisch bezeichne ich die obige Konstruktion aus folgenden Gründen:

- Das Vorfeld ist (unter anderem) durch ein verbales Element besetzt, was manchmal, jedoch keinesfalls oft vorkommt.
- Nicht der ganze Verbalkomplex ist im Vorfeld angesetzt, sondern nur das Partizip des Vollverbs, während der Infinitiv des Passiv-Hilfsverbs in der gewöhnlichen Stellung verbleibt.
- Es stehen darüber hinaus auch nichtverbale, sonst als selbständige Satzglieder fungierende Elemente im Vorfeld, was gegen die Regel zu verstoßen scheint, daß das Vorfeld eine syntaktische Position darstellt und somit nur durch ein Satzglied besetzt werden kann.²

1.2.

Angesichts des unter 1.1. Gesagten stellt sich die Frage, ob Beispiel (1) als grammatisch akzeptiert werden kann und, wenn ja, warum.

Engel (1982: 224) schreibt, daß auch der „infinite Teil des Verbalkomplexes ... vorfeldfähig“ ist, wobei die entstandenen Konstruktionen Resultate von Transformationen sind:

- (2) *Gestern hat es geregnet.* (2a) → *Geregnet hat es gestern.*
 (3) *Roger soll gewarnt worden sein.* (3a) → *Gewarnt worden sein soll Roger.*

Möglich ist auch, daß Teile der infiniten Verbgruppe ins Vorfeld rücken. Dabei müssen das Vollverb (bei Engel: Hauptverb) sowie „eine variable Anzahl mit ihm in einem Dependenzast verbundener Elemente“ (ebd.) das Vorfeld besetzen. Bei diesem Typ setzt Engel jedoch (*) als Zeichen für fragwürdige Grammatikalität:

- (4) (*) *Gewarnt soll Roger worden sein.*
 (4a) (*) *Gewarnt worden soll Roger sein.*

Als unmöglich erweisen sich jedoch Konstruktionen wie

- (5) * *Gewarnt sein soll Roger worden.*
 (5a) * *Sein soll Roger gewarnt worden.* (S. 225)

Als Erklärung für die Unkorrektheit dieser Sätze gibt Engel an, daß das Vorfeld durch Elemente besetzt ist, die nicht unmittelbar durch einen Dependenzast miteinander verbunden sind.

Meines Erachtens läßt sich dies noch weiter explizieren:

- a. In (4) und (4a) wird die von der Rechts-Links-Determinierung geforderte Anordnung der nicht-finiten Elemente um das finite Element herum erfüllt:

- (4): *gewarnt — x — worden sein*
 (4a): *gewarnt worden — x — sein,*

während dies in (5) und (5a) nicht geschieht:

- (5): *gewarnt sein — x — worden*
 (5a): *sein — x — gewarnt worden.*

- b. Unter morphologischem Aspekt: **gewarnt worden sein** ist Infinitiv Vorgangspassiv Perfekt, bestehend aus dem Partizip Perfekt des Vollverbs, dem Partizip Perfekt des Passiv-Hilfsverbs und dem Infinitiv I des temporalen Hilfsverbs.

In (4), (4a) sowie (3a) behält der Infinitiv I des temporalen Hilfsverbs seine Endstellung in der Reihenfolge der nicht-finiten verbalen Elemente, dagegen wird er in (5) und (5a) nach links versetzt, woraus sich die Agrammatikalität der Sätze ergibt.

Die Anordnung der nicht-finiten verbalen Elemente in unserem Beispielsatz (1) entspricht der in (a) formulierten Voraussetzung: Der Rechts-Links-Determinierung wird Genüge getan. Somit erfüllt sie auch die in (b) formulierte Regel, mit dem Unterschied, daß es sich in (1) um den Infinitiv Vorgangspassiv Präsens handelt und dadurch das Passiv-Hilfsverb werden als Infinitiv erscheint:

- (1): *(x) aufgepaßt — x — werden*

1.3.

Als problematisch erscheint des weiteren, wieso das infinite verbale Element zusammen mit anderen, nicht-verbalen Elementen das Vorfeld besetzt.

Engel (1982: 227) beschreibt vier Ausnahmefälle, in denen das Vorfeld nicht nur durch genau ein Element besetzt wird. Als zweiten Fall bringt er das Beispiel der *zu*+Infinitiv-Konstruktion

(6) *Mit den Hühnern ins Bett zu gehen pflegt er.*

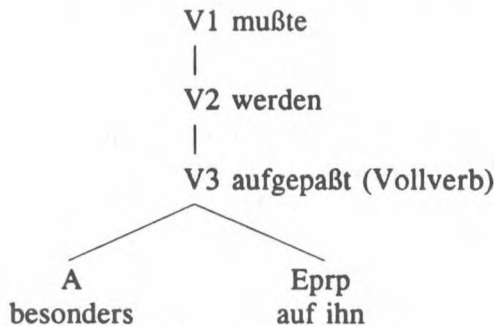
Hier handelt es sich nach Engel um „Kumulationen von Elementen verschiedener Klassen“. (1982: 227; Sperrung bei ENGEL) In solchen Fällen sind zwei Merkmale festzuhalten:

1. Jedes der im Vorfeld stehenden Elemente könnte das Vorfeld auch allein besetzen.
2. Die mit dem infiniten verbalen Element im Vorfeld auftretenden Mittelfeldelemente müssen unmittelbar vom Vollverb abhängig sein.

Für (1) sind beide Feststellungen zutreffend. Möglich wären ja

- (1a) *Aufgepaßt mußte nicht mehr besonders auf ihn werden.*
- (1b) *Auf ihn mußte nicht mehr besonders aufgepaßt werden.*
- (1c) *Besonders mußte nicht mehr auf ihn aufgepaßt werden.*

Dabei sind *besonders* als Angabe sowie *auf ihn* als Präpositivergänzung unmittelbar vom Vollverb *aufgepaßt* abhängig, was sich darstellen läßt im Stemma



1.4.

Eine weitere Frage ist, warum in (1) nicht die ebenfalls zusammengesetzte, jedoch weniger problematische Möglichkeit

(1d) *Besonders auf ihn aufgepaßt werden mußte nicht mehr.*

bevorzugt wurde, bei der durch die Nicht-Trennung des Verbalkomplexes ein größerer Grad an Grammatikalität hätte erzielt werden können.

Eine mögliche Antwort liefert vielleicht das Konzept der Satzklammer: In einem Kernsatz bilden bekanntlich das Finitum und die nicht-finiten Teile des

Verbalkomplexes die sogenannte Satzklammer oder Verbalklammer bzw. den sogenannten Verbalrahmen, wobei das Finitum den linken und die nicht-finiten Elemente des Verbalkomplexes den rechten Klammerteil darstellen. In einem angenommenen Ausgangssatz zu (1)

(1e) *Es mußte nicht mehr besonders auf ihn aufgepaßt werden.*

wird die Satzklammer von den Elementen *mußte* und *aufgepaßt werden* gebildet. In (1d) würde die Satzklammer zu bestehen aufhören, da der gesamte rechte Klammerteil im Vorfeld steht und so die klammerschließende Funktion einbüßt.

Bleibt jedoch der Infinitiv des Passivverbs in der ursprünglichen Position wie in dem angenommenen Ausgangssatz (1e) erhalten, übernimmt er allein die klammerschließende Funktion, wodurch die Satzklammer weiterhin besteht.

2.

Kommen wir zu unserem zweiten Fall: Er lautet

(7) *Nur den Umriß sah ich einer Gestalt.*³

2.1.

In (7) begegnet uns eine Konstruktion, deren atypischer Charakter in der Trennung der beiden Teile einer attributiven Genitivkonstruktion begründet ist: Zwischen Genitivattribut und Bezugswort darf in der Regel kein satzgliedwertiges Element stehen.

Ähnliche Konstruktionen sind mir nicht viele bekannt; die meisten Grammatiken lassen diese Erscheinung unerwähnt. Bondzio (1966) nennt diesen Typ „diskontinuierlich“, äußert sich jedoch nicht zur Grammatikalität der Konstruktion.

Der Grund für das Zustandekommen einer solchen Konstruktion dürfte m. E. in der Satzgliedstellung, genauer: in der Vorfeldbesetzung zu suchen sein. Als eindeutig grammatisch würde man die folgenden zwei Umformungen von (7) betrachten:

(7a) *Ich sah nur den Umriß einer Gestalt.*

(7b) *Nur den Umriß einer Gestalt sah ich.*

Eine Trennung des Bezugswortes vom Genitivattribut wäre im Mittelfeld ausgeschlossen:

(8) **Ich sah nur den Umriß gestern einer Gestalt.*

oder selbst bei Ausrahmung:

(9) **Ich habe nur den Umriß gesehen einer Gestalt.*

(Die Einfügung von *gestern* bzw. die Benutzung des Perfekts war in Ermangelung weiterer Satzglieder im Ausgangssatz zum Beweis der Unmöglichkeit nötig.)

Als Hypothese ist also anzunehmen, daß eine ähnliche Trennung nur erfolgen kann, wenn ein Teil der Konstruktion ins Vorfeld rückt. Ein weiteres Beispiel, zitiert nach Bondzio (1966),⁴ unterstützt diese Auffassung:

(10) *Deines Geistes habe ich einen Hauch verspürt.*

In (10) besetzt das Genitivattribut ohne sein Bezugswort das Vorfeld, während letzteres im Mittelfeld steht.

Zweifelsohne handelt es sich bei (7) und (10) nicht um eine reguläre Möglichkeit der Vorfeldbesetzung. Ähnliche, selbstkonstruierte Beispiele halten der Grammatikalitätsprobe nicht stand:

(11) * *Das Haus sah ich des Vaters.*

(12) * *Des Zimmers putzte sie die Fenster.*

(13) * *Den Schein haben wir der Lampe gesehen.*

Was erklärt dann (7) und (10)? Daß sie beide in literarischen Texten stehen, trägt bestimmt in gewissem Maße zum positiven Grammatikalitätsurteil bei, reicht jedoch keinesfalls als Erklärung aus.

M. E. handelt es sich um eine strukturelle Analogie zum *dativus possessivus*, wo das Substantiv bzw. der dativische Teil (Substantiv oder Pronomen) häufig voneinander getrennt werden:

(14) *Der Arm wurde ihm operiert.*

(15) *Das Haus ist meinem Vater letzte Nacht niedergebrannt.*

((15) könnte man freilich auch als *dativus incommodi* interpretieren).

Die Beziehung zwischen Genitiv und Dativ läßt sich im Rahmen des vorliegenden Beitrages nicht behandeln, dafür möchte ich auf die Forschungen von Anna Szabolcsi⁵ verweisen.

Ähnlich wie die dativischen Ausdrücke in (14/15) könnten sich aber auch *von*-Paraphrasen des Genitivs verhalten. Für eine ausgeklammerte (im Nachfeld stehende) *von*-Phrase liefert die Duden-Grammatik⁶ folgendes Beispiel:

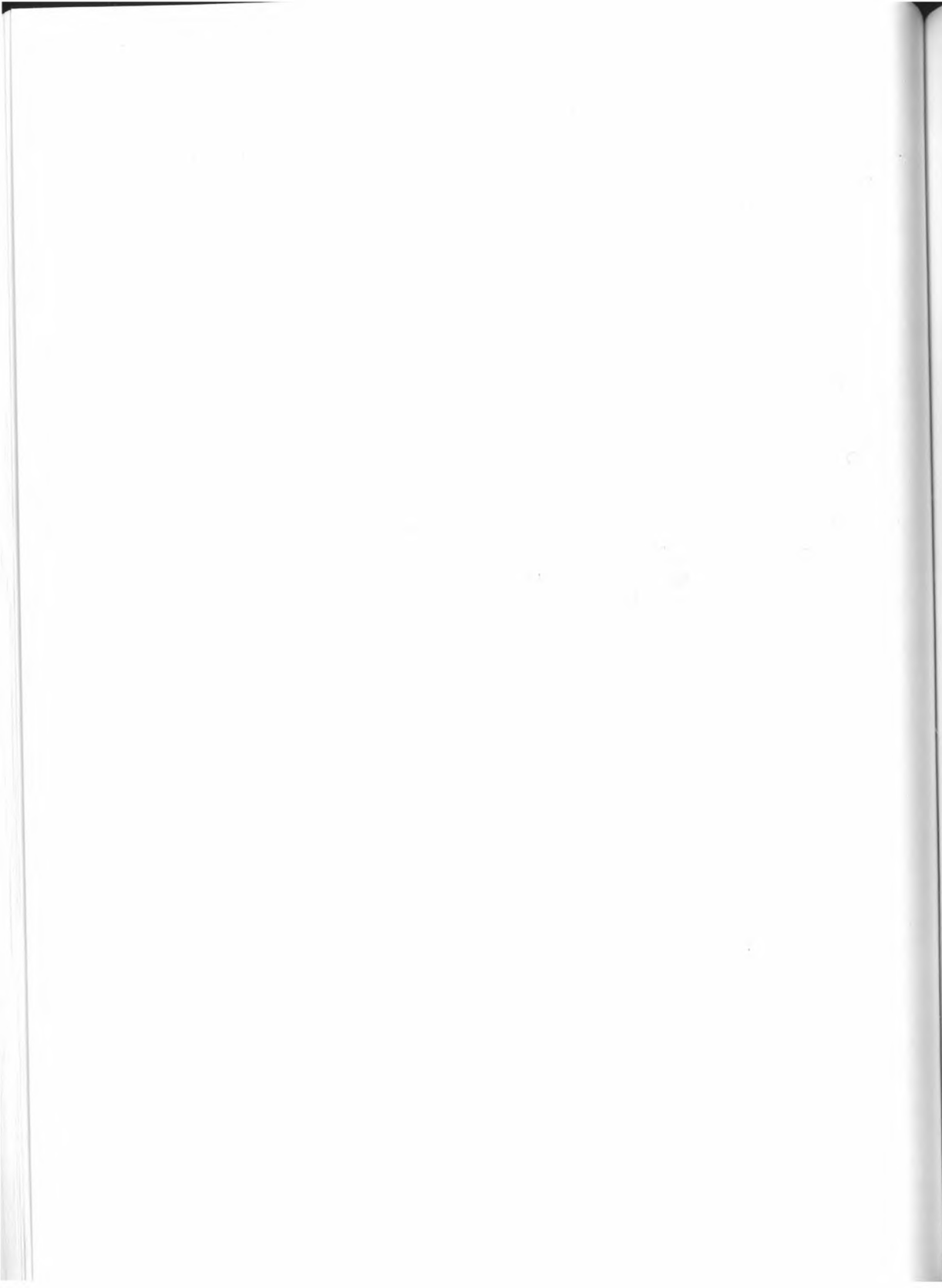
(16) *Sie hat mir die Wohnung gezeigt von ihrem Freund.*

Bei dem in (7) veranschaulichten Typ — und auch bei dem in (10) veranschaulichten — liegt m. M. n. also ein Fall von okkasioneller Analogbildung zu dem in (14-16) veranschaulichten Typ vor.

Anmerkungen

1. Das Beispiel stammt aus FALLADA, HANS: *Ein Mann will nach oben*. Hamburg 1981, S. 190. Der weitere Kontext lautet:
Aber er fegte für die verwitwete Portiersfrau die Treppen, hielt die Höfe sauber, kümmerte sich um den Müll, brachte verstopfte Klosetts wieder in Ordnung und bastelte sogar an den elektrischen Leitungen herum. Besonders auf ihn aufgepaßt mußte nicht mehr werden.
2. Vgl. dazu z. B. ENGEL, ULRICH: *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin 1982 (2. Auflage), S. 221.
3. ZWEIG, STEFAN: *Der Amokläufer*. — In: ders., *Der Amokläufer und andere Erzählungen*. Frankfurt am Main 1989, S. 75.
4. Vgl. BONDZIO, WILHELM: *Untersuchungen zum attributiven Genitiv und zur Nominalgruppe in der deutschen Sprache der Gegenwart*. Habilitationsschrift an der Humboldt-Universität zu Berlin. (Masch. Typoskript) Berlin 1966. Das Beispiel stammt von Ludwig Uhland; ein genauerer Hinweis auf die Fundstelle findet sich bei Bondzio nicht.
5. Vgl. SZABOLCSI, ANNA: *A birtokos szerkezet és az egzisztenciális mondat*. Budapest 1992, S. 9ff.
6. Vgl. *Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 4. Auflage. Mannheim 1984, S. 600.

REZENSIONEN



Karlheinz Roßbacher: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. — Wien - Salzburg: Dachs Verlag 1992. 580 S.

Einer von der Literaturwissenschaft bis in die jüngste Vergangenheit kaum beachteten literaturhistorischen Periode widmet sich in dieser Arbeit der Autor Karlheinz Roßbacher. Wie bereits der Titel andeutet, gibt sich Roßbacher mit einer bloßen literaturwissenschaftlichen Analyse der ausgewählten Epoche keineswegs zufrieden, sondern beabsichtigt, deren Kultur umfassend darzustellen, und zwar vor dem historischen Hintergrund des geistigen Lebens der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Diesen Hintergrund bilden im Vielvölkerstaat, mit kurzen Stichwörtern ausgedrückt, folgende Faktoren: das geistige Leben des Liberalismus und der Ringstraßenkultur, der Wertverlust des Adels, die Aristokratisierungstendenzen der Bourgeoisie, die Industrialisierung, die sozialen Ungleichheiten der Stände, der Kultur- und Publikationsbetrieb, die Presse, der Kirchenkampf, die Lage des Judentums, die Frauenfrage, und das Nationalitätenproblem.

Bis jetzt fehlte es an Werken ähnlichen Charakters: es regt zur Erforschung von den Vorereignissen der Kultur der Jahrhundertwende an; es läßt einer beinahe in Vergessenheit geratenen Literatur ihren wohlverdienten Platz zukommen.

In der Einleitung (S. 11-31) gelingt es dem Verfasser mit Hilfe origineller Zitate von damaligen Politikern und Künstlern, das widerspruchsvolle Wesen der liberalen Ära zu erfassen, indem er eine Parallele zwischen einigen akuten Problemen der Vergangenheit und der Gegenwart zieht. Er gelangt dadurch zu einer höchst interessanten subjektiven Folgerung. Demnach würden die Probleme der liberalen Epoche in manch verändertem Gewande mit einem verblüffend langen Arm in unsere Gegenwart reichen.

Der Verfasser hebt die sog. „Kernautoren“ der Zeit hervor, deren Schaffen den Gegenstand des Buches bildet. Es sind bedeutsame Persönlichkeiten, die den literarischen Stil der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägten, und die von Roßbacher unter dem Aspekt ihres Stils und ihrer Themenwahl zum vielumstrittenen Begriff des poetischen Realismus gerechnet werden; es handelt sich vor allem um Ludwig Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar. Aufgrund der Untersuchung des Schaffens dieser Autoren formuliert der Salzburger Germanist seine bis jetzt nur erahnte These, die in Zukunft weitere Diskussionen auslösen könnte. In seiner Perspektive gelangte nämlich die Literatur, vertreten von den genannten Kernautoren, in eine Position, in der sie mit weitgehender Verweigerung des Geistes der Gründer- und Ringstraßenzeit der Architektur, der Malerei und der Operette gegenüberstand. Die brennenden Fragen der Zeit finden nämlich nach Roßbacher im Werk der Kernautoren Ausdruck. Diese Überzeugung spiegelt der Aufbau der Publikation.

* * *

Nach der Einleitung ist sie in drei große Kapitel gegliedert.

Kapitel A (*Die liberale Ära*, S. 31-79) und Kapitel B (*Literatur und Literaten im Kultur- und Verwertungsbetrieb*, S. 79-115) machen den politischen, kulturellen und historischen Hintergrund sichtbar. Aus der Erörterung geht hervor, wie sehr sich die Kultur nach dem literaturfremden Geschmack der Liberalen richtete. Demgemäß braucht man sich über die schwache Position, die unwürdige Geringschätzung der Literatur gar nicht zu wundern, in deren Bereich unter den allmählich vorherrschend gewordenen Marktverhältnissen der künstlerische Wert an Bedeutung verlor und der Autor zum Lohnschreiber degradiert wurde.

Kapitel C (*Die Antworten der Literatur auf die Themen der Zeit*, S. 117-475) bildet den Schwerpunkt der Arbeit. Es werden die erwähnten akuten Probleme der Zeit

analysiert, wobei das Bezugssystem das Schaffen der sog. Kernautoren liefert. Auf jeden einzelnen Bezugspunkt kann hier nicht eingegangen werden, einige sollen jedoch angedeutet werden.

Das Thema des Adels (S. 117-145) wird — laut Verfasser — besonders sensibel von Ebner-Eschenbach aufgenommen. Der Gedanke des Untergangs der alteingesessenen österreichischen Aristokratie, deren unmögliche, erstarrte Lebensführung sowie Mängel und Frevel veranlassen die selbst adlige Schriftstellerin zu einem immer schärferen Urteil über den eigenen Stand.

Die ansteigende Unsicherheit der aristokratischen Lebensführung ist eine Folge der technischen Entwicklung, die gleichzeitig auch eine gesellschaftliche Umschichtung zur Folge hat und die soziale Frage (S. 239-317) weiter zuspitzt. Die Behandlung bzw. Nicht-Behandlung der sozialen Probleme durch die liberale Führung löst bei diesen Kernautoren heftige Reaktionen aus. Sie vertreten allerdings keine affirmative Haltung mit den regierenden Schichten.

Das Frauenproblem (S. 317-389) findet ebenfalls im Werk der Ebner-Eschenbach seinen Niederschlag. Die Autorin lebte in der Zeit der beginnenden Emanzipationskämpfe und sie konnte unmöglich davon keine Notiz nehmen. Ihre Rolle in den emanzipatorischen Bestrebungen wird allerdings immer wieder in Frage gestellt, was zum Teil berechtigt zu sein scheint, da sie keine öffentliche Fürsprecherin der Frauenrechte war. Aus Roßbachers Sicht geht aber eindeutig hervor, daß sie mit vielen Zielen der Frauenbewegung sympathisierte, insbesondere mit denen, die die benachteiligte Stellung des weiblichen Geschlechts in der Bildung und in der Eheschließung betrafen. In Werken wie „Lotti, die Uhrmacherin“ und „Komteß Paula“ setzt sie sich mit allen Kräften für die Gleichberechtigung der Frauen ein.

Das erörterte Werk von Roßbacher wird dem gesetzten Ziel, einen Querschnitt des geistigen Lebens der Gründerzeit mit Einbeziehung des Schaffens der drei prägendsten dichterischen Persönlichkeiten der Epoche zu bieten, hervorragend gerecht. Die Frage, wie real und objektiv eine Wiedergabe des geistigen Lebens aufgrund der dargestellten Welt in literarischen Werken erfolgen und dem Interessenten eine ebenfalls objektive Beurteilung einer längst verschwundenen Welt erlauben kann, ist umstritten, ebenso wie das ewige Problem des Realitätsanspruchs literarischer Werke. Trotzdem scheint diese Arbeit weitgehend überzeugend (mit zeitgenössischen Zitaten und Fakten) belegt worden zu sein. Der Übersichtlichkeit und der Bestätigung des Objektivitätsanspruchs dient auch der Anhang, in dem außer dem Werk- und Personenregister ein reichhaltiges und bedeutendes Verzeichnis der weiteren Sekundärliteratur angefügt wurde.

*Anikó Zsigmond
(Szombathely)*

Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik. — München: Piper 1992. 296 S.

„Rahels Lebensgeschichte so nachzuerzählen, wie sie selbst sie hätte erzählen können.“ — ist das Ziel von Hannah Arendt, wie sie es im Vorwort des Buches formuliert. Die Autorin schreibt nicht einfach eine Biographie über Rahel, über ihre Stellung, Bedeutung und Wirkung in der Romantik — diese Aufgabe hat die Literaturgeschichtsschreibung schon längst geleistet. Auch die besondere Rolle der Juden im deutschen literarischen Leben ist in zahlreichen Studien und Traktaten erörtert worden.

Hannah Arendt versucht, die Persönlichkeit von Rahel Varnhagen, eine der interessantesten Frauen der deutschen Literaturgeschichte, lebensnah darzustellen, ihre

Gedankenwelt, ihr Lebensgefühl bildhaft zu schildern. Der Autorin ist es gelungen, die Lebensgeschichte dieser ungewöhnlichen Frau nach den originalen Quellen, die Rahel hinterließ, ebenso einfühlsam wie erhellend nachzuvollziehen. Sie stützt sich dabei auf ein umfangreiches, teilweise schon veröffentlichtes, aber in erster Linie ungedrucktes Material; auf die Dokumente des Rahel-Nachlasses: auf den recht ausgedehnten Briefwechsel von Rahel, den sie unter anderem mit Rebecca Friedländer, Paulina Wiesel, Friedrich von Gentz, August von Varnhagen, Karl Gustav von Brinckmann, Alexander von der Marwitz und dem Jugendfreund David Veit geführt hat.

So ist eine große „innere Biographie“ entstanden, eine genau dokumentierte und zugleich romanhaft spannende Darstellung einer der bedeutendsten Frauen der ausgehenden Goethe-Zeit, deren Geist und Persönlichkeit das kulturelle Leben stark beeinflusste, die für eine der gebildetesten Frauen ihrer Zeit gehalten wurde, von der sich jeder faszinieren ließ. Ihr Berliner Salon war für ein Jahrzehnt Treffpunkt der Romantiker und der Anhänger des Vormärz, ein geistiges Zentrum für bedeutende Zeitgenossen wie Clemens von Brentano, Achim von Arnim, Carl Maria von Weber ebenso wie für Alexander von Humboldt, Ferdinand Lassalle, Heinrich Heine u. a. Durch die Darstellung von Rahels Leben, durch ihr Ringen mit ihrer jüdischen Herkunft, und durch ihren Protest gegen die daraus folgende Ausgeschlossenheit aus der Gesellschaft zeichnet sich auch das exemplarische Schicksal der Jüdin, die die Erfahrung des Andersseins immer wieder belastend und stimulierend in seiner ganzen Ambivalenz — Judentum als Makel und Auszeichnung — erlebt. In dieser Weise legt Arendts Buch trotz aller seiner Subjektivität Gesetzmäßigkeiten bloß, die nicht nur Rahel betreffen. Der Verfasserin ist mit dieser Biographie zugleich ein herausragendes Stück Geschichtsschreibung über das deutsche Judentum im 19. Jahrhundert und das Doppelgesicht der jüdischen Assimilation gelungen.

Als Anhang zur Biographie folgen eine Auswahl von Rahels Briefen und einige Auszüge aus ihrem Tagebuch, so kann der Leser u. a. auch durch ihr unsicheres, aber charmantes Deutsch eine ganz unmittelbare Erfahrung gewinnen.

Mónika Kusztor
(Budapest)

Norbert Winkler – Wolfgang Kraus (Hrsg.): Franz Kafka in der kommunistischen Welt. Schriftenreihe der österreichischen Franz Kafka-Gesellschaft. Band 5. — Wien – Köln – Weimar: Böhlau Verlag 1993. 154 S.

Als fünfter Band der Schriftenreihe der Franz Kafka-Gesellschaft ist ein Band entstanden, der über die Kafka-Leser in aller Welt hinaus auch besonders in den osteuropäischen Ländern auf Interesse bei den nicht in erster Linie Kafka bevorzugenden Lesern stoßen wird, da der Titel *Franz Kafka in der kommunistischen Welt* lautet und somit schon angedeutet ist, daß es im Band ganz allgemein auch um die Reaktionen der kommunistischen Welt auf einen Autor gehen wird, den man offiziell zu den unbequemen, ja ausgesprochen gefährlichen rechnete. Grundlage des Bandes sind die im Jahre 1991 in Klosterneuburg vorgetragenen Referate auf dem Franz Kafka-Symposium, das dadurch, daß viele der Vortragenden auch Leidtragende der kommunistischen Kulturpolitik ihrer Länder waren, bewegende und erschütternde Aussagen zur eigenen Biographie bot — was man auch diesem Band entnehmen kann.

Die Rolle von Kafkas Werk für die Selbstbewußtwerdung von Literatur und Literaturwissenschaft ist der Beitrag von Penka Angelova betitelt, in dem sie der Frage

der offiziellen Rezeption Kafkas in der marxistischen Literaturwissenschaft nachgeht. Als drei wichtige Etappen sieht sie hierbei die Kafka-Debatte um Brecht, Benjamin, Adorno und Scholem in den 40er Jahren, dann in den 50er Jahren das Spannungsfeld zwischen Franz Weiskopfs Aufsatz *Kafka und die Folgen* und der Kafka-Konferenz im Jahre 1963 in Liblice sowie schließlich in den 70er und 80er Jahren die neuen Annäherungsversuche an Kafka in der DDR.

Eduard Goldstücker stellt die grundlegende Frage, an der man bei der Behandlung des Themas nicht vorbeigehen kann, im Titel seines Vortrages: *Warum hatte die kommunistische Welt Angst vor Franz Kafka?* Die Antwort ergibt sich nicht nur aus der Beschaffenheit von Kafkas Werken, die den Postulaten des sozialistischen Realismus diametral entgegengesetzt waren, sondern auch aus den Zeitumständen: das, was die offizielle Kulturpolitik im allgemeinen das „Modernistische“, „Formalistische“, „Dekadente“ und „Pessimistische“ nannte, ist zwar auch in den Werken von Joyce und Proust zu finden, doch wurden letztere Autoren nicht derart totgeschwiegen wie Franz Kafka, wofür zusätzlich zu den Themen in Kafkas Werken noch der Umstand verantwortlich gemacht werden kann, daß in den 50er Jahren Kafka zu den meistdiskutierten Autoren im Westen gehörte und er von den westlichen Propagandisten zu ihren eigenen Zwecken genutzt wurde — weshalb Moskaus Ideologen Kafka umso mehr als westliche Schmuggelware, als getarnten ideologischen Sprengstoff ansahen.

Stefan H. Kaszynski beschäftigt sich mit *Franz Kafka in Polen. Aspekte der Rezeption und Nachwirkung*, wobei er als Gesichtspunkte die Vermittlung des Werkes an den polnischen Leser, das Werk als Gegenstand der Literaturkritik, Essayistik und Literaturwissenschaft sowie das Phänomen der Nachwirkung und Inspiration für polnische Schriftsteller nimmt. Dabei ist beachtenswert, daß es in Polen bereits früh, noch vor dem II. Weltkrieg eine Tradition der Vermittlung der Werke Kafkas an polnische Leser gab, die auch nach 1945 nicht abnahm.

Der häufig gebrauchte Ausdruck „kafkaesk“ steht mit dem erläuternden Untertitel „Die Bedeutung eines Wortes im real existierenden Sozialismus oder Franz Kafkas Prozeß gegen Josef St.“ im Mittelpunkt der Betrachtungen von Endre Kiss. Das Werk Kafkas sei durch die auf Grund des Prinzips des sozialistischen Realismus agierende Kritik (Zensur) als „nicht real“, als „nicht wirklich“ abqualifiziert worden, wobei geradezu grotesk, ja „kafkaesk“ war, daß der für sich selbst die Widerspiegelung der Wirklichkeit in Anspruch nehmende sozialistische Realismus nichts stärker verfolgte als Werke, in denen die Wirklichkeit konsequent wiedergegeben wurde — wie etwa in den Werken von Solženizyn.

Die Anfänge der Kafka-Rezeption im serbokroatischen Sprachraum liegen im Jahre 1953, als die erste Übersetzung von Kafkas *Prozeß* in serbokroatischer Sprache vorlag — erfahren wir aus dem Beitrag von Mirko Krivokapic. In einem Umfeld, in dem die Literatur die Aufgabe hatte, mit den politischen Zielen des Landes im Einklang zu stehen, traf das Werk Kafkas auch hier auf politische und ideologische Vorbehalte, doch war die offizielle Kunstauffassung, die man als „sozialistischen Ästhetizismus“ bezeichnete und die sich als Antwort auf den sozialistischen Realismus begriff, in ihrem Gebahren weniger dogmatisch und duldet solche Autoren wie Kafka.

Jan Grossmans Deutung und Dramatisierung des Prozeß-Fragments beschäftigt Kurt Krolop und daran anschließend lesen wir das Referat *Zur Kafka-Rezeption im tschechischen Drama und Theater der letzten Jahrzehnte* von Jiri Munzar. Während ersterer sich konkret mit der Prozeß-Inszenierung von Jan Grossman beschäftigt, die am 26. Mai 1966 ihre Premiere in Prag hatte, erfahren wir aus dem zweiten Beitrag, daß Franz Kafka nicht nur durch die Dramatisierungen seiner Werke auf den tschechischen Bühnen präsent war, sondern eine Reihe von Autoren auch zu Stücken inspizierte.

Michael Rudnitzki geht in seinem Beitrag *Franz Kafka in der totalitären Welt* der Frage nach, worin für die totalitären Machthaber der Sprengstoff im Werk Kafkas bestand. Der erstarrte Totalitarismus schreckte zurück vor der wirksamen Lebendigkeit der Kunst Kafkas, die — wie Michael Rudnitzki an Beispielen aus seinem eigenen Leben darstellt — immer wieder Kraft im Alltag gab, die unseligen Zustände in der Sowjetunion zu ertragen und ihnen zu widerstehen.

Die Frage *Franz Kafka in der Sowjetunion?* ist der Titel des Referates von Dimitrij W. Satonsky, der bereits sehr früh die Werke Kafkas kennengelernt hatte. Mit Hilfe dramatischer Beispiele erhalten wir ein Bild darüber, mit welchen Opfern und welcher Ausdauer Intellektuelle in der Sowjetunion sich — auch — für die Veröffentlichung der Werke Kafkas einsetzten, welcher Ignoranz sie seitens der Staatsmacht begegneten, sich aber trotzdem durchsetzten.

Bereits im Titel seines Beitrages *Kafka aus Prager Sicht 1963. Ein Rückblick von 1991* deutet Jiri Stomsik an, daß er über die Nachzeichnung der offiziellen Stellung Prags zu Kafka im Jahre 1963 hinaus auch eine Einordnung der damaligen Positionen in eine historische Perspektive zu unternehmen versucht.

Zur Vielschichtigkeit der Kafka-Rezeption in der CSR 1945-1989 lesen wir schließlich noch einen Beitrag von Ludvík E. Václavek.

Wir halten einen interessanten, ja ausgesprochen spannenden Band in der Hand, der vielleicht sogar für die Leser aus dem ehemaligen kommunistischen Block viel-sagender ist als für Leser aus dem Westen, die hier Einblick in eine ihnen weniger bekannte Welt bekommen.

Erkennbar wird dabei den westlichen Lesern am Beispiel des Umgangs der Regime mit Kafkas Werken, daß der Ostblock bei aller Einheitlichkeit — zum Glück — doch kein monolithischer Block war, sondern sehr prägnante Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern existierten. Während in Polen die Kafka-Rezeption geduldet worden war, war es z. B. in der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und in der DDR zu verschiedenen Zeitpunkten nicht möglich, sich mit Kafka zu beschäftigen.

Sicherlich steckt hinter dieser sehr nüchtern-papierenen Feststellung sehr-sehr viel Mut, Einsatz, Engagement.

Mögen sie erhalten bleiben.

Gábor Kerekes
(Budapest)

Max Reinhardt — Die Träume des Magiers. Hrsg. von Edda Fuhrich und Gisela Prossnitz. — Salzburg: Residenz Verlag 1993. 215 S.

„A színészek színházában hiszek“. Max Reinhardt színháza. [„Ich glaube an ein Theater, das dem Schauspieler gehört.“ Max Reinhardts Theater.] Hrsg. Országos Színháztörténeti Múzeum és Intézet. [Landesmuseum und -institut für Theatergeschichte.] — Budapest 1994. 156+12 S.

Ein über seine Epoche und die deutsche Sprachgrenze hinaus wirkender Name erfährt in dem ersten der vorliegenden Werke eine erneute Würdigung. Es bildet zugleich auch den Katalog zu der in vielen europäischen und einigen amerikanischen Städten gezeigten Wanderausstellung, welche die Herausgeberinnen als Angehörige der Max

Reinhardt-Forschungsstätte Salzburg/Wien anlässlich des 50. Todestages des großen Theatermannes (1873-1943) zusammengestellt haben.

Über einen reinen Ausstellungskatalog (ein solcher ist broschiert beigelegt) geht der 215 Seiten umfassende Band weit hinaus. Die Lebens- und Hauptwirkungskreise Max Reinhardts chronologisch verfolgend, entspricht die inhaltliche Gliederung dem Aufbau der Ausstellung: die insgesamt elf Themenkreise werden in dem Werk aufgegriffen, das sich wie ein schillerndes Mosaik aus vielen verschiedenartigen Einzelteilen zusammensetzt.

Beginnend mit der Schilderung der Familienverhältnisse und der Kindheit folgt der Werdegang als Schauspieler, Regisseur, Theatergründer, -besitzer und -leiter sowie Gründer von Schauspielschulen; die wichtigen Orte sind Wien, Salzburg, Berlin, wiederum Salzburg, später Wien mit Berlin konkurrierend; daneben die Gastspiele und Gastinszenierungen in Europa und der Eroberungsversuch der amerikanischen Theater- und Filmwelt; schließlich die Emigration und sein Leben und Schaffen im amerikanischen Exil bis zu seinem Tode.

Die Betonung liegt auf den eigenen Äußerungen Max Reinhardts: diese werden zu dokumentierenden, aufschlußreichen Textkompositionen zusammengefügt. Originaldokumente in Form von Reden, Briefen, Presse-Interviews und persönlichen Notizen Reinhardts wechseln einander ab mit einleitend-erklärenden sowie übergreifend-zusammenfassenden Verbindungstexten der Herausgeberinnen und formen sich zu einem organischen Ganzen.

Dem Leser werden tiefere Einblicke vermittelt in das vielschichtige, umfangreiche Lebenswerk des Künstlers — und durch die Betrachtung des Werkes hindurch wird auch vieles von dem Menschen Reinhardt sichtbar, oder doch wenigstens erahnbar. Hintergründe und Zusammenhänge tun sich auf, und im allgemeinen nicht bedachte Aspekte rücken ins Blickfeld; so zum Beispiel, daß die berühmte „Gastspielfreudigkeit“ Max Reinhardts oft nur ein aus-der-Not-eine-Tugend-machender Rettungsversuch war aus finanziellen oder politischen Zwangslagen heraus.

Sein zäher und zermürbender Kampf mit den Behörden um die Genehmigung seiner Theaterprojekte und baulicher Vorhaben spiegelt sich in den Bewilligungsanträgen wider. Das Verhältnis zu einzelnen Kollegen und engen Mitarbeitern wird ersichtlich aus Briefen und Glückwunschbezeugungen. Sorgfältig zusammengetragen sind die Presseäußerungen, Notizen und aufgezeichnete Gespräche Reinhardts mit seinen Mitarbeitern zu künstlerischen und theatertheoretischen Fragen und Themen: Regie, Bühnenleitung, Spielplangestaltung, Ausstattung, Schauspielereziehung. Da ihm theoretische Abhandlungen widerstrebten und er solche für die Nachwelt auch nicht verfaßt hat, sind dies wertvolle — die einzigen — Quellen aus erster Hand. In einigen Dokumenten äußert sich Reinhardt selbstkritisch zu den Irrgängen innerhalb seines Schaffens. Die teilweise sehr persönlichen Äußerungen zu seinen Träumen und Plänen lassen die inneren Beweggründe, die Triebfeder für sein Handeln erkennen.

Besondere Erwähnung verdient das sorgfältig ausgesuchte, zahlreich eingestreute Bildmaterial, das sich mit jenem in der Ausstellung gezeigten deckt. Vielfalt und Ausgefallenheit sind auch hier kennzeichnend: weniger bekannte Rollen- und Szenenfotos, Privataufnahmen, historische Ansichten der Wohn- und Wirkungsorte, Theater, Spielstätten, Plakatentwürfe, Theaterzettel, Bühnenbildmodelle, Szenenentwürfe, Figurinen, amtliche Dokumente, Urkunden und Handschriften-Faximiles finden sich darunter. Den Schluß bildet die Auflistung biographischer Daten im Anhang, wobei das Hauptgewicht auf den beruflich-künstlerisch bedeutenden Ereignissen liegt. In erster Linie an ein theaterinteressiertes Publikum gerichtet, mag dieses Werk aber auch dem wissenschaftlich Arbeitenden dienlich sein für eine erste breitere Orientierung: die Angabe der Urquelle sowie des Aufbewahrungsortes bei Archivmaterial sind eine nützliche Hilfe.

Das Werk kann als wertvolle Ergänzung angesehen werden zu dem bereits vorhandenen Reinhardt-Material; auf die Wiederholung von schon oft Zitiertem wurde weitgehend verzichtet zugunsten dem Aufzeigen weniger bekannter, neuer und auch ungewöhnlicher Sichtweisen und Zusammenhänge.

Auch in Ungarn findet der Name Max Reinhardts große Beachtung, wie es das zweite Werk, eine gelungene Textzusammenstellung des Landesmuseums und Instituts für Theatergeschichte zeigt. Mit diesem Werk ist dem des Ungarischen Kundigen ein wichtiger Schlüssel in die Hand gegeben; ihm tun sich hier im deutschsprachigen Raum wenig beachtete oder unbekannte Quellen auf hinsichtlich der Bedeutung Ungarns für Max Reinhardt und auch der Bedeutung Reinhardts für das ungarische Theater. Es sind keine unbedeutenden Namen aus der ungarischen Theaterwelt, die hier zitiert werden mit Ausschnitten aus ihren Autobiographien, Lebenserinnerungen, Zeitungsartikeln und Interviews.

Die einzelnen Verfasser, darunter Franz Molnár, stehen selbstredend für sich; lebendige, sehr individuelle Schilderungen über Begegnungen und Zusammenarbeit auf den verschiedensten Gebieten und an den unterschiedlichsten Orten reihen sich aneinander. Im Vordergrund steht die Beschreibung der Arbeitsmethoden Reinhardts, aber auch Persönliches fließt in großem Maße mit hinein, Anekdoten und Erlebnisse tragen dazu bei, ein erweitertes Bild auch von dem Privatmenschen Reinhardt — soweit es diesen überhaupt gab — zu erlangen.

Zusammenhänge kristallisieren sich heraus; der Leser wird Zeuge einer funktionierenden „Mundpropaganda“ und erfährt, wer mit wem durch wen bekannt war. Der Eindruck entsteht, Max Reinhardt und seine ungarischen Kollegen, Mitarbeiter und Freunde bildeten eine sich wechselseitig inspirierende Künstlerfamilie, die immer wieder zu fruchtbarer Zusammenarbeit im In- und Ausland zusammenfand.

Isabella Kesselheim
(Budapest)

Wolfgang Biesterfeld: Aufklärung und Utopie. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur Literaturgeschichte. — Hamburg: Verlag Dr. Kovač 1993. 168 S.

Das vorliegende Werk Biesterfelds kann einerseits als inhaltliche und thematische Erweiterung, Vertiefung und Ergänzung, andererseits als zeitliche und räumliche Verengung und Konzentrierung, aber jedenfalls als Fortsetzung seiner früheren Arbeit *Die literarische Utopie* (Stuttgart: Metzler 1974/1982 = Sammlung Metzler 127) betrachtet werden. Dieses erste Buch gibt einen ausführlichen chronologischen Überblick über die Gattungsgeschichte der literarischen Utopie (von Platons *Politeia* bis zu der Science Fiction des 20. Jahrhunderts): d. h. keine tiefgreifenden philosophischen und literarischen Analysen der Texte, sondern in didaktischer Hinsicht unentbehrliche Erklärungen der wesentlichen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Epochen, innerhalb der einzelnen Perioden und im Rahmen der „führenden“ Nationalliteraturen — mit philologisch sehr präzisen Hinweisen auf die Primär- und Sekundärliteratur zum Thema. Das kürzlich veröffentlichte Werk hingegen enthält eine ziemlich heterogene Sammlung von Einzeluntersuchungen, die fast ausschließlich die aufklärerische Utopie-Problematik thematisieren. Diese Auswahl ist geistes- und gattungsgeschichtlich durch

die Epoche selbst bedingt: die literarische Utopie scheint eine sehr adäquate Ausdrucksform der optimistischen Denkart der Aufklärung gewesen zu sein.

Was der Autor unter dem Begriff der literarischen Utopie versteht, wird erst im vorletzten Aufsatz der Sammlung genau definiert:

Seit Morus [...] bezeichnet man als Utopie die Vorstellung von einer bisher nicht realisierten Gesellschaft, das Muster einer Organisation menschlichen Zusammenlebens, für das die Geschichte noch kein Beispiel bietet, die Gesellschaftsfiktion, die sich durch die unvollkommene Wirklichkeit zum Entwurf einer besseren Möglichkeit herausgefordert sieht. (S. 139)

Im Sinne dieser Auffassung wird die Thematik jeder Einzelschrift behandelt.

Das Buch besteht aus zwölf, zwischen 1972-1993 geschriebenen, Aufsätzen und Vorträgen. In den ersten zwei Schriften werden uns in ihrer Gattung und in ihrem ästhetischen Wert völlig unterschiedliche Werke vorgestellt: *Friedrichs des Großen Antimachiavell als Text der Literaturgeschichte* und *Friedrich der Große als epischer Held: Daniel Jenischs Borussias* (1794). Wodurch die beiden Werke miteinander eng verbunden sind, ist die Gestalt des Preußenkönigs Friedrichs des Großen, dessen Persönlichkeit und Tätigkeit für die deutsche Aufklärung von großer Bedeutung war. Im ersten Aufsatz erscheint Friedrich als **Autor** eines Werkes, im zweiten als **literarischer Held**.

Der *Antimachiavell* Friedrichs als politisches Pamphlet des „aufgeklärten Absolutismus“ gegen die Ideen des Renaissancedenkers Machiavelli ist schon vielseitig analysiert worden. W. Biesterfeld behandelt das Dokument als literarischen Text; sein Vorhaben heißt: neben dem geschichtlichen Hintergrund und den Entstehungsbedingungen „ein Auge zu haben [...] auf Textgestalt und Überlieferung, auf das Verhältnis Autor-Adressaten, auf die Gattung, auf die Verarbeitung der Tradition, auf die Rezeption“. (S. 7) Die größte Leistung des Verfassers besteht in der Gattungsbestimmung von Friedrichs Werk als **Fürstenspiegel**, wobei nicht nur die gattungstypischen Merkmale der Schrift sehr überzeugend analysiert werden, sondern mit Feingefühl werden eben jene Kapitel und Charakterzüge des Textes hervorgehoben, die auf die größten Unterschiede zwischen den moral-, rechts- und staatsphilosophischen Auffassungen der so unterschiedlichen Epochen der europäischen Kulturgeschichte verweisen. Am Ende der Arbeit wird die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis Friedrichs angedeutet. Der Widerspruch, der hier nur kurz angesprochen wird, ist für das Thema des zweiten Aufsatzes des Sammelbandes entscheidend: Friedrich der Große als epischer Held, als idealisierte Hauptfigur eines literarischen Werkes konnte nur im Epos eines zweit-rangigen Autors der Aufklärungszeit auftreten — in Daniel Jenischs *Borussias*. Wie bekannt, hatte auch Friedrich Schiller ein Epos auf Friedrich den Großen geplant, aber 1791 schrieb er an Körner: „Friedrich II. ist kein Stoff für mich; [...] er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen“. (S. 28) Die Idealisierung, die dem großen Historiker und Künstler der Zeit nicht gelingt, wird anhand des Stoffes, Friedrich und der Siebenjährige Krieg, von einem schon zu seinen Lebzeiten geringgeschätzten Autor versucht. Daniel Jenisch benennt sein Werk *Borussias* und nicht *Fridericias*, da er — dem Geist der Aufklärung völlig entsprechend — den Preußenkönig zwar zur Hauptperson, aber nicht zum Hauptgegenstand des Epos macht, „weil [...] er sich für sein Volk, nicht aber sein Volk für ihn geschaffen glaubte“. (S. 30) In seiner Textanalyse konzentriert sich W. Biesterfeld auf den aufklärerischen Ideengehalt (Herrscherlob — Herrscherkritik), gibt einige exemplarisch gewählte Textteile des Epos — mit Kommentaren zum Inhalt und zur Sprache, dabei verzichtet er aber auf die ästhetische Analyse und stilistische Wertung des Textes.

Den dritten Aufsatz der Sammlung: *Von der Prinzenziehung zur Emanzipation des Bürgers. Der Fürstenspiegel als Roman im Zeitalter der Aufklärung* kann man vom

theoretischen Standpunkt aus für das wichtigste Schriftstück des Sammelbandes halten. Dem Verfasser gelingt es, in den literarischen Gattungen *Utopie* und *Fürstenspiegel* neben dem grundsätzlich Gemeinsamen (aufklärerisches Erziehungsprogramm) auch das entscheidend Unterschiedliche hervorzuheben: das **Statische** in der Utopie (im Idealstaat herrscht der Beste bereits) und das **Dynamische** im Fürstenspiegel (Instrument politischer Pädagogik; Verbesserungsprozess des Herrschers und seines Volkes). Nach der theoretischen Abgrenzung der beiden Gattungen gibt der Verfasser einen für ihn sehr charakteristischen, philologisch präzisen Überblick über die gattungsgeschichtliche Entwicklung des Fürstenspiegels (von der Bibel bis zur Französischen Revolution), wobei er die deutschen Fürstenspiegel-Werke des 18. Jahrhunderts besonders ausführlich beschreibt und typologisiert.

Mit seinem Aufsatz *Theologe, Pädagoge, Literat: Carl Friedrich Bahrdt (1740-1792) als Dramatiker* hatte der Verfasser die Absicht, „einen quicklebendigen Bahrdt zu exhumieren“ gegenüber der Forschungstradition, die „den toten Bahrdt immer wieder exekutiert“. (S. 70) Bahrds Lustspiel *Das Religions-Edikt* (1789) ist und bleibt ein totes Tendenzdrama, das in den philosophisch-religiösen Kämpfen der Zeit (ähnlich wie Lessings Drama *Nathan der Weise*) eine wichtige Rolle gespielt hat, also zu den wertvollen geistesgeschichtlichen Denkmälern des 18. Jahrhunderts gehörte, aber eben im Vergleich zu Lessings Drama ist Bahrds Stück in ästhetischer Hinsicht heute nicht zu rehabilitieren.

In der Schrift über *Christoph August Tiedges Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf* wird ein ganz unbekanntes Gedicht des zu seiner Zeit sehr beliebten, heute aber fast vergessenen Poeten vorgeführt. Nach der Meinung des Verfassers ist „der literarische Rang des Textes [...] nicht eben hoch“ (S. 72), trotzdem ist es sehr interessant, wie sich ein typischer Vertreter der deutschen Spätaufklärung im Jahre 1798 in seinen elegischen Erinnerungen an die verlorene Schlacht des Siebenjährigen Krieges über die Auswirkungen des Krieges, die Gleichheit der Menschen im Tode und die Versöhnungsmöglichkeiten der feindlichen Nationen äußert. Die vorhandene Arbeit bildet eine interessante Ergänzung unserer Kenntnisse von den deutschen spätaufklärerischen Hoffnungen und Bestrebungen.

Das nächste Stück des Sammelbandes ist eine literarische und kulturgeschichtliche Kuriosität: *Ein früher Beitrag zu Begriff und Geschichte der Utopie. Heinrich von Ahlefeldts Disputatio Philosophica de Fictis Rebuspublicis*. Dieses Werk ist die Dissertation eines jungen Kieler Wissenschaftlers vom Jahre 1704 in deutscher Übersetzung von W. Biesterfeld — mit seiner einleitenden Analyse und seinen Erläuterungen zum Text. Wenn auch „die wissenschaftliche Leistung sowie die äußere Form der Arbeit des jungen Doktoranden nach heutigen Gesichtspunkten bedenklich erscheinen müßten“, wenn auch „seine Reihe der Staatsdichtungen unvollständig ist“ (S. 86) und wenn auch die selbständige Autorenschaft des sehr jungen v. Ahlefeldt teilweise fragwürdig ist (S. 104), kann die Dissertation, ihre deutschsprachige Ausgabe und die Analyse des Werkes als eine sehr wertvolle Leistung der Kieler Germanistik auf dem Gebiet der Aufklärungsforschung betrachtet werden.

Über ähnliche literarische Entdeckungen berichtet sein Aufsatz: *Glückselige Insel und Staat ohne Religion. Zwei kleine Utopien von Johann Gottlieb Faber (1717-1779)*. Im Buch Fabers *Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart* (Tübingen bey Johann Georg Cotta, 1753) stieß Prof. Biesterfeld — auf der Suche nach vergessenen Fabeln — auf diese vergessenen Utopien. Beide Texte, die hier in der Sammlung veröffentlicht werden, beschäftigen sich mit sehr wichtigen Fragen der Aufklärung. Parallelen der Texte wie z. B.: Gott und Monarch, biblischer Schöpfungsbericht und utopischer Entwurf, Paradies und status naturalis (S. 163) werden die Literaturwissenschaftler zur weiteren Forschung anregen.

Es gibt noch fünf kleinere, thematisch ganz unterschiedliche Arbeiten in der Sammlung. Zwei von ihnen: *Die Christianopolis-Episode in Johann Michael von Loens Roman Der redliche Mann am Hofe* (1740) und *Brissot plädiert für Morus. Zur Rezeption der Utopia am Vorabend der Französischen Revolution* sind mit der Aufklärungsthematik des 18. Jahrhunderts eng verbunden und ergänzen die schon früher behandelte gattungsgeschichtliche Problematik der Fürstenspiegel- und Utopia-Traditionen.

In dem Aufsatz *Frauenutopien. Die Frau als Problem, Thema und Verfasserin der literarischen Utopie* findet man die am Anfang zitierte Utopie-Definition von wiederholt. Auch für den bedeutet „die Klassifizierung einer Utopie als feministisch oder (noch) nicht feministisch“ (S. 147) — wie jeder solche Klassifizierungsversuch der feministischen Literatur im allgemeinen — keine einfache Aufgabe. Deshalb bleibt sein Versuch „ein gedrängter Überblick“ (S. 149) — aber mit zahlreichen interessanten Informationen, Hinweisen und Zielsetzungen für die zukünftige Forschung zu dem Thema.

Márta Harmat
(Szeged)

Walter Myß (Hrsg.): Lexikon der Siebenbürger Sachsen. Geschichte, Kultur, Zivilisation, Wissenschaften, Wirtschaft, Lebensraum Siebenbürgen (Transsilvanien). — Thaur bei Innsbruck: Wort und Welt Verlag 1993. 624 S.

Das nun vorliegende Lexikon ist tatsächlich ein langentbehrtes Werk: es faßt als erstes den in Jahrhunderten akkumulierten geistigen Schatz dieses kleinen Volkes von etwa zwei-drei Hunderttausend Menschen zusammen. Bei der Redaktion des Werkes hat man keine Grundforschung getrieben, aber das mindert nicht den Wert des Bandes, weil die Systematisierung der bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse auch so viel zu viel Arbeit von der kleinen Gruppe der Mitarbeiter verlangt hat.

Die Zusammenstellung des Schlagwortkatalogs des Lexikons durfte wohl schwierig sein, weil die schlechten materiellen Zustände die Veröffentlichung von Fachlexika nicht ermöglicht hatten, deshalb sollte die ganze Kultur der Siebenbürger Sachsen in ein einziges Werk aufgenommen werden. Die Redaktion hat sich aus diesem Grunde für Botanik, Brauchtum, Geographie, Geschichte, Pädagogik, Musik, Theologie und Wirtschaft entschieden und der Literatur und Sprachwissenschaft ist auch ein angemessener Platz eingeräumt worden. Ferner ist es auch problematisch den Begriff 'Sachse' zu definieren, da dieser im Laufe der Geschichte eine immer wandelnde Bedeutung gehabt hat. Weil ein solches Schlagwort fehlt, versucht ihn der Herausgeber im Vorwort zu konturieren, das aber nicht mehr als die schon längst bekannten Mythen zu wiederholen vermochte. Wären die Sachsen also eine Nation, Nationalität, ein Volk oder Volkssplitter? Sie seien keine Nation, weil sie keinen Staat gegründet und gegen „niemanden einen Angriffskrieg geführt“ (S. 5) hätten. Sie seien dagegen eine deutsche Volksgruppe, die „gegen die dunklen Kräfte“ kämpfen müßte, die sich als „Bollwerk der Christenheit“ erwiesen habe und die trotz allem „Hüter westlicher Kultur“ geblieben sei. Die Sachsen seien sogar Vermittler „einer überlegenen Kultur“ im südosteuropäischen Raum. Diese Auffassung ist das Erbe der Romantik, die heute kaum mehr salonfähig ist und die wissenschaftliche Erfassung dieser Kultur auch nicht vorantreibt. In Südosteuropa behaupten ein Dutzend Völker, sie hätten das Christentum gerettet, und ein halbes Dutzend, sie seien Vorposten westeuropäischer Gesittung.

Außerdem ist es eigentlich unmöglich, Kulturen nach einer Werteskala in eine Reihe zu stellen: Myß verwechselt die Kultur mit der Technik, wobei allgemein anerkannt wird, daß die Sachsen in Siebenbürgen in gewissen Perioden technisch am meisten entwickelt waren. Dieses romantische Selbstbewußtsein wird auch dadurch gesteigert, daß im Vorwort auch die Ausgewanderten zahlenmäßig zu den Sachsen gerechnet werden, obwohl darüber keine Daten vorliegen, in welchem Maße diese ihre Identität bewahrt haben, geschweige denn darüber, ob man Identität überhaupt messen kann.

Das Lexikon in seiner Gesamtheit hat aber keine romantische Grundstimmung: die Schlagwörter sind konsequent verfaßt und gut ausgeführt, es wird sehr sachlich berichtet. Man bekommt ein klares Bild über diese kleine Nation und sogar über die Nachbarvölker. In diese Enzyklopädie wurden nämlich nicht nur wichtige sächsische Persönlichkeiten aufgenommen, sondern auch diejenigen der Nachbarn, die für die siebenbürgisch-deutsche Kultur etwas geleistet haben, oder aber Impulse vermittelt haben. Die Ortsnamen sind auch Rumänisch und Ungarisch angegeben, so wird die Orientierung erleichtert, beim letzteren leider mit vielen Tippfehlern. Das Werk ist in einem sehr günstigen politischen Klima entstanden und es weiß auch, dieses zu nützen: frei, ohne jeglichen Zwang und Vorurteile versucht es, auch die Beziehung der Sachsen zu den anderen Völkern Siebenbürgens zu beschreiben, so wird über die Juden, Rumänen, Szekler und Zigeuner im transsilvanischen Raum berichtet. Schade, daß dem Arbeitskollektiv am Ende die Kräfte ausgegangen sind, und statt „Ungarn in Siebenbürgen“ ein historisches Schlagwort steht, wo dieses Land als „mittelalterliches Königreich“ definiert wird. Man kann aber durchaus sagen: wir haben ein siebenbürgisches Lexikon in der Hand und nicht nur ein sächsisches, was man über das in vieler Hinsicht ähnliche Romániai Magyar Irodalmi Lexikon (Lexikon des ungarischen Schrifttums in Rumänien) nicht behaupten kann.

Die Schlagwörter über die Literatur sind größtenteils von Stefan Sienerth bearbeitet worden. Sie erfüllen ausgezeichnet das gesetzte Ziel, eine objektive Zusammenfassung zu geben und ein erster Wegweiser zu sein. Die kurzen Berichte übertreffen die bisherigen Nachschlagewerke in ihrem aktuellen Stand und mit Angaben zu weiterführender Literatur sowie mit solchen Schlagwörtern, die offensichtlich in gewollt kurzgefaßter Form über ganze Perioden Übersicht geben. Es fehlt aber der Vormärz, die bedeutende Chronikliteratur des 17.-18. Jahrhunderts und die umstrittene Blütezeit. In der nächsten Auflage wäre es gut, nebst diesen dann auch Walter König, den großen Organisator, Georg Maurer, den in der DDR einen Namen gemachten Dichter, Bruno Zikeli, den ehemaligen Chefredakteur der Hermannstädter Zeitung, und vielleicht Johannes Tröster, den Verfasser der ersten Beschreibung Siebenbürgens, aufzunehmen.

Der Rezensent hatte heimlich die Hoffnung gehegt, daß dieses siebenbürgische Lexikon die verschollene Tradition der gemeinsamen, völkerübergreifenden transsilvanischen Literatur wiedererwecken wird, zu dem auch Sachsen beigetragen haben. Aber die Namen von Johann Seivert, der die *Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihrer Schriften* (1785) herausgegeben hat, oder Friedrich Schuler-Libloy, der durch seinen *Kurzen Überblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens* (1857) bekannt geworden ist, fehlen. Und nicht nur, daß Georg Jeremia Haners Werk *De scriptoribus rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum saeculi XVII. scriptisque eorundem* unerwähnt bleibt, zu Haner selbst läßt sich lediglich die nichtssagende Information finden, daß er „als Bischof die Tätigkeit und den häufigen Zusammentritt der Synoden [förderte]. Im Auftrage der Regierung sollte bes. auf die Visitation der Schulen geachtet werden.“ Das letztgenannte Werk hat alle in Siebenbürgen tätigen Wissenschaftler vorgestellt, auch Martin Opitz zum Beispiel, der Siebenbürgen — gelinde gesagt — nicht mochte.

Das Lexikon leidet darunter, daß an manchen Schlagwörtern die nötigen Verweise auf andere Wissenschaftsgebiete fehlen. Sachs von Harteneck ist nur als historische Persönlichkeit beschrieben, und es wird nicht erwähnt, daß er das schönste Barock-Gedicht geschrieben hat. Ähnlich ist es Lutz Korodi ergangen, dessen Leistungen als Politiker gewürdigt werden, aber unberücksichtigt bleibt, daß er über die deutsch-ungarische Freundschaft Essays schrieb. Die literaturwissenschaftlichen Bemühungen des Linguisten Richard Huß werden nicht gewürdigt, ebensowenig wie seine „kriegsliterarische“ Tätigkeit. Das ist aber zu verstehen, weil auch bei anderen Literaten (Regine Ziegler, Heinrich Zillich) die ästhetisch und moralisch angreifbaren Werke nicht erwähnt worden sind.

Die Schlagwörter zur Literatur sind teilweise auch programmatisch: Sie konfrontieren Meinungen und damit weisen sie auf zukünftige Forschungswege. Was ist mit dem sozialistischen Realismus zu tun? Und wie soll man die nicht besonders gut gelungenen Werke der wegen ihnen verurteilten Schriftsteller analysieren? Viele solche Fragen stellt sich der aufmerksame Leser des Lexikons, und hoffentlich wird er auf die Beantwortung nicht lange warten müssen. Alles in allem hat man damit ein sehr nützliches und gutes Lexikon.

András Balogh
(Budapest)

Eckhard Heftrich – Helmut Koopmann (Hrsg.): Thomas Mann und seine Quellen. Festschrift für Hans Wysling. — Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1991. 319 S.

Freunde und Kollegen ehrten 1991 mit einer Festschrift Hans Wysling, den Leiter des Züricher Thomas-Mann-Archivs zu seinem 65. Geburtstag. Nach Thomas Manns literarischen Quellen forschend verfolgen die Verfasser der einzelnen Aufsätze die in diesem Forschungsbereich maßgebende Methode Wyslings, nach der es in erster Linie nicht auf das bloße Aufzeigen der Quellen, sondern vielmehr auf die Darlegung der literarischen Realisation von Erlebnissen, auf das Begreifen des Werks im Entstehen ankommt.

Eckhard Heftrich, der Präsident der Thomas-Mann-Gesellschaft formuliert in seiner einleitenden Studie eine der wesentlichsten Aussagen des Bandes, indem er in Bezug auf das Werk Manns das Verfahren als „höheres Abschreiben“ bezeichnet und somit den Unterschied zwischen der primären und sekundären Quellendefinition erklärt. In diesem Sinne umfaßt der Begriff „literarische Quelle“ alles, woraus der Schaffende bewußt oder unbewußt schöpft, sei es private Korrespondenz, seien es Zeitungsartikel beliebiger Art, fachliche Informationen oder weltliterarische Anregungen. Charakteristisch ist dabei das Ineinanderfließen des früher Erlebten mit Informationen, die mit den eigenen gegenwärtigen Plänen übereinstimmen. Für Thomas Mann ist nicht die Quelle selbst interessant; das literarische Vorhaben betreffend sucht er vor allem nach geistiger Gemeinsamkeit (z. B. nicht einmal nach Ähnlichkeiten der Atmosphäre). Auf diese Weise kommt es oft zu Übernahmen abstrakter Art, die sich in formalen oder sprachlichen Entsprechungen usw. manifestieren. Für Mann war es charakteristisch, das Leben als „Kunstereignis“ aufzufassen, das die Wiederholung mythologischer Schemen mit sich bringt und daher dem Künstler zwecks eines höheren Abschreibens die Veranschaulichung der Ursprünglichkeit zur wichtigsten Aufgabe macht.

Prinzipiell gemeinsam ist in den 12 Abhandlungen des Bandes die Methode der Quelleninterpretation statt der der Quellenbeschreibung. Das Erbe von Goethe bei Thomas Mann ist in diesem Zusammenhang nicht als teilweise oder gar gänzlich übernommenes Prinzip künstlerischer Betrachtungsweise, sondern als Selbstbestätigung zu interpretieren. Thomas Mann verdankt dieser Auffassung entsprechend Goethe keine neuen Anregungen; er fand in ihm vielmehr die eigene Argumentations- und Denkweise betreffend einen „geistigen Wegweiser“.

Bestätigung der eigenen Position sucht er auch bei den Autoren, die ihm bei den Vorarbeiten der *Betrachtungen eines Unpolitischen* nicht nur als Stofflieferanten, sondern als prägende Vorbilder der dem Werk zugrunde liegenden Denkform zu Hilfe kamen. Nach Hermann Kurzke ist dabei vor allem Dostojewski hervorzuheben, der stofflich zu fast allen diesen Themen beitrug. Eigenartig ist allerdings die Art und Weise, wie sich Thomas Mann die Begriffe des russischen Schriftstellers zu eigen macht. Infolge der unterschiedlichen kulturellen Beschaffenheit und verschiedener Lebenslagen verliert nämlich manche bei Dostojewski eindeutige Argumentation an ursprünglicher Gültigkeit, sobald sie von Thomas Mann in einen grundsätzlich andersartigen Zusammenhang versetzt wird. Um exakt zu bleiben, löst er diese Paradoxie auf, indem er einige Begriffe von Dostojewski einerseits spaltet, andererseits nicht streng wissenschaftlich, sondern bloß als Stoff, Rohmaterial anwendet (künstlerisch-formale Quellenbenutzung).

Die Korrespondenz mit Otto Grautoff stellt so z. B. nur insofern eine Quelle für Thomas Mann dar, daß der Adressat Grautoff als ein bloßes alter ego verstanden wird, in dessen Gestalt der Briefpartner Mann sich selbst, seine eigenen Vorstellungen über Kunst und Literatur überprüft.

Zwei Studien haben Mythosinterpretationen zum Gegenstand. Hans-Joachim Sandberg geht in Bezug auf die Novelle *Tod in Venedig* den Vorbildern des griechischen Gottes Dionysos nach und anhand einer Reihe konkreter mythologischer und philosophischer Quellen zerlegt er das Werk Manns im Spiegel einer sich in Lesererlebnissen aufgebauten sog. „Lebenskunst“, in der erlebte Wirklichkeiten von der erlesenen nicht getrennt werden können.

Werner Fritzens Arbeit liegt die Gestalt Aphrodite Anadyomenes, der „nackt aus der Flut auftauchenden und bald wieder verschleierten“ Göttin zugrunde, wobei er vor allem die Kunst der verschlüsselten Anspielung und deren Ausbau zum Zentralmotiv im Lebenswerk Thomas Manns in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellt. Im Roman *Buddenbrooks* erscheint das Motiv bloß als „Schnörkel und Zitat“, im *Tod in Venedig* bereits als sinnerschließende Metapher, um sich schließlich in der Joseph-Tetralogie mit seinem Assoziationsfeld zusammen zum Leitmotiv, zu einer Art Integrationsmetapher „von all-bezüglicher Verwobenheit“ auszubauen, die sich selbst erzählt und sogar die epische Struktur der Geschichte weitgehend bestimmt.

Manfred Dierks leitet Manns Arbeitsweise von der Psychoanalyse ab, wobei er sich nicht nur — wie sonst üblich — auf Sigmund Freud beruft, sondern Jensens Erzählung *Gradiva* ebenfalls eine wichtige Rolle zuspricht. Er stellt Textpassagen der drei Autoren nebeneinander, um die Entsprechungen aufzuzeigen und somit beinahe Schritt für Schritt zu rekonstruieren, wie Thomas Mann Individuum und Typus, ferner die Zeitebenen der Gegenwart und der mythischen Vorzeit aufeinander bezogen und dadurch das Zusammentreten zweier Realitätsbereiche (das des Grundmusters und seiner gegenwärtigen Wiederholung) erreicht und sie zu einer psychologisierten Zeitlosigkeit verarbeitet hat (Technik der sog. Verdichtung). Die strukturbildende Erzählweise schreibt Dierks dabei Jensen, deren psychologische Durchdringung Freud zu.

Beachtenswert sind die beiden Studien, die sich einerseits mit altdeutschen Quellen in der Kunst Tomas Manns auseinandersetzen (Ruprecht Wimmer), beziehungsweise

den Erlebnis- und Lesestoff analysieren, der auf die Ansichten des Autors über Deutschland auswirkte (Hans-Rudolf Vaget).

Am Ende des Buches findet man ein Register über die Publikationen Hans Wyslings.

Anna Szabó-Peres
(Székesfehérvár)

**Karl-Heinz Hucke: Figuren der Unruhe. Faustdichtungen,
(= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. 64.)
— Tübingen: Niemeyer 1992. 311 S.**

Die ewige, unauslöschliche Sehnsucht alles zu erfahren, alles zu besitzen, entspringt aus dem eigenen Inneren. Sie zu stillen versucht der Mensch aber immer außerhalb, draußen in der Welt. Ein Unternehmen, das von vornherein für den Mißerfolg prädestiniert ist. So wird diese unersättliche Sehnsucht zu einer steten Unruhe, verkörpert auch durch zahlreiche Figuren der Weltliteratur.

Die bekannteste und vollkommenste Verkörperung dieser Unruhe ist die Faustfigur. Faust ist zugleich Sinnbild des im 16. Jahrhundert zum Selbstbewußtsein erwachenden Bürgers und trägt bereits den Keim der Sehnsucht in sich. Das Ziel dieser Sehnsucht ist als Folge der Erkenntnis der eigenen Individualität die Selbstverwirklichung. Von Jahrhundert zu Jahrhundert werden deshalb alle Faustfiguren der Literaturgeschichte immer wieder mit den unüberwindbaren Hindernissen dieser Zielsetzung konfrontiert.

Karl-Heinz Hucke macht in seiner Untersuchung den Versuch, die kritischen Momente dieser Konfrontation darzustellen, indem er in chronologischer Reihenfolge die berühmtesten Faust-Darstellungen der Literatur hinsichtlich des Maßes erreichter Selbstverwirklichung und der Gründe für das jeweilige Scheitern analysiert.

Als erstes führt uns Hucke in die Renaissance, in die erste Station der bürgerlichen Bewußtwerdung, in der die Selbstverwirklichung durch die „studia humanitatis“ zum ersten Mal zur offiziellen geistigen Zielsetzung des Bürgertums wird. 1587 entsteht *Historia von D. Johann Fausten*. Der Hauptheld ist ein Vorläufer dieses Renaissance-Menschen, denn der Weg der Selbstverwirklichung ist für ihn noch die Magie. Hucke sieht Faust in diesem Werk als Gestalt der Tragik des Individuums, in einer Epoche, die strenge lutheranische Prinzipien verfolgt, deren letzter Bezugspunkt aller menschlichen Handlungen das Jenseits ist. In einer solchen Epoche mußte der Schwarzkünstler und Magier Faust notwendigerweise moralisch verurteilt werden und dem Teufel zum Opfer fallen.

Mit einer Lücke von fast 150 Jahren betrachtet Hucke die Aufklärung als nächste Station der Entwicklung des bürgerlichen Denkens, wo er besonders zwei Faustfiguren hervorhebt. Die erste wurde von einem gewissen Christlich Meynenden geschaffen. Im Gegensatz zu seinem Namen löst sich der Autor bei der Darstellung seines Helden von der religiösen Bedingtheit seiner Vorlagen. Im Geiste seiner eigenen Zeit verdammt er Faust, weil dieser sich mit Magie und Aberglauben befaßt, anstatt der Vernunft zu folgen. Dieser Faustfigur stellt Hucke Lessings Faust-Fragment gegenüber und stellt fest, daß in dieser Faustgestalt bereits die Aufklärung selbst in Frage gestellt wird. Faust wird sich der Gefahren und Grenzen der Entdeckung bewußt. Er zieht die Konsequenzen, indem er resigniert: die Erkenntnis ist keineswegs unbegrenzt, wie es die großen Denker der Aufklärung verkündeten.

Ohne Goethes *Urfaust* zu erwähnen, präsentiert Hucke als nächste „Station der Unruhe“ das Werk von Friedrich Maler Müller. Der Held wird hier mit einer bürgerlichen Welt konfrontiert, in der das Individuum seinen Traum von der Selbstverwirklichung zugunsten der Mittelmäßigkeit aufgegeben hat, mit einer Welt, die keine Ideale mehr hat, nur noch Normen, die jede individuelle Bestrebung verhindern. Maler Müller ist selbst skeptisch, was die Möglichkeiten der Selbstentfaltung betrifft und verdammt Faust deshalb zur Trägheit.

Die oben genannten Faustfiguren repräsentieren zwar verschiedene Stufen der Entwicklung des bürgerlichen Denkens, dennoch haben sie etwas gemeinsam. Wie Hucke feststellt, wollten sie die Entfaltung ihrer Persönlichkeit immer innerhalb der Gesellschaft der jeweils gegebenen Zeit. Goethes Faust dagegen strebt die Vollkommenheit im allgemeinen an, in einem einzigen Augenblick, unabhängig von Zeit und Ort. Hucke weist darauf hin, wie Goethe die Entfremdung eines perfekten Individuums von der bürgerlichen Realität darstellt. Denn je mehr der Mensch die Vollkommenheit erreicht, desto mehr entfernt er sich von allem Menschlichen. Vollkommen zu sein heißt Gott gleich zu sein, eine Utopie, die in der bürgerlichen Welt nicht Realität werden kann. Dennoch endet Goethes Drama mit der Apotheose des Dr. Faust: In der letzten Szene tritt in der Person von Faust der Mensch an Stelle Gottes und wird dadurch zu seinem eigenen Herrn und Erlöser. Dieser Augenblick der Vollkommenheit versinnbildlicht laut Ansicht Huckes die Apotheose der ganzen Menschheit.

Während Goethe noch am Schluß von Faust II arbeitet, schreibt Grabbe bereits eine Parodie dieser Apotheose in seinem Werk *Don Juan und Faust*. Hucke sieht die Parodie in der Einengung der unendlichen Perspektive von Goethes Faust in das Milieu des ländlichen Biedermeiers der Metternich-Ära. Nun wird die Utopie der Selbstverwirklichung des Individuums wegen mangelnder Perspektiven endgültig zurückgenommen. Faust ist nun kein Held der großen Taten mehr, sondern nur noch ein Held der großen Worte, denn die Schranken der Wirklichkeit sind unüberwindbar geworden. Seine Ohnmacht schlägt in Destruktivität um.

Als Endstation der Entwicklung des bürgerlichen Selbstbewußtseins betrachtet Hucke das Faust-Gedicht von Lenau, dessen Thema bereits die Hoffnungslosigkeit ist. Selbstverwirklichung und Individualität sind nur noch in Form des Leidens zu erfahren. Die menschliche Existenz selbst wird dem Leiden gleichgesetzt, ohne jede Hoffnung auf Erlösung. Faust will lediglich diesen Zustand verstehen, nicht ändern. Auch er gelangt zur Erkenntnis, daß jede Grenzüberschreitung unmöglich ist. Der Mensch bleibt immer in der Wirklichkeit gefangen und träumt von einem ursprünglichen Zustand der Bewußtlosigkeit, als die quälende Sehnsucht nach Selbstverwirklichung noch nicht geboren war.

Wenn der Anspruch, selbst ein Gott zu sein, aufgegeben werden muß, bleibt lediglich die Resignation, der Selbstbetrug und als letzte Lösung der Selbstmord. Damit ist die Entwicklungsgeschichte der Selbstverwirklichung des Individuums zu Ende, stellt Hucke resigniert fest, ohne die nachfolgenden Faustfiguren der Literaturgeschichte, wie z. B. Thomas Manns *Doktor Faustus* einordnen zu wollen.

Karl-Heinz Hucke erörtert die Veränderungen der Faustfiguren mit logischer Konsequenz, indem er die einzelnen Faust-Darstellungen der verschiedenen Epochen der Literaturgeschichte als Stadien eines einzigen Entwicklungsganges betrachtet. Leider erschweren die oft umständlichen Formulierungen und der allzu schwülstige Nominalstil auch dem germanistisch geschulten Leser den Zugang zu dieser spannenden und gedankenreichen Studie.

Anke Wolter
(Veszprém)

Olga Rösch: Untersuchungen zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. Ein Beitrag zur funktionalen Valenzgrammatik. (= Beiträge zur Germanistischen Sprachwissenschaft 8) — Hamburg: Buske 1994. 164 S.

Das 164 Seiten umfassende Buch von O. Rösch verspricht im Titel und im ersten Kapitel (S. 11) die Untersuchung des „Verhältnisses von Form und Bedeutung“ der von ihr als passivwertig bezeichneten Funktionsverbgefüge aus funktionaler Sicht.

Diese Arbeit, die eine überarbeitete Fassung ihrer Dissertation ist, gliedert sich in fünf Teile:

- (1) Untersuchungsziel und Aufbau
- (2) Voraussetzungen für die Beschreibung
- (3) Interne Struktur der Funktionsverbgefüge
- (4) Semantische Beziehungen im passivwertigen FVG-Satz
- (5) Literaturverzeichnis

Wenn man nun die Proportionen betrachtet, stellt man fest, daß die Hälfte des Buches von vornherein nicht das vorgegebene Thema behandelt. Diese erste Hälfte weist die typischen Mängel einer Dissertation und einer Überarbeitung auf. Das Thema wird aus einem überdimensional weiten Blickwinkel angegangen, und die Verwendung von verwirrend vielen und oft einander widersprechenden Zitaten schärft auch nicht den Blick für das ursprüngliche Thema. Nicht nur die kaum überblickbare Anzahl von Zitaten, auch die falsche Schreibung der Namen und viele fehlende Angaben (z. B. bei Fillmore 1971 oder Askedal 1967 statt 1987) bereiten dem Leser Unannehmlichkeiten.

Auch die Erwartung, den terminologischen Grundapparat und dessen Definitionen in die Hand zu bekommen, erfüllt sie nicht — weder im ersten Teil (wo es logisch wäre) noch später. Das führt dazu, daß sie kontroverse Begriffe gleichwertig verwendet.

Die nächste Überraschung folgt, wenn man die Untertitel (z. B. Passiv und Passivität S. 27, Konversion S. 44, Satzgliedfunktion S. 58) aufschlägt. Das im Untertitel angegebene Thema wird in einigen halben Sätzen nur andeutungsweise behandelt und an anderen — unerwarteten — Stellen im ganzen Buch verstreut wieder aufgegriffen oder auch ohne eine befriedigende Stellungnahme fallengelassen. Im Kapitel „Passiv und Passivität“ geht es z. B. um die traditionelle Aufteilung des Passivs und ihre Terminologie und nicht um die methodologisch notwendige Unterscheidung der beiden Begriffe.

Der Einführung des Begriffes 'medial' widmet die Verfasserin sieben Kapitel, trotzdem kommt sie über die schon im Kapitel 2.2.1.3. (S. 38) angeführten Feststellungen nicht hinaus. Also erhellt dieser Begriff nicht mehr, als ohnehin schon bei der Charakterisierung der passivwertigen Funktionsverbgefüge postuliert wurde, und der ihr überhaupt den — empirisch leicht nachvollziehbaren — Anlaß gab, die Semantik dieser Erscheinung zu untersuchen.

Auch in der zweiten Hälfte des Buches nimmt das passivwertige Funktionsverbgefüge nur eine marginale Stellung ein (es wird ungefähr auf 10 bis 20 Seiten abgehandelt). Andere wichtige und interessante Themen werden übersprungen oder ignoriert (S. 122, S. 124). Die Verfasserin versucht möglichst viele Probleme zusammenzutragen. Diese werden aber nicht genügend beleuchtet und durchdiskutiert.

Wegen den fehlenden Definitionen kann man im ersten Teil keine klare Zielsetzung feststellen, und aus dem selben Grund läßt sich auch kein vertretbarer (oder auch nicht vertretbarer) Standpunkt in der zweiten Hälfte des Buches ermitteln.

Das Literaturverzeichnis bietet eine große Auswahl (177 Artikel und Bücher), vor allem einen geschichtlichen Überblick. Schade nur — über die schon oben erwähnten philologischen Mängel hinaus —, daß sie die neuste Literatur nur wenig rezipiert hat (je zwei Artikel vom Jahre 1990, 1991, 1992).

Edit Görbicz
(Budapest)

Valéria Molnár: Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen. (Lunder germanistische Forschungen 58.) — Stockholm: Almqvist & Wiksell International 1991. 297 S.

Seit den Forschungen von Katalin É. Kiss wird das Ungarische in der generativ geprägten Fachliteratur häufig als Paradebeispiel für eine Sprache bewertet, deren Satzstruktur nicht auf X-bar-theoretischen Annahmen basiert, sondern vielmehr auf den (mehr oder weniger) traditionellen Annahmen über das logische Subjekt und das logische Prädikat. Das X-bar-Schema als Kernstück der Universalen Grammatik (UG) besagt, daß alle syntaktischen Einheiten (Phrasen genannt) inklusive der Sätze nach dem gleichen Muster aufgebaut sind: jede Phrase besteht aus einem spezifischen obligatorischen Element (Kopf), das zusätzlich eine Menge von anderen Kategorien fordert, die sich in ihrem Verhältnis zum Kopf unterscheiden: Objekte sind immer Schwestern zum Kopf, während Subjekte höher in der Hierarchie stehen als Köpfe und Objekte. Eine solche Analyse wird auch für das Deutsche angenommen.

Das Ungarische hingegen sei anders strukturiert. Hier werde die Satzstruktur nach kommunikativer Gliederung aufgebaut. Nach Molnárs überzeugendem Versuch, die syntaktischen Eigentümlichkeiten des Topiks auf der Basis der Pragmatik zu beschreiben, spielen dabei drei traditionelle Auffassungen über die Informationsstruktur eine Rolle: die Topik-Kommentar-Struktur (TKS) (= Darstellungsebene des Satzes), die Thema-Rhema-Struktur (TRS) (= Empfängerebene des Satzes) und die Fokus-Hintergrund-Gliederung (FHG) (= Senderebene des Satzes). Das Topik des Satzes fungiert als das logische Subjekt, zu dem der Kommentar eine prädikative Beziehung aufbaut. Im Prädikat wird also etwas über das Topik ausgesagt. Nun ist aber klar, daß kommunikative Bedürfnisse auch besondere Strukturen erzeugen können. Diese werden durch die FHG erfasst. Durch die FHG wird vom Sprecher (Sender) ein Identifizierungseffekt verwirklicht, den der Hörer als Gliederung in alte und neue Information (TRS) wahrnimmt.

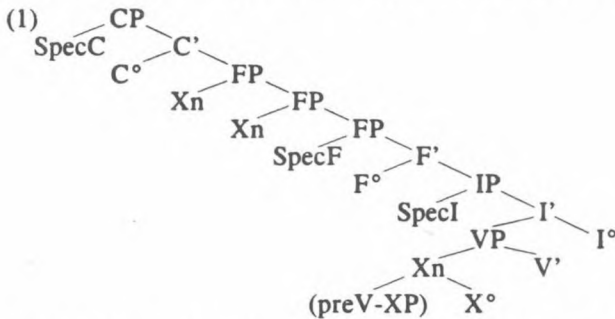
Aus diesen Überlegungen folgt nun, daß eine Untersuchung des Topiks mindestens einen grammatischen (nämlich Syntax) und einen außergrammatischen Aspekt (Pragmatik) enthalten muß. Die FHG ist jedoch mit besonderer Akzentuierung bestimmter Elemente verbunden, was nahelegt, daß auch phonologische Fakten zu berücksichtigen sind. In der Tat legt Molnár ihrer Arbeit diese Gliederung zugrunde. Die Autorin gibt nach der Einleitung (Kap. 1.) zunächst einen kurzen Forschungsüberblick (Kap. 2.), in dem die Grundlagen einer geeigneten Definition des Topiks diskutiert werden. Die Präzisierung dieser Definition erfolgt im Kapitel 3. Im Kapitel 4. wird dann der pragmatische Bezugsrahmen für die grammatischen Korrelate des Topiks erörtert, wobei vor allem auf die Informationsstruktur des Satzes abgehoben wird. Das fünfte Kapitel ist der Syntax des Topiks gewidmet. Hier nimmt die Autorin sowohl eine gründliche Analyse als auch einen Vergleich der deutschen und der ungarischen Satzstruktur vor. Dabei werden die gängigen Theorien über diese Strukturen kritisch

überprüft und weiterentwickelt. Im Kapitel 6. werden die phonologischen Eigentümlichkeiten des Topiks näher angeschaut. Im Sinne einer modularen Auffassung des Grammatik-Pragmatik-Verhältnisses, die Molnár bei ihren Untersuchungen zugrundelegt, besteht nun eine gewisse Korrelation zwischen der Grammatik des Gesagten (d. h. hier Syntax und Phonologie) und dem entsprechenden Gemeinten (d. h. Pragmatik) in einer gegebenen Situation. Einige dieser Konsequenzen werden dann im Kapitel 7. erörtert. Schließlich werden die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen im Kapitel 8. zusammengefaßt.

M. E. bedarf jedoch das oben skizzierte schlüssige Bild zumindest partieller Modifizierungen, wie die folgenden — in erster Linie syntaktischen — Schwierigkeiten zeigen.

1. Die Arbeit von Molnár behandelt einen breiten Themenkomplex. Damit stellt sie selbst einen hohen Anspruch, dem sie aber nur zum Teil gerecht wird. Abgesehen davon, daß sie das Topik als inhärent pragmatische Kategorie begreift (S. 41ff.), widmet sie der Syntax weit mehr Raum (etwa zwei Drittel der Arbeit) als der eigentlichen pragmatischen Charakterisierung. Dies dürfte m. E. damit zusammenhängen, daß man in der Grammatiktheorie eine sicherere Basis zur Behandlung des Topiks hat, während der heutige Zustand der Pragmatiktheorie eine ausführliche Charakterisierung des Topiks als schwierig erscheinen läßt. Nun ist es aber möglicherweise so, daß die faktisch schwierigeren Probleme die theoretisch interessanteren sind. In diesem Sinne hätte hier etwas mehr geleistet werden können und müssen. Man denke beispielsweise an folgende Bereiche:
 - (i) Was sind die pragmatischen Korrelate des syntaktischen Topiks, d. h. welche pragmatischen Bedingungen müssen vorliegen, damit man eine Satzkonstituente syntaktisch als Topik versteht? Molnár skizziert eine Möglichkeit, die jedoch im Detail nicht ausgearbeitet ist.
 - (ii) Es wird öfters darauf hingewiesen, daß das Grammatik-Pragmatik-Verhältnis modular konzipiert ist. Das setzt dann Interaktion zwischen bestimmten Einheiten der Syntax und Pragmatik voraus. Wie dies im Falle des Topiks aussieht, hätte konkreter erläutert werden können.
2. Auf S. 94ff. wird die CP/TP-Hypothese von Müller & Sternefeld (1991) diskutiert. Die Autorin weist — zu recht — darauf hin, daß die Anwendung der Haiderischen Annahme von sog. „matching projections“ zur massiven Übergenerierung führt. Auf der anderen Seite gibt es aber Schwierigkeiten mit dem Prinzip der Sichtbarkeit, da dieses die Annahme einer Topikphrase im Deutschen als ad hoc erscheinen läßt im Gegensatz zu der CP-Projektion. Dies ist aber, soweit ich sehe, im Ungarischen nicht der Fall. Hier ist die Topikphrase klar sichtbar, zumal eine komplementäre Distribution zwischen der Position der subordinierenden Konjunktionen (C°) und den finiten Verbteilen (wie es im Deutschen der Fall ist) nicht vernünftig begründet werden kann. Merkwürdigerweise nützt Molnár diese Beobachtung nicht aus. Man beachte schließlich, daß dies möglicherweise auch ein Argument gegen die Beschreibung des Ungarischen als eine SOV-Sprache darstellt (s. unten).

3. Auf S. 142ff. schlägt Molnár folgende Satzstruktur für das Ungarische vor:



Eine solche Struktur ist aber m. E. aus mehreren Gründen inadäquat.

- (i) Die Aufspaltung der VP ist nicht X-bar-konform. Der vorgeschlagene Aufbau impliziert nämlich, daß die VP quasi zwei Köpfe hat (die Kategorie V' muß auch einen Kopf haben), wofür es überhaupt keine Evidenz gibt. Im Sinne der X-bar Theorie sollte Xn innerhalb der VP eine Projektion von V° sein, nämlich V'. Zwei Kategorien der Barstufe eins als Schwestern voneinander sind aber „unfähig“, eine Phrase zu projizieren.
- (ii) Wenn die VP-interne Subjekt-Hypothese angenommen wird, erübrigt sich die Notwendigkeit einer separaten IP-Projektion. Die IP-Projektion in den traditionell etablierten Vorschlägen für das Englische dient(e) zur Erfassung der besonderen Eigenschaften des Subjekts: das Subjekt bekommt vom Verb eine thematische Rolle zugewiesen, während Kasus von I° in die SpecI-Position weitergereicht wird. Abgesehen davon, daß eine solche Analyse in der letzten Zeit sehr umstritten ist, kann sie für das Ungarische auch nicht zutreffen. Molnár's Idee ist nämlich, daß das Ungarische eine SOV-Sprache ist. Dann müßte sie aber auch eine obligatorische V°-I°-Bewegung annehmen, um die Spezifikator-Kopf-Kongruenz bei Verbletzstellung zu gewährleisten, so wie das bei Marácz (1989: 33ff.) — dem einzig ähnlichen Vorschlag für das Ungarische — passiert. Darüber wird aber nichts gesagt. Die VP-interne Subjekt-Hypothese leistet dies alles (d. h. SOV-Abfolge, und Kasusposition für das Subjekt in SpecVP, so daß die IP-Projektion wegfallen könnte) in einem Zuge, sie wäre also auf jeden Fall vorzuziehen.
- (iii) Laut Molnár besteht die Fokusbewegung aus zwei Operationen: einerseits wird (a) das Verb zunächst obligatorisch in die F°-Position bewegt, und andererseits wird (b) eine maximale Projektion (eine Phrase) nach SpecF verschoben, weil das bewegte Verb unter Adjazenz seine Fokusmerkmale zu vergeben hat. Dies bedeutet nun nicht weniger, als daß in jedem Satz ein fokussiertes Element vorliegen muß. Das ist aber m. E. nicht der Fall, cf.

(2) [XP 'János 'várta 'Évát a 'mozi 'elött]

Janos wartete Eva-Akk vor dem Kino

'Janos wartete auf Eva vor dem Kino'

Unklar ist in diesem Zusammenhang noch, wie (und ob) das vorgeschlagene Modell Fälle erklären kann, wo fokussierte Elemente hinter dem Verb verbleiben.

Schließlich noch eine Beckmesserei am Rande. Die Idee einer selbständigen Fokusprojektion wird auch von Bródy (1990) diskutiert. Er postuliert allerdings eine fakultative Fokusphrase, die nur dann vorhanden ist, wenn ein Element besonders hervorgehoben (d. h. fokussiert) werden soll (BRÓDY 1990:98ff.). Anderenfalls wird der Satz von einer Kategorie dominiert, die sonst neutrale Sätze dominiert (möglicherweise VP, vgl. jedoch É. Kiss (1992:70) sowie Szigeti (1994)). Unter Bezugnahme auf Unterschiede zwischen dem Englischen und dem Ungarischen setzt er diese fakultative FP anstelle der IP an (s. VP-interne Subjekt-Hypothese). Molnár konnte jedoch diese Annahmen nicht diskutieren.

- (iv) Die Topikalisierung wird bei Molnár als Bewegung in eine an FP adjungierte Position begriffen. Abgesehen von der intuitiv einleuchtenden Idee, daß topikalisierte Elemente immer vor fokussierten auftreten, ist eine solche Bewegung aus mehreren Gründen problematisch.
- Es gibt massive konzeptionelle Evidenz gegen die Annahme, daß Topikalisierung als Adjunktion anzusehen ist. Man könnte dann nur schwer zwischen Scrambling und Topikalisierung unterscheiden.
 - Wie Beispiel (3) zeigt, gibt es auch Sätze, wo nur topikalisierte Elemente auftreten, aber keine fokussierten, cf.

(3) Imre 'ismeri Manuela't.

Imre-nom kennt Manuela-acc

'Imre kennt Manuela.'

Es ist m. E. zumindest problematisch, anzunehmen, daß in diesem Fall das vorn stehende Element in die an FP adjungierte Position bewegt wird, wobei SpecFP ungefüllt bleibt, zumal die Abfolge in (3) mit der Abfolge übereinstimmt, die die meisten Sprecher als unmarkiert empfinden (vgl. (2) oben).

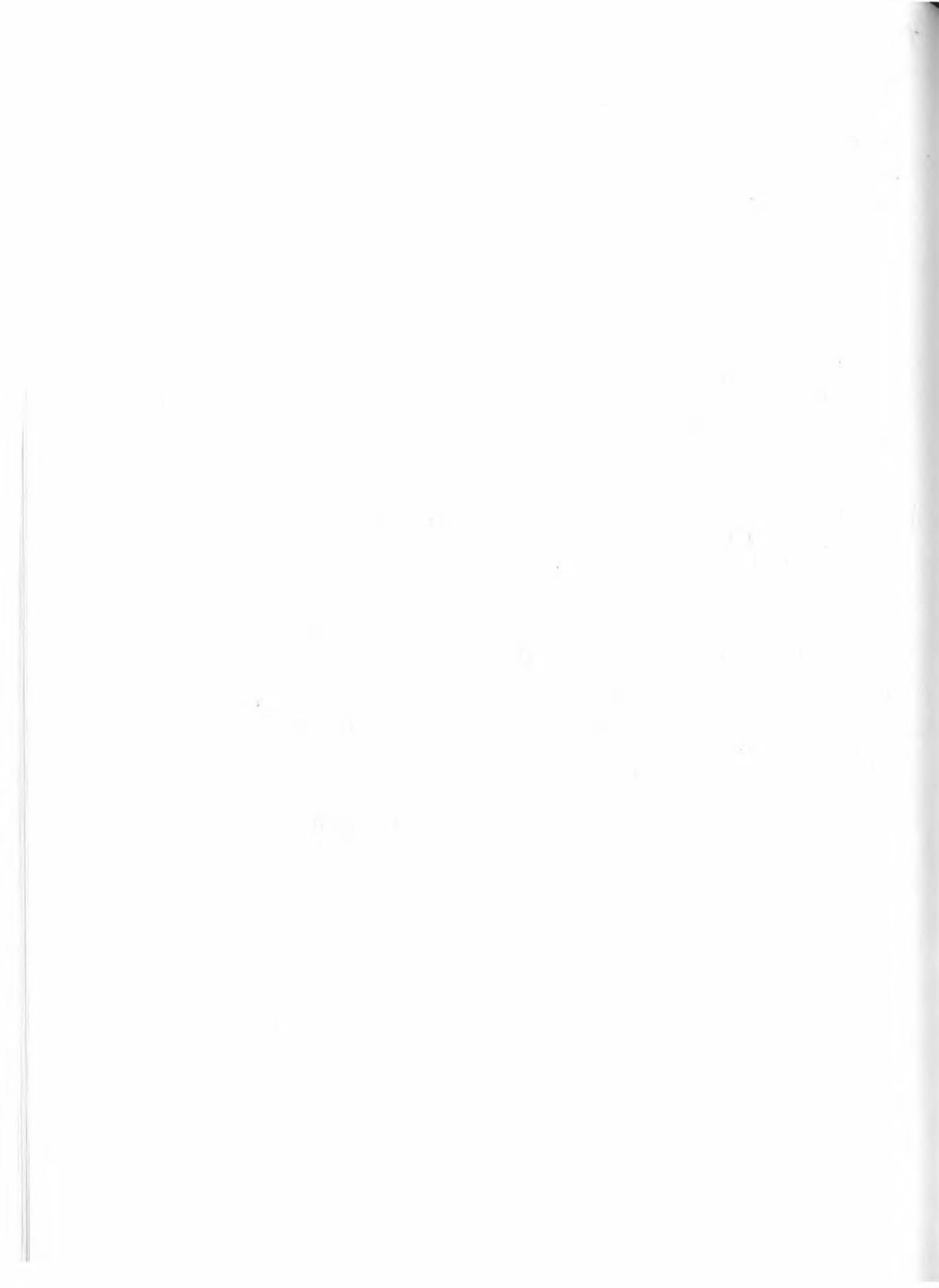
- (v) Möglicherweise ist hier die Autorin zu einer Argumentation gezwungen, die sie überhaupt nicht führen sollte. Man beachte, daß mehrere ihrer Argumente für die vorgeschlagene Satzstruktur auch aus einer SVO-Grundabfolge ableitbar sind (vgl. insbesondere S. 151f.). Dies hätte dann auch den Vorteil, mehr im Einklang mit den Daten zu stehen (vgl. (2) und (3)).
4. Molnárs Arbeit ist bislang die einzige unter den generativistisch geprägten Studien, die eine kontrastive Untersuchung vornimmt, die das Verhalten des Deutschen im Vergleich zum Ungarischen untersucht. Ein großes Verdienst der Autorin ist weiterhin, daß sie dies unter Mitberücksichtigung der Pragmatik tut, indem sie von einer pragmatisch orientierten Definition von Topik ausgeht und versucht, diese Kriterien bei der Analyse beider Sprachen geltend zu machen. Natürlich kann eine erste Arbeit nicht alle Probleme auf einmal lösen, zumal diese recht verzwickelt sind. Wieder einmal hat sich also erwiesen, daß Sprachvergleiche zwar sehr gefragt und nützlich sind, jedoch theorieinterne und interpretative Schwierigkeiten nicht per se aus der Welt schaffen. Mit einigen dieser Schwierigkeiten wird die Forschung noch eine Weile beschäftigt sein. Die oben angedeuteten Probleme enthalten einige Ansatzpunkte dazu.

Literaturverzeichnis

ABRAHAM, W. – DE MEIJ, S. (Hrsg.): *Topic, Focus and Configurationality*. Amsterdam – Philadelphia 1986.

- ABRAHAM, W. (Hrsg.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zu ihrer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung.* (= Studien zur deutschen Grammatik 15). Tübingen 1982.
- BRÓDY, M.: *Remarks on the Order of Elements in the Hungarian Focus Field.* — In: KENESEI, I. (Hrsg.): *Approaches to Hungarian.* 3. Szeged 1990, S. 95-122.
- CHOMSKY, N.: *A Minimalist Program for Linguistic Theory.* — In: *MIT Occasional Papers in Linguistics* 1. Cambridge Mass. 1992.
- HAIDER, H.: *Matching projections.* — In: CARDINALETTI, A. — CINQUE, G. — GIUSTI, G. (Hrsg.): *Constituent structure.* Dordrecht 1988, S. 101-123.
- HÖHLE, T. N.: *Explikationen für „normale Betonung“ und „normale Wortstellung“.* — In: ABRAHAM, W. (Hrsg.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zu ihrer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung.* (= Studien zur deutschen Grammatik 15). Tübingen 1982 S. 75-153.
- HORVÁTH, J.: *Focus in the Theory of Grammar and the Syntax of Hungarian.* Dordrecht 1986.
- KÁLMÁN, L.: *Word Order in Neutral Sentences.* — In: KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 1. *Data and Descriptions.* Szeged 1985, S. 13-23.
- KÁLMÁN, L.: *Word Order in Non-Neutral Sentences.* — In: KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 1. *Data and Descriptions.* Szeged 1985, S. 25-37.
- KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 1. *Data and Descriptions.* Szeged 1985.
- KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 3. Szeged 1990.
- KENESEI, I. — PLÉH, Cs. (Hrsg.): *Approaches to Hungarian.* 4. *The Structure of Hungarian.* Szeged 1992.
- KISS, K. É.: *Configurationality in Hungarian.* Budapest 1987.
- KISS, K. É.: *NP-movement, Operator Movement, and Scrambling in Hungarian.* — In: KENESEI, I. — PLÉH, Cs. (Hrsg.): *Approaches to Hungarian.* 4. *The Structure of Hungarian.* Szeged 1992, S. 67-98.
- MARÁ CZ, L.: *Asymmetries in Hungarian.* Ph. D. Dissertation. University of Groningen, 1989.
- MÜLLER, G. — STERNEFELD, W.: *Improper Movement.* Ms. Universität Konstanz, 1991.
- SZIGETI, I.: *Zur Phrasenstruktur im Deutschen und im Ungarischen.* Ms. Universität Tübingen, 1994.

Imre Szigeti
(Debrecen – Budapest)



**BERICHTE,
INFORMATIONEN**



Germanistisches Institut an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest

Vorträge eingeladener Gäste

3. März

Prof. Dr. Wolfgang L. Gombocz (Universität Graz)
Zur Theorie und Praxis von Menschen- und Minderheitenrechten in Österreich unter besonderer Berücksichtigung der ungarischen Minderheit

10. – 20. März

Prof. Dr. Rainer Schmidt (Universität Bielefeld)
Grammatik im Lehrwerk

13. April

Dr. Franz Eybl (Universität Wien)
Die Österreichische Aufklärungsliteratur als Problembereich der Literaturgeschichte

19. April

Dr. Gerfried Sperl (Wien, Chefredakteur „Der Standard“)
Österreichs Medien und Medienpolitik
Alexander Wittwer (Botschaftssekretär der Schweiz in Budapest)
Aspekte des Schweizerischen Kulturlebens

20. April

Prof. Dr. Moritz Csáky (Universität Graz)
Multikulturelle Strömungen in Zentraleuropa
Dr. Stefan Dreyer (Goethe-Institut)
Kulturarbeit des Goethe-Instituts in Ungarn
Prof. Dr. Peter Haider (Universität Innsbruck)
Märchen als historische Quellen

Mai

Prof. Dr. Reinhard Hahn (FSU Jena)
Der Eneasroman

5. Mai

Mag. Werner Michler (Universität Wien)
Alternativen zur Klassik. Der Spätaufklärer Johann Karl Wezel

9. – 10. Mai

Imre Békési (Universität Szeged)
Der doppelte Syllogismus

Prof. Dr. Klaus Brinker (Universität Hamburg)
Textkonstitution und Textkompetenz

Helmut Henne (Universität Hannover)
Zur historischen und literarischen Dimension der Gesprächsforschung

Werner Kallmayer (IDS Mannheim)
Zustimmen und Widersprechen — Zur Gesprächsanalyse von Problem- und Konfliktgesprächen

Piroska Kocsány (KLTE Debrecen)
Die erlebte Rede: Ein textlinguistisches Problem

Oktober

Prof. Dr. Jürgen Lehmann (Universität Erlangen)
Die Autobiographie der Goethezeit

November

Prof. Dr. Dieter Wolff (BU Wuppertal)
Bilingualismus

25. November

Prof. Dr. Wolfgang Bachofer (Universität Hamburg / Veszprém)
Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache

Teilnahme an Konferenzen und Lehrveranstaltungen

Sommersemester 1994

Dr. Vilmos Ágel (an der Universität Köln)
Gastprofessur

3. März

Dr. János Kohn (an der Universität Mannheim)
Aktuelle Fragen der Stilistik

30. März

Anna Szablyár (an der Universität Hamburg)
Die dreijährige Deutschlehrausbildung an der Eötvös-Loránd-Universität
Katalin Petneki (an der Universität Hamburg)
Ausbildung der Unterrichtskompetenz. Über das Ausbildungsmodell an der Budapester Eötvös-Loránd-Universität

19. April

Prof. Dr. Karl Manherz (an der ELTE)
Ungarn aus politisch-diplomatischer Perspektive

21. April

Dr. Gábor Kerekes (in Maribor)
Joseph Roth und Ungarn

6. – 8. Juni

Dr. Gábor Kerekes (an der Universität Wien)

Joseph Roth als Advokat kultureller Vielfalt. „Im Lande des Antichrist“ — Joseph Roth in Ungarn

10. – 11. Juni

Dr. Rita Brdar-Szabó (Kolloquium zur Wortbildung an der Universität Bamberg)

Produktivität und Synonymie oder zur Deblockierung von Blockaden in der Derivationsmorphologie

22. – 26. August

Dr. Rita Brdar-Szabó (6th International Conference on Functional Grammar/York)

Towards a functional approach to infinitival complements: control obviation strategies between syntax, semantics, pragmatics and discourse (zusammen mit Mario Brdar)

1. – 4. September

Dr. Elisabeth Knipf (Jahrestagung der „Societas Linguistica Europea“ in Florenz)

Dialektwandel bei Minderheiten in Europa

6. September

Prof. Dr. Antal Mádl (in Ungarisch-Altenburg/Mosonmagyaróvár)

Vortrag zum 30jährigen Jubiläum der Internationalen Lenau-Gesellschaft

Dr. Péter Varga (in Ungarisch-Altenburg/Mosonmagyaróvár)

Das Ahasver-Motiv bei Lenau und einigen ungarischen Dichtern des 19. Jahrhunderts

7. – 9. September

Dr. János Kohn (an der Universität Karlsruhe)

Computergestützter Fremdsprachenunterricht

4. Oktober

Prof. Dr. Antal Mádl (in Karlsruhe)

Lenaus Aktualität

16. – 18. Oktober

Dr. Elisabeth Knipf (in Szombathely)

International Meeting of Morphology

November

Dr. Péter Varga (in Luxemburg)

Jüdische Identifikationsmöglichkeiten in Ungarn

Dezember

Dr. András Balogh (in Thalmässing bei Nürnberg)

Die Sezession in der siebenbürgisch-deutschen Lyrik

Prof. Dr. Antal Mádl (in Ljubljana)

Nikolaus Lenau und Anastasius Grün. Eine Dichterfreundschaft

Dr. Péter Varga (in Ljubljana)
Juden in der Vormärzliteratur

Sonstiges

9. – 10. Mai

Internationaler Workshop zur Textlinguistik, organisiert von *Dr. Magdolna Bartha*

Im Rahmen des Projekts „Literatur und Theater“ organisierte *Dr. Zsuzsa Breier* im WS 1994 eine Veranstaltungsreihe zu Ödön von Horváths „Geschichten aus dem Wiener Wald“. Den Theaterbesuchen im Pesti Színház sind literaturwissenschaftliche Textanalysen vorangegangen.

Theateraufführungen der GermanistikstudentInnen der ELTE unter der Leitung von *Margot Wieser*:

Februar: Friedell/Polgar: Goethe
Loriot: Deutsch für Ausländer (am Österreichischen Kulturinstitut)

Personalien

- *Prof. Dr. Antal Mádl* erhielt auf Vorschlag von namhaften deutschen Germanisten als zweiter ungarischer Wissenschaftler den Humboldt-Preis (Fördererpreis für deutsche Sprache und Literatur in Mittel- und Osteuropa), der ihn zu einem Jahr Forschungstätigkeit an deutschen Universitäten berechtigt. Seine diesbezügliche Tätigkeit hat er am 1. Juli 1994 in Paderborn, in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Hartmut Steinecke, dem Leiter des dortigen Germanistischen Instituts, begonnen.
- Das „Institute of Germanic Studies“ der Universität London wählte *Prof. Dr. Antal Mádl* zum „Korrespondierenden Mitglied“.
- *Prof. Dr. Antal Mádl* wurde Mitglied der neugegründeten „Österreichischen Gesellschaft für Germanistik“.
- Am 1. Juli 1994 wurden die Dozenten *Dr. Karl Manherz* und *Dr. László Tarnói* zu Professoren ernannt.
- Seit Februar 1994 halten die österreichischen Lektoren *Dr. Thomas Herok* und *Mag. Peter A. Plener* Vorlesungen.

Kossuth-Lajos-Universität Debrecen

Am Lehrstuhl für germanistische Linguistik wurden zwei wissenschaftliche Schriftenreihen gegründet.

Die Buchreihe *Metalinguistica: Arbeiten zur Linguistik / Debrecen Studies in Linguistics* erscheint beim Peter Lang Verlag (Frankfurt am Main – Bern – New York – Paris – Wien). Sie ist ein Forum für deutsch- und englischsprachige Monographien und Sammelbände, die theoretische, methodologische und philosophische Probleme der linguistischen Forschung thematisieren. Sie setzt sich zum Ziel, in Ungarn entstandene Werke in einem renommierten Verlag zu veröffentlichen. Herausgeber der Reihe ist *András Kertész*, dessen Tätigkeit von einem internationalen Herausgeberbeirat unterstützt wird. 1995 werden in der Reihe voraussichtlich vier Bände erscheinen.

Sprachtheorie und germanistische Linguistik ist eine in unregelmäßiger Folge erscheinende Schriftenreihe für Arbeitspapiere, die am Lehrstuhl für germanistische Linguistik entstanden oder präsentiert wurden. Sie wird ebenfalls von *András Kertész* herausgegeben.

Am Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur wurde eine neue wissenschaftliche Schriftenreihe gegründet.

Die *Debrecener Studien zur Literatur* erscheint beim Peter Lang Verlag (Frankfurt am Main – Bern – New York – Paris – Wien). Sie ist als Forum vor allem für die Erforschung der deutschsprachigen Literatur, der Komparatistik und Literaturtheorie gedacht, soll aber für alle Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Neuphilologie, auch für nichtdeutschsprachige Arbeiten offen stehen. Herausgeber der Reihe ist *Tamás Lichtmann*. Band 1 ist unter dem Titel *Nicht (aus, in, über, von) Österreich* bereits erschienen und enthält die Beiträge einer internationalen Konferenz in Debrecen über die österreichische Nachkriegsliteratur. Die Herausgeber beider Schriftenreihen laden hiermit interessierte Autoren ein, ihre Dissertationen, Habilitationsschriften, sonstige Monographien oder Sammelbände den Reihen anzubieten.

Vorträge eingeladener Gäste

März

Dr. Olf Praamstra (Dozent an der Vrije Universiteit Amsterdam und an der Rijksuniversiteit Leiden)

Dr. Liesbet Winkelmoelen (Dozentin an der Rijksuniversiteit Leiden)

Im Rahmen einer zweiwöchigen Gastdozentur Vorlesungen und Seminare zur niederländischen Literatur.

April

Erich Kock (Köln, Schriftsteller und Journalist)

Böll und der rheinische Katholizismus — Affinitäten und Aversionen

Dr. Adi Wimmer (Universität Klagenfurt)

Die Heimat wurde ihnen fremd, die Fremde nicht zur Heimat. Erinnerungen Österreichischer Juden aus dem Exil

Ludwig Roman Fleischer (Wien, Schriftsteller)

Lesung aus eigenen Werken

Mai

Prof. Peter Finke (Inhaber des Lehrstuhls für Wissenschaftstheorie an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld)

Kompaktkurs über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Linguistik, an dem Doktoranden und Mitarbeiter des Lehrstuhls teilnahmen.

September

Dr. Ralf Simon (Universität Bonn)

Vortrag über Jean Paul

Oktober

Dr. Siel van der Ree (Fachmethodiker für Niederländisch als Zweitsprache)

Im Rahmen einer zweiwöchigen Gastdozentur Seminare zur Sprachmethodik

Dezember

Geert van Istendael (Niederlande, Schriftsteller und Journalist)

Vortrag über belgische Landeskunde

Benno Barnard (Niederlande, Schriftsteller und Übersetzer)

Lesung aus eigenen Texten

Institut für Germanistische Philologie an der József-Attila-Universität Szeged

26. – 28. September

Internationales Symposion *Zur zyklischen Kompositionsform in Georg Trakls Dichtung* mit Teilnahme von Literaturwissenschaftlern aus den USA, Deutschland, Österreich, Italien und Ungarn. Die Beiträge erscheinen demnächst beim Niemeyer Verlag.

Vorträge eingeladener Gäste

8. Februar – 12. März

Prof. Dr. Wolfgang Pauels (Universität Bonn)
Methodik — Didaktik — DaF

21. – 25. März

Prof. Dr. Klaus Vondung (Universität-Gesamthochschule Siegen)
Goethes Wilhelm Meister

22. März – 13. Mai

Prof. Dr. Manfred Kummer (Sprachlernzentrum Bonn)
Kontrastive Landeskunde, Textbearbeitung

20. – 28. September, 19. – 21. Oktober, 30. November – 2. Dezember

Dr. Wynfried Kriegleder (Universität Wien)
Aufklärungsliteratur

3. – 28. Oktober

Dr. Jürgen Kühnel (Universität-Gesamthochschule Siegen)
Die deutsche Literatur im Mittelalter, Das Nibelungenlied,
Die Rezeption des Nibelungenstoffes in der deutschen Literatur des 19. Jhs.

Teilnahme an ausländischen Konferenzen und Lehrveranstaltungen

Januar

Dr. Katalin Hegedüs Kovacsevics (am Institut für Südostforschung in München)
Mythos — germanistisch gesehen

Dr. Károly Csúri (an der University of London)
Ein Erklärungsmodell für Georg Trakls Werk

Dr. Károly Csúri (an der University of Bristol)
Erzählstrukturen in Hoffmannsthals Frühwerk

22. – 28. Februar

Endre Hárs (an der Universität-Gesamthochschule Siegen)
Das Kanonproblem als Romanthema

April

Mag. Karlheinz Auckenthaler (an der University of Boston)
Joseph Roth

Mag. Karlheinz Auckenthaler (an der University of Albany)
Werfel und Amerika

Mag. Karlheinz Auckenthaler (an der University of Riverside)
Albert Drach

Mag. Karlheinz Auckenthaler (an der University of Carbondale)
Concept on Austrian Literature

Dr. Károly Csúri (an der Universität Wien)
Die Probleme der literarischen Interpretation

16. – 20. Mai

Endre Hárs (an der Universität Torun)
Aufklärung im Fall Bocksgesang

Dr. Károly Csúri (an der Universität Göttingen)
Zyklus-Schemata und Transparenzprinzip in Georg Trakls Dichtung

20. – 25. Juni

Studentengruppe (in Mürzzuschlag, Österreich)

9. – 12. November

Internationale Konferenz (Mitteleuropa-Institut, Walter-Buchebner-Gesellschaft)

Sonstiges**18. April**

Erika Sandner – Heinz Gerstinger (Wiener Nationaltheater)
Lesung aus den Werken von Ilse Tielsch

24. – 27. April

Erich Kock (Köln)
Ich war Heinrich Bölls Privatsekretär

4. – 8. Mai

Christoph Zanon (Lienz)
Lesung aus eigenen Werken

24. Oktober

Ilma Rakusa (Schweiz)
Lesung aus eigenen Werken

Auftritte der Theatergruppe von Germanistikstudenten

Die schlimmen Buben (Leiter: *Mag. Karlheinz Auckenthaler*)

Johann Nepomuk Nestroy: Der Talisman

8. März - Kecskemét, 17. März - Szeged, 21. März - Győr, 23. März - Budapest,
28. April - Szeged

Personalien

Dr. Árpád Bernáth wurde zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt.

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém

- Im Januar wurde eine Konferenz und anschließend ein Rundtischgespräch über Lehrerausbildung für deutsche Nationalitätenschulen organisiert. An den Veranstaltungen nahmen auch die Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, der Republik Österreich sowie ein Vertreter des Botschafters der Schweiz teil.
- *Prof. Dr. Holger Rudloff* von der Pädagogischen Hochschule zu Freiburg hielt sich im April im Rahmen des Tempus-Programms in Veszprém auf und las über Ästhetik und Stilrichtungen in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.
- Im akademischen Jahr 1994/95 hielt *Prof. Dr. Wolfgang Bachofer* aus Hamburg — gefördert vom DAAD — Vorlesungen und Seminare zur deutschen Sprachgeschichte und zur älteren deutschen Literatur.
- Im November besuchten *Dr. Mária Horváth* und *Prof. Dr. Antal Mádl* das Germanistische Institut in Darmstadt, um einen Partnerschaftsvertrag auch im Bereich Germanistik in die Wege zu leiten.

BIBLIOGRAPHIE
1993

Handwritten text, possibly a signature or date, is visible in the center of the page. The text is extremely faint and illegible.

Die Bibliographie enthält die im Jahre 1993 in Ungarn sowie von ungarischen Germanisten im Ausland erschienenen Publikationen (selbständige Werke und in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze). Nachträge von 1992 sind mit * gekennzeichnet. Belletristische Veröffentlichungen, Buchbesprechungen, Theaterkritiken sowie Texte aus Tageszeitungen wurden nicht aufgenommen.

Sprachwissenschaft

1. AGÁRDI, ZSUSZANNA: *Módszertani problémák az alsós némettanításban*. [Methodologische Probleme im Deutschunterricht in der Grundschule]. — In: *Kölcsey Ferenc Tanárképző Főiskola Tud. Közl.* 1/1992, S. 116-121.
2. ANGER, M. — DINES, P. — KNÁB, E. — KNIPF, E.: *Aspekte. Ein Deutschlehrwerk für Fortgeschrittene*. Ludwigsburg — Baja 1993.
3. ÁGEL, VILMOS: *Dem Jubilar seine Festschrift: Ein typologisches Kuckucksei in der deutschen Substantivgruppe*. — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 1-18.
4. ÁGEL, VILMOS: *Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? Valenzrealisierungsebenen, Kongruenz, Subjekt und die Grenzen des syntaktischen Valenzmodells*. — In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 21/1993, S. 21-71.
5. ÁGEL, VILMOS: *Geht endlich die Grenze zwischen Wortbildung und Syntax frei! Aktiv und Passiv in der deutschen Nominalphrase*. — In: *Deutsche Sprache* 2/1993, S. 128-142.
6. BAKOS, GABRIELLA: *Zu Aspekten der Semantik deutscher Lehnwörter im Ungarischen. Dargestellt am Material eines ungarischen Fremdwörterbuches*. — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged 1993, S. 35-50.
7. BÁLINTNÉ KIS, KLÁRA: *A lexika tanításának néhány játékos módszere*. [Einige spielerische Methoden des Unterrichts der Lexik]. — In: *Kölcsey Ferenc Tanárképző Főiskola, Tud. Közl.* 1/1992, S. 104-115.*
8. BARTHA, MAGDOLNA: *Der Einfluß der Prager Schule der Vorkriegszeit auf die modernen Fremdsprachentheorien*. — In: *Fachsprachentheorie Bd. 2., Konzeption und theoretische Richtungen*. Tostedt 1993, S. 551-567.
9. BARTHA, MAGDOLNA: *Zur Interdependenz von kognitiven Wissensbeständen und Handlungsmustern in Gesprächen*. — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 19-32.
10. BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993.
11. BASSOLA, PÉTER: *Gefügeomina in den „Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin“*. — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 33-45.
12. BENGTSOON, SVENKER: *Stationssystem — ein Modell für wirkungsvollere Gesprächsübungen*. — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 13-18.

13. BENKÓ, LORÁND. *Woher stammt das ungarische Wort „lakat“?* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 47-49.
14. BOHÁK SZABARI, KRISZTINA. *Die Rolle der Textbausteine beim sinnerfassenden Dolmetschen.* — In: *Transfere necesse est ... Current issues of Translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva.* Szombathely Tom. 1993, S. 217-223.
15. BRDAR-SZABÓ, RITA: *Gibt es einen „richtigen“ Ansatz in der Wortbildung?* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 333-340.
16. BRDAR-SZABÓ, RITA: *Zur Problematik der Polysemie in der Wortbildung anhand des Präfixes er-.* — In: *Studia Neophilologica.* Jg. 65/1993, S. 81-87.
17. BRDAR-SZABÓ, RITA — BRDAR, MARIO: *Synonymie und Interlinguistik.* — In: *IRAL. International Review of Applied Linguistics.* 4/1993 (Jg. 31), S. 323-329.
18. CANISIUS, PETER: *Fragen zur Person oder: Personale Differenzierung außerhalb von finitem Verb und Personalpronomen.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 73-87.
19. CSÁK, ÉVA: *Fachkurs Wirtschaftsdeutsch für Internationale Kommunikation.* — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 39-41.
20. DINGER, OTTO: *Zum Fehlerbegriff im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Ein Beitrag zum kommunikativen Sprachunterricht.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 249-265.
21. DOBROVOL'SKY, DMITRIJ: *Datenbank deutscher Idiome. Aufbauprinzipien und Einsatzmöglichkeiten.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 51-67.
22. DOYÉ, PETER: *Stereotypen im Fremdsprachenunterricht.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 277-288
23. EHNERT, ROLF: *Regionale Varianten des deutschen Sprachraums in Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 277-288.
24. ELEKFI, LÁSZLÓ: *Wortartbezeichnungen in deutsch-ungarischen Wörterbüchern.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 73-84.
25. ERB, MÁRIA: *Aspekte der Sprachkontaktforschung am Beispiel der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 197-208.
26. ERBEN, JOHANNES: *Sprachliche Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Ungenauigkeit von Luthers Aussagen.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 85-92.
27. VAN EUNEN, KEES: *Budapester Erfahrungen: Kurzbericht über eine Vortragswoche an der Eötvös-Loránd-Universität.* — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 37-39.
28. FORGÁCS, ERZSÉBET. *Stil und verbale Aggression. Inwieweit ist der Emotionsausdruck sprachenspezifisch?* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 69-96.
29. FÖLDES, CSABA: *Deutsch als Verkehrssprache in Ostmitteleuropa — am Beispiel Ungarn.* — In: BORN, JOACHIM – STICKEL, GERHARD (Hrsg.): *Deutsch als Verkehrssprache in Europa.* Berlin – New York 1993, S. 217-235.
30. FÖLDES, CSABA: *Deutsche Entlehnungen im Ungarischen.* — In: STARK, FRANZ: *Faszination Deutsch. Die Wiederentdeckung einer Sprache für Europa.* München 1993, S. 283-291.

31. FÖLDES, CSABA: *Deutschunterricht für Ungarndeutsche — zwischen Anspruch und Wirklichkeit.* — In: HASKOVÁ, ALENA et al. (Hrsg.): *Medacta '93. Zbornik z vedeckého sympozia. Moderné technologie vzdelávania. Cast' 4.* Nitra 1993, S. 235-242.
32. FÖLDES, CSABA: *Zur Identität der deutschen Minderheit in Ungarn.* — In: Ertelt-Vieth, Astrid (Hrsg.): *Sprache, Kultur, Identität, Selbst- und Fremdwahrnehmungen in Ost- und Westeuropa.* Frankfurt a. M. — Bern — New York — Paris — Wien 1993, S. 67-81.
33. FÖLDES, CSABA: *Zur Kultur und Sprache der Deutschen im Ungarischen Banat: am Beispiel von Kübekhausen.* — In: *Banatica. Beiträge zur deutschen Kultur.* Freiburg i. B., 1/1993 (Jg. 10), S. 44-58.
34. FÖLDES, CSABA (Hrsg.): *Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged.* Szeged — Wien 1993.
35. FRIED, ISTVÁN: *Slawisch-ungarische Lehnbeziehungen und ihre Erforschung zu Beginn des 19. Jahrhunderts.* — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 93-97.
36. GROSSE, SIEGFRIED: *Wann beginnt die deutsche Gegenwartssprache?* — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 99-111.
37. HADROVICS, LÁSZLÓ: *Zwei unerkannte deutsche Lehnwörter im Ungarischen: csörc 'armer Mann'; kárnél 'Ledertasche'.* — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 113-114.
38. HEGEDŰS, RITA: *A konjunktívusz fordítási lehetőségei — német és magyar szépirodalmi példák alapján.* [Übersetzungsmöglichkeiten des Konjunktivs — Aufgrund deutscher und ungarischer belletristischer Beispiele]. — In: *Hungarológia 2/1993*, S. 73-81.
39. HESSKY, REGINA: *Grammatik und/oder Sprachwissenschaft in der Lehrerausbildung: Ist das eine Alternative?* — In: KOHN, JÁNOS — WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung.* Szombathely 1993, S. 107-111.
40. HESSKY, REGINA: *Zu einigen Aspekten der zwischensprachlichen Ähnlichkeit.* — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 127-135.
41. HOEHNE, STEFFEN: *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache.* — In: *DUFU 1/1993* (Jg. 8.), S. 25-33.
42. HORNING, MARIA: *Die Bedeutung des neuen deutschsprachigen „Etymologischen Wörterbuchs des Ungarischen“ für die germanische Wortforschung in Österreich.* — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 137-139.
43. HORNING, MARIA: *Das Zimbrische der sieben Gemeinden, die älteste deutsche Sprachinselhundart.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung.* Szeged 1993, S. 215-230.
44. HUK, JAN: *Sprachpraktische Ausbildung im Institut für Germanistik der schlesischen Universität Katowice.* — In: KOHN, JÁNOS — WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung.* Szombathely 1993, S. 63-69.

45. HUSZÁR, ÁGNES: *A német nemzetiségi tudat jelenlétének vizsgálata a gannaai faluközösségben.* [Untersuchung des Vorhandenseins des deutschen Nationalitätsbewußtseins in der Gannaer Dorfgemeinschaft]. — In: *Új Horizont.* 4-5/1993 (Jg. 21.), S. 91-94. Zweisprachigkeit im Bakony-Gebirge.
46. HUTTERER, CLAUS JÜRGEN: *Konvergenz in der Volkskultur der Deutschen im Karpatenbecken. (Am Beispiel der Sprachentwicklung).* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 147-170.
47. KEREKES, GÁBOR: *Internationale Konferenz „Neue Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung“.* Szombathely 18-21. Mai 1992. — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 34-35.
48. KERTÉSZ, ANDRÁS: *Heuristik der deutschen Phonologie. Eine elementare Einführung in Strategien der Problemlösung.* Budapest: Akadémiai Kiadó 1993.
49. KERTÉSZ, ANDRÁS: *Metalinguistik — ein Forschungsbericht.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 89-103.
50. KISS, JENŐ: *Über den Ursprung westungarischer Dialektwörter.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 187-189.
51. KISS, LAJOS: *Deutsche Ortsnamen in Rußland.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 191-202.
52. KNIPF-KOMLÓSI, ERZSÉBET: *Möglichkeiten des Unterrichts der Wortbildung.* — In: KOHN, JÁNOS (Hrsg.): *Neue Methoden im Fremdsprachenunterricht.* Wuppertal – Szombathely 1993, S. 77-86.
53. KOHN, JÁNOS: *Stellung der kognitiven Linguistik in der Lehrerbildung.* — In: KOHN, JÁNOS – WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung.* Szombathely 1993, S. 129-137.
54. KORHONEN, JARMO: *Zur Entwicklung der kontrastiven Phraseologie von 1982 bis 1992.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 97-116.
55. KRAUSE, WOLF-DIETER: *Zum interlingualen Vergleich von Texten unter dem Aspekt von Deutsch als Fremdsprache.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 289-304.
56. LANDKAMMER, HANSJÖRG: *An ihren Hymnen sollt ihr erkennen ... Didaktische Überlegungen zu einem heiklen Thema der „Sprachpflege Deutsch“.* — In: *Germanistik und Deutschlehrerbildung.* Szeged 1993, S. 305-321.
57. LANGENBERG, GERIT: *Fernsehnachrichten und ihre Vermittlung.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 247-261.
58. LÁSZLÓ, SAROLTA: *Der partizipale Anschluß von Substantivergänzungen im Ungarischen. Überlegungen zu einem Problembereich des deutsch-ungarischen Substantivvalenzvergleichs.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 221-232.
59. LIPOLD, GÜNTER: *Das Satz„subjekt“ als Serialisierungsproblem im Gegenwartsdeutschen.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 233-241.

60. MEDVE, MARIANNA: *Zwischen Aspekt und Modus*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 209-221.
61. MELIKA, GEORG: *Entwicklung des mundartlichen Wortschatzes der deutschen Minderheit im intersprachlichen Raum von Transkarpatien*. — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged 1993, S. 231-246.
62. MÉSZÁROSNE PERCZE, GABRIELLA: *A szókincs fejlesztésének lehetőségei*. [Möglichkeiten der Entwicklung des Wortschatzes]. — In: *Kölcsey Ferenc Tanárképző Főiskola Tudományos Közleményei* 1/1992, S. 92-103.*
63. MOLLAY, KARL: *Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften Karl Mollays*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 411-436.
64. MULTHAUP, UWE — WOLFF, DIETER: *Die Ausbildung von Fremdsprachenlehrern an deutschen Universitäten: Curriculare Vorgaben*. — In: KOHN, JÁNOS – WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung*. Szombathely 1993, S. 71-85.
65. MUNSBERG, KLAUS-SIMON: *Bedeutung und Formen von Ausspracheschulung*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 71-85.
66. NAGYNE KAVALÉCZ, ANNA: *Funtionsverbgefüge. Ein kurzer Forschungsbericht*. — In: *Acta Acad. Paed. Agriensis — Esterházy Károly Tanárképző Főiskola Tudományos Közleményei* 1993 (Jg. 21.), S. 113-127.
67. NYOMÁRKAY, ISTVÁN: *Beiträge zur kroatischen Spracherneuerung unserer Zeit*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 261-265.
68. OSSNER, JAKOB: *„Wege zur Grammatik braucht der Mensch?“* — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged 1993, S. 323-339.
69. OTTEN, EDGAR: *Innovative Vorhaben zum fremdsprachlichen Lernen in NW — im Westen nichts Neues*. — In: KOHN, JÁNOS – WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung*. Szombathely 1993, S. 29-37.
70. PÉTERI, ATTILA: *Es ist doch nicht so schwierig. Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzung deutscher Partikeln ins Ungarische am Beispiel von doch*. — In: *Transferre necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Frangen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensis. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 81-95.
71. PETNEKI, KATALIN: *Symposium „Deutschlehrerausbildung in europäischem Vergleich“*. — In: *DÜfU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 35-37.
72. PETNEKI, KATALIN — ZALÁN-SZABLYÁR, ANNA: *Das neue Ausbildungsmodell „Didaktik-Methodik“ am Germanistischen Institut der ELTE*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 107-119.
73. PIIRAINEN, ILPO TAPANI: *Das Stadtprotokoll von Késmárk/Kezmarok aus den Jahren 1554-1614. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 267-273.
74. PONGÓ, STEFAN: *Zu einigen Möglichkeiten der Beschreibung und Konfrontation des Lexikons auf valenztheoretischer Basis*. — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged 1993, S. 117-133.

75. REICHMANN, OSKAR: *Zum Gebrauch von „Gebrauch“ und zugehörigen Ausdrücken in sprach-reflexiven Texten der Barock- und Aufklärungszeit.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 275-309.
76. RIS, ROLAND: *Sprache der Technologie — Technologie der Sprache.* — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 1-6.
77. SÁRI, ANDREA: *Bemerkungen über die Textäquivalenz im Spiegel von mehreren Übersetzungen eines Wortes.* — In: *Transfere necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung.* *Acta Germanistica Svariensia. Colloquia Contrastiva.* Szombathely Tom. 1/1993, S. 183-192.
78. SÁRKÁNY, MIHÁLY: *Rokoni perspektívák. Egy vegyes lakosságú falu német és magyar rokonsági terminológiája.* [Verwandschaftsterminologie eines Dorfes mit gemischter Einwohnerschaft]. (1965). — In: *Holmi. Közéletések. Néprajzi, történeti és antropológiai tanulmányok Hofer Tamás 60. születésnapjára.* [Annäherungen. Ethnographische, historische und antropologische Studien zum 60. Geburtstag von Tamás Hofer]. Debrecen 1992, S. 245-254.*
79. SCHMIDT, HANS-WERNER: *Vorüberlegungen zu einem Curriculum für die Umschulung von Russischlehrern.* — In: KOHN, JÁNOS – WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung.* Szombathely 1993, S. 147-159.
80. SCHMIDT, JÜRGEN ERICH: *Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 59-72.
81. SKÁLA, EMIL: *Die Wiedergabe der deutschen durch die ungarischen Zeitformen und vice-versa.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie.* Bd. 6/1993, S. 165-184.
82. SZABÓ CSERNOVICS, KLÁRA: *Literarische Texte im Fremdsprachenunterricht.* — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 7-12.
83. SZALAI, LAJOS: *Ein mögliches Curriculum der Germanistikausbildung.* — In: KOHN, JÁNOS – WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung.* Szombathely 1993, S. 43-57.
84. SZALAI, LAJOS: *Heinrich Wittenwiler und sein „Ring“.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 341-354.
85. SZIGETI, IMRE: *Ist die Mutter das Haupt der Familie? (Erläuterungen zur Rektions- und Bindungstheorie).* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 223-246.
86. SZOBOSZLAI, ILDIKÓ: *Genitivattribute und ihre Konkurrenzformen im Deutschen und im Ungarischen.* — In: *Germanistik und Deutschlehrausbildung.* Szeged 1993, S. 135-156.
87. THIERING, ETELKA: *Erfahrungen mit einer Videoserie im Unterricht.* — In: *DUFU* 1/1993 (Jg. 8.), S. 19-23.
88. TÓTH, JÓZSEF: *Wortfelder im Kontrast. Ein deutsch-ungarischer Vergleich im „Sinnbezirk“ des Geschehens.* — In: *Transfere necesse est ... Current issues of translation theory. Aktuelle Fragen der Übersetzung.* *Acta Germanistica Svariensia. Colloquia Contrastiva.* Szombathely Tom. 1/1993, S. 105-110.
89. TROSOK, ROMAN: *Infinitiv bei deutschen und slowakischen Verben der Mitteilung.* — In: *Germanistik und Deutschlehrausbildung.* Szeged 1993, S. 157-163.
90. ULRICH, WINFRIED: *Sprachspielerische Texte im Germanistikstudium und im Deutschunterricht.* — In: *Germanistik und Deutschlehrausbildung.* Szeged 1993, S. 341-362.
91. UZONYI, PÁL: *Von der rechnergestützten menschlichen Übersetzung zur menschengestützten Rechnerübersetzung.* — In: *Transfere necesse est ... Current issues of translation*

- theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. *Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 249-255.
92. VALACZKAI, LÁSZLÓ: Zur komplexen physiologischen und akustischen Typologie der deutschen Verschlußlaute. — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged 1993, S. 165-181.
93. WIESINGER, PETER: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — In: BASSOLA, PÉTER — HESSKY, REGINA — TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 393-410.
94. WOLFF, DIETER: Prozeßorientierung in der Fremdsprachendidaktik. — In: KOHN, JÁNOS — WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung*. Szombathely 1993, S. 99-102.
95. ZABÓ, ZOLTÁNNÉ: A német irodalom tanításának lehetőségei, módszerei a szakos képzésben. [Möglichkeiten und Methoden des Unterrichts der deutschen Literatur in der Bildung auf deutschen Fakultäten]. — In: *Kölcsey Ferenc Tanárképző Főiskola Tudományos Közleményei* 1993, Nr. 2. S. 46-49.

Literaturwissenschaft

96. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: „Aber, bitte dich, laß mich aus, das mit euerem ewigen Österreich ist schon die pure Erfindung“. Zur Diskussion des österreichischen Literaturbegriffs. — In: *Sprachkunst* 1. Halbband/1993, S. 51-72.
97. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Briefliche Vor-Bemerkungen. — In: *Die Zeit und die Schrift*. Szeged 1993, S. 3-8.
98. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: „Es blieb mir nichts übrig als ein Dichter zu werden“. Der jüdische Schriftsteller Albert Drach. — In: *Die Zeit und die Schrift*. Szeged 1993, S. 84-97.
99. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Franz Werfel und das k. u. k. Militär. — In: *Im Takte des Radetzkymarschs ... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur*. Bern — Berlin — Frankfurt/M — New York — Paris — Wien 1993, S. 124-137.
100. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: „A kétfejű sast elzavarták és dögkeselyűk jöttek helyette.“ *Joseph Roth és Ausztria*. [„Man hat den Doppeladler verjagt: und die Aasgeier sind gekommen“. Joseph Roth und Österreich]. — In: *Műhely. Polgárosodás és modernizáció a Monarchiában*. [Verbürgerlichung und Modernisierung in der Monarchie]. 1993, S. 125-129.
101. BALKÁNYI, MAGDOLNA: Die Ästhetik des Verlustes — Verlust des Ästhetischen? Poetische Konsequenzen des negativen Weltbezugs in Botho Strauß Dramen. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 3-15.
102. BALOGH, ANDRÁS: Az erdélyi szász magyarsággép kialakulása. [Die Herausbildung des literarischen Ungarnbildes bei den Siebenbürger Sachsen] — In: *Erdélyi Múzeum*. Hrsg. von Samu Benkő u. a. Band LV. Heft 3-4. Kolozsvár: Erdélyi Múzeum-Egyesület 1993, S. 50-59.
103. BAROTA, MÁRIA: Zur Frage der Übersetzbarkeit formbetonter Sprache am Beispiel eines Rilke-Gedichtes. — In: *Transferre necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 133-142.
104. BECKER-CANTARIO, BARBARA: The discourse of patriarchy in Goethe's *Wilhelm Meister*. — In: *Neohelicon* 1/1993 (Jg. 20.), S. 137-153.
105. BÉKÉS, PÁL: A harlemi zongorista és a brandenburgi lócsiszár. [Der Pianist zu Harlem und der Robhändler aus Brandenburg]. — In: *Holmi* 8/1993 (Jg. 5.), S. 1122-1129. E. L. Doctorow: *Ragtime*. — Heinrich von Kleist: *Michael Kohlhaas*.

106. BERNÁTH, ÁRPÁD: *Péter Nádas, Péter Esterházy und die deutsche Literatur im Zeitalter der Moderne und Postmoderne*. — In: *Neohelicon* 1/1993 (Jg. 20.), S. 107-117.
107. BERTA, ERZSÉBET: *Új irodalomelméletek. Nach: Klaus-Michael Bogdal: Neue Literaturtheorien*. — In: *Alföld* 10/1993 (Jg. 44.), S. 65-74.
108. BRANDT, JULIANE: *Das Modell der Vorgangsfiguren im Vergleich der ungarischen und der DDR-Literatur der sechziger Jahre*. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* 6/1993, S. 127-141.
109. BRANTSCH, INGMAR: *Márton Kalász — ein erfreulicher Grenzfall*. — In: *Neue Zeitung* 3/1993 (Jg. 37.), S. 6-7.
110. BREIER, ZSUZA: *Rücken und Gesichter in Botho Strauß „Trilogie des Wiedersehens“*. — In: *Jahrbuch der ungarischer Germanistik*. Budapest 1993, S. 21-32.
111. BREIER, ZSUZA: *Der überwältigende Sehblitz und die Dunkelheit oder: Literatur ohne Geschichten? Zu Paul Nizon: Im Bauch des Wals*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 51-71.
112. CHARBON, RÉMY: *Von der Unwirklichkeit der Vorstädte. Zu einem Motiv der deutschsprachigen Schweizer Gegenwartsliteratur*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 16-28.
113. CHIARLONI, ANNA: *Vernehmen und Vergeben. Zu einem Gedicht von Nelly Sachs*. — In: *Neohelicon* 2/1993 (Jg. 20.), S. 181-187.
114. DALOS, GYÖRGY: *Egy régi vendég*. [Ein alter Gast]. — In: *Nagyvilág* 5/1993 (Jg. 38), S. 576-577. Erich Loest.
115. DALOS, GYÖRGY: *A Stasi költői*. [Die Dichter des Stasi]. — In: *2000* 11/1992 (Jg. 4.), S. 17-20.*
116. DAUERBÜCK, MICHAELA: *Schreiben wider die Zerstörung. Beispiele deutschsprachiger Frauenliteratur der 70er und 80er Jahre*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs, 1993 (Jg. 1.). S. 29-38.
117. DEÁK, ESZTER: *Márton József öt levele Siegmund Berchtoldhoz*. [Fünf Briefe von József Márton an Siegmund Berchtold]. — In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 1/1993 (Jg. 7.), S. 130-135.
118. DEÁK, ESZTER: *Der Untergang eines Revolutionärs. Tagebuch, Briefe und Denkschrift von Andreas Riedel aus seinen Gefängnisjahren im Minoritenkloster in Brünn. (1806-1809)*. Budapest, Akadémiai Kiadó 1993. (= *Fontes Minores ad Historiam Hungariae Spectantes. Új Történelmi Tár* 6)
119. DÉKÁNY, ENDRE: *Heinrich Böll — vallomásai és kortársai tükrében*. [Henrich Böll — im Spiegel seiner Bekenntnisse und Zeitgenossen]. — In: *Távlatok*. 1993 (Jg. 8.), S. 594-598.
120. DÖMÉNY, L. KATALIN: *Heinrich von Kleist különös személyiségnek tükréi*. [Die Spiegel der sonderbaren Persönlichkeit Heinrich von Kleists]. — In: *Filológiai Közlöny* 2/1993 (Jg. 29.), S. 173-178.
121. DRESCHER, J. ATTILA: *Egy európai pillanat. Gyöngyösi István költészetének német barokk párhuzamairól*. [Ein europäischer Augenblick. Über deutsche Parallele der Dichtkunst von István Gyöngyösi im Barock]. — In: *Dunatáj* 1/1993 (Jg. 16.), S. 40-45.
122. DROSCHL, MAXIMILIAN: *Budapesti beszélgetés Maximilian Droschlal*. [Budapester Gespräch mit dem Grazer Verleger Maximilian Droschl]. Reporter: SZÁNTÓ, F. ISTVÁN. — In: *Magyar Napló* 7/1993 (Jg. 5.), S. 35-36.
123. DURUSOY, GERRUDE: *Wechselbeziehungen Mensch-Umwelt im Werke Francesco Micicelis*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs. 1993 (Jg. 1.), S. 39-53.
124. DÜRRENMATT, FRIEDRICH: *Töprengéseimből*. [Aus meinen Grübeleien]. Übs. SKOLNIK, JÓZSA B. — In: *Holmi* 12/1992 (Jg. 4.), S. 1786-1789.*

125. FARKAS, VIKTÓRIA: *Robert Musil: Vereinigungen. Versuch einer Deutung der Erzählungen.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 181-196.
126. FEHÉR PÁL, E.: *Kafka és Tvardovszkij.* [Kafka und Tvardovszkij]. — In: *Ezredvég* 6/1992 (Jg. 3.), S. 70-71.
127. FEJA, GÉZA: *A duinói Rilke.* [Der Duineser Rilke]. — In: *Forrás* 4/1993 (Jg. 25.), S. 60-66.
128. FLIEDL, KONSTANZE: *Látmoki utazás. Christoph Ransmayr „Az utolsó világ“ című regénye nyomán.* [Eine visionäre Reise. Zu Christoph Ransmayrs Roman „Die letzte Welt“]. Übs.: KEREKES, GÁBOR — SZALAI, LAJOS. — In: *Filológiai Közlöny* 2/1993 (Jg. 39.), S. 158-162.
129. FÖLDEÁK, IVÁN: *Dunán innen, Lajtán túl ... Költők Ausztriában.* [Diesseits der Donau, jenseits der Leitha ... Dichter in Österreich]. — In: *Életünk* 7/1993 (Jg. 31.), S. 590-592.
130. FRENZEL, IVO: *Friedrich Nietzsche élete és munkássága vallomások és dokumentumok tükrében.* [Leben und Werk von Friedrich Nietzsche im Spiegel von Bekenntnissen und Dokumenten], (Friedrich Nietzsche, 1960 Rowohlt, Hamburg) Übs. HORVÁTH, GÉZA. Budapest: Pesti Szalon 1993.
131. FRIED, ISTVÁN: *Beamte in der Literatur.* — In: *Im Takte des Radetzky-marschs ... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur.* Bern - Berlin - Frankfurt/M. - New York - Paris - Wien 1993, S. 43-56.
132. FRIED, ISTVÁN: *Grillparzers Monarchieerlebnis.* — In: KEREKES, GÁBOR (Hrsg.): *Grillparzer einst und heute.* Szombathely: Pädagogische Hochschule „Dániel Berzsenyi“ 1993. (= Acta Germanistica Savariensia 1), S. 9-15.
133. FRIED, ISTVÁN: *Die k. u. k. Armee und die ungarische Literatur.* — In: *Im Takte des Radetzky-marschs ... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur.* Bern - Berlin - Frankfurt/M. - New York - Paris - Wien 1993, S. 255-256.
134. FRIED, ISTVÁN: *Márai Sándor Bécs élménye.* — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről.* [Ungarn in Wien über Wien]. Szeged 1993, S. 154-170.
135. FRIED, ISTVÁN (Hrsg.): *Magyarok Bécsben — Bécsről. (Tanulmányok az osztrák-magyar művelődési kapcsolatok köréből).* [Ungarn in Wien — über Wien. Studien über österreichisch-ungarische kulturelle Beziehungen]. Szeged: JATE 1993.
136. GADAMER, HANS-GEORG: *Értelem és az értelem elrejtése Paul Celan költészetében.* [Vernunft und die Versteckung der Vernunft in der Dichtung von Paul Celan]. (Aus: GADAMER, HANS-GEORG: *Poetica.* Frankfurt/M. 1977, S. 119-134). Übs. SCHEIN, GÁBOR. — In: *Pannonhalmi Szemle* 1/1993 (Jg. 1.), S. 69-76.
137. GAUSS, HANS ROBERT: *„Benne vagyunk a történelem kellős közepében ...“* [Wir sind inmitten der Geschichte ...] Reporter: KULCSÁR SZABÓ, ERNŐ. — In: *Magyar Napló* 24/1993 (Jg. 5.), S. 4-8.
138. GERGYE, LÁSZLÓ: *Motívumszerkezeti összefüggések Thomas Mann „Halál Velencében“ című novellájában.* [Motivstrukturelle Zusammenhänge in Thomas Manns Novelle: Der Tod in Venedig]. — In: *Filológiai Közlöny* 3-4/1993 (Jg. 39.), S. 195-213.
139. GERSTINGER, HEINZ: *Grillparzer und die Frauen.* — In: KEREKES, GÁBOR (Hrsg.): *Grillparzer einst und heute.* Szombathely: Pädagogische Hochschule „Dániel Berzsenyi“ 1993. (= Acta Germanistica Savariensia 1), S. 59-76.
140. GILPERT, HANS: *Anwalt der kleinen Leute. Hans Fallada wäre am 21. Juli 100 Jahre alt geworden.* — In: *Neue Zeitung* 30/1993 (Jg. 37.), S. 5.
141. GLASER, WOLFRAM: *Írók joga.* [Das Recht der Schriftsteller]. Reporter: BUDAI, KATALIN. — In: *Magyar Napló* 17/1993 (Jg. 5.), S. 3, 47.
142. GÖMÖRY, JÓZSEF: *Ádám és Faust a Biblia mérlegén.* [Adam und Faust auf der Waage der Bibel]. — In: *Lelkipásztor* 10/1993 (Jg. 67.), S. 339-341. Goethe, J. W.: *Faust* — Madách, Imre: *Az ember tragédiája.* [Die Tragödie des Menschen].
143. GRÄDEL, JEAN: *A svájci drámatírók követelése. Modellek — nevek — témák.* [Die Forderungen der Schweizer Dramatiker. Modelle — Namen — Themen]. Übs. MAROS, JUDIT. — In: *Világsház* 3-4/1993 (Jg. 11), Nr. 3-4. S. 62-69.

144. GRUDL, JÓZSEF: *Die Wiener Sappho*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 139-152.
145. GYÓRFFY, MIKLÓS: *Musil rajongói. (Egy „kísérleti” drámáról)*. [Musils „Die Schwärmer“ (Über ein Experimentaldrama)]. — In: *Színház* 9/1993 (Jg. 26.), S. 1-7.
146. GYÓRFFY, MIKLÓS: *Partitúra és hangszer. Thomas Bernhard magyarul*. [Partitur und Instrument. Thomas Bernhard auf Ungarisch] — In: *Nagyvilág*. 5/1993 (Jg. 38.), S. 563-569.
147. HACKL, WOLFGANG: *Fremdenverkehr im Spiegel der zeitgenössischen österreichischen Literatur*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 68-82.
148. HARGITTAY, EMIL: *Die Fürstenspiegel in Ungarn im 17. Jahrhundert*. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie*. Bd. 6/1993, S. 57-74.
149. HARMAT, MÁRTA: „Die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft“ in den deutschen und russischen Oden des 18. Jahrhunderts. Vergleichende Analyse von Klopstocks und Lomonosovs Oden. — In: *Germanistik und Deutschlehrerausbildung*. Szeged 1993, S. 185-197.
150. HEINRICHSEN, HEINRICH: *Literaturwissenschaft und psycholinguistische Aspekte zur Interpretation von Lessings „Nathan der Weise“*. — In: *Acta Acad. Paed. Agriensis* 1993 (Jg. 21.), S. 25-45.
151. HEISENBERG, WERNER: *Goethe természetképe és a tudományos-technikai világ*. [Aktualität von Goethes Auffassung der Natur, Vortrag, gehalten am 21. Mai 1967 in Weimar]. Übs. SZAMUELY, TAMÁS. — In: *Pannonhalmi Szemle* 3/1993 (Jg. 1.), S. 61-74.
152. HIDEG, KORNÉL: *Lenau és Döbling*. [Lenau und Döbling]. — In: *Somogy* 2/1993 (Jg. 21.), S. 27-30.
153. HIMA, GABRIELLA: *A bábeli zűrzavartól a „hallás iskolájáig”*. *Elias Canetti önéletrajzairól*. [Vom Babeler Wirrwarr zu „Die Fackel im Ohr“. Über die Selbstbiographien von Elias Canetti. — In: *Kelet-Európa* 1/1992 (Jg. 2.), S. 32-35.
154. HIPFL, ISOLDE: *Das Schillerbild in ausgewählten Literaturgeschichten des Dritten Reiches*. — In: *Acta Acad. Paedag. Agriensis* 1993 (Jg. 21.), S. 63-89.
155. HORVÁTH, GÉZA: *Die Umwelt bei Hermann Hesse — Außenwelt oder Innenwelt? Einige Aspekte der Umweltgestaltung in Hermann Hesses Prosawerk*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 141-146.
156. HUBER, MARKUS: *Prinzip Apokalypse. Zu Tankred Dorsts „Merlin oder das wüste Land“*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 83-94.
157. ILLÉNYI, DOMONKOS: *Gesellschaftstheoretische Elemente in den Werken von Goethe, Schiller und Hölderlin*. — In: *Acta Acad. Paedagog. Agriensis* 1993 (Jg. 21.), S. 47-62.
158. ILLÉS, LÁSZLÓ: *Der Paradigmenwechsel und die totalitären Diktaturen. (Die 30er Jahre im Unriss)*. — In: *Neohelicon* 1/1993 (Jg. 20.), S. 215-243.
159. JOFEN, JEAN: *Új források Kafka Amerikájához*. [Neue Quellen zur Kafkas „Amerika“.] Übs. DEMÉNY, ESZTER. — In: *Múlt és jövő* 3/1993 (Jg. 4.), S. 58-61.
160. JOÓ, ETELKA: *Endre Ady im Spiegel deutscher Übersetzungen*. — In: *Hungarológia* Bd. 2/1993, S. 82-94.
161. JOÓ, ETELKA: *Zur Übersetzung von Gedichten Endre Adys ins Deutsche*. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 6/1993, S. 111-125.
162. K. S.: *Gregor von Rezzori memoárreszlete elé*. [Vor den Auszug aus Gregor von Rezzori Memoiren]. — In: *Nagyvilág* 4/1993 (Jg. 38.), S. 413.
163. KABDEBÓ, LÓRÁNT: *Adalékok a dialogikus poétikai paradigma előtörténetéhez. Yeats, Rilke és Pound egy-egy verse alapján*. [Beiträge zur Vorgeschichte des dialogischen poetischen Paradigmas. Aufgrund je eines Gedichts von Yeats, Rilke und Pound.] — In: *Literatura* 1/1993 (Jg. 20.), S. 24-43.

164. KARDOS, PÉTER: *Botho Strauss, a neonáci?* [Botho Strauss, der Neonazi?] — In: *Magyar Napló* 11/1993 (Jg. 5.), Nr. 11. S. 34-35.
165. KARDOS, PÉTER: *Günter Wallraff, a béke anyala* [Günter Wallraff, der Engel des Friedens]. — In: *Magyar Napló* 20/1993 (Jg. 5.), S. 26-28.
166. KÁRPÁTI, PAUL: „Oldás és kötés“. *Tények és gondolatok a berlini hungarológia folytonosságáról*. [„Binden und Lösen“. Tatsachen und Gedanken über die Kontinuität der Berliner Hungarologie.] — In: *Hungarológia* Bd. 2/1993, S. 45-50.
167. KEREKES, GÁBOR (Hrsg.): *Grillparzer einst und heute*. Szombathely: Pädagogische Hochschule „Dániel Berzsenyi“ 1993. (= Acta Germanistica Savariensia 1)
168. KEREKES, GÁBOR: *Bécs ábrázolása Mikszáth Kálmán Akli Miklós című regényében*. [Die Darstellung von Wien im Roman „Akli Miklós“ von Kálmán Mikszáth. — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről*. Szeged 1993, S. 69-80.
169. KEREKES, GÁBOR: *Die beiden Trenck. Jókais Trenck-Romane*. — In: *Im Takte des Radetzky-marschs ... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur*. Bern - Berlin - Frankfurt/M. - New York - Paris - Wien 1993, S. 283-294.
170. KEREKES, GÁBOR: *Die Darstellung des k. k. Beamten in Mór Jókais Roman „Der neue Gutsherr“*. — In: *Im Takte des Radetzky-marschs ... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur*. Bern - Berlin - Frankfurt/M. - New York - Paris - Wien 1993, S. 57-66.
171. KEREKES, GÁBOR: *Die Darstellung des Ungarischen in Joseph Roths Roman „Die Kapuzinergruft“*. — In: FÖLDES, CSABA (Hrsg.): *Germanistik und Deutschlehrerbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged*. Szeged - Wien 1993, S. 199-211.
172. KEREKES, GÁBOR: *Eine „Comédie humaine“ Joseph Roths* — In: BASSOLA, PÉTER - HESSKY, REGINA - TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 171-180.
173. KEREKES, GÁBOR: *Grillparzer und Ungarn*. — In: KEREKES, GÁBOR (Hrsg.): *Grillparzer einst und heute*. Szombathely: Pädagogische Hochschule „Dániel Berzsenyi“ 1993. (= Acta Germanistica Savariensia 1), S. 77-90.
174. KEREKES, GÁBOR: *Keine Übertretung — zu Hermann Kant*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 95-107.
175. KEREKES, GÁBOR: *Theodor Fontane und Ungarn*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 153-163.
176. KEREKES, GÁBOR: *Die ungarischen Namen bei Joseph Roth und in den Übersetzungen seiner Werke ins Ungarische*. — In: *Transfere necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 161-174.
177. KEREKES, GÁBOR: *Überlegungen zu einem Curriculum des Literaturunterrichts in der Germanistik*. — In: KOHN, JÁNOS - WOLFF, DIETER (Hrsg.): *New tendencies in curriculum-development — Neuere Tendenzen in der Curriculum-Entwicklung*. Szombathely 1993, S. 179-187.
178. KIRÁLY, EDIT: *Egy ordas eszmény. (Hermann Hesse: A pusztai farkas)*. [Eine Wolfsidee. Hermann Hesse: Der Steppenwolf]. — In: *Pannonhalmi Szemle* 3/1993 (Jg 1.), S. 100-104.
179. KISS, ENDRE: *Bécsi és budapesti impresszionizmus — avagy a fiatal Lukács és Bécs viszonyának közege*. [Wiener Impressionismus — oder Die Beziehungen des jungen Lukács zu Wien]. — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről*. Szeged 1993, S. 140-153.
180. KISS, ENDRE: *Möglichkeiten einer genealogischen Forschung in der Interpretation von Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“*. — In: BASSOLA, PÉTER - HESSKY, REGINA

- TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 181-186.
181. KISS, ENDRE: *A muszáj Herkules és / vagy a tulajdonságok nélküli ember.* (Ady és Musil gondolati világképeének összevetése). [Der Muß-Herkules und / oder Der Mann ohne Eigenschaften. (Vergleich des gedanklichen Weltbildes von Ady und Musil)] . — In: *Valóság* 1/1993 (Jg. 36.), S. 54-62.
182. KNAFL, ARNUF: „Stabilitätssystem“. *Franz Grillparzers Bancban Figur als Aufgabe des nationalen Mythos.* — In: *Grillparzer einst und heute.* Szombathely 1993, S. 17-25.
183. KOHN, JÁNOS: *Impavidum ...* (Randbemerkungen zu einer György Radó-Übersetzung. — In: *Transfere necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva.* Szombathely Tom. 1/1993, S. 275-282. Brecht, Bertolt: *Legende vom toten Soldaten.* Übs.: RADÓ, GYÖRGY: *A halott katona legendája.*
184. KORNYA, LÁSZLÓ: *Adalékok a magyar-német szellemi kapcsolatok történetéhez: Gragger Róbert, Klebelsberg Kunó és C. H. Becker együttműködése a berlini hungarológia alakulásában.* [Angaben zur Geschichte der ungarisch-deutschen geistesgeschichtlichen Beziehungen: Die Zusammenarbeit von Robert Gragger, Kuno Klebelsberg und C. H. Becker bei der Gründung der Berliner Hungarologie]. — In: *Hungarológia* Bd. 4/1993, S. 235-248.
185. KORNYA, LÁSZLÓ: *Gragger Róbert és az „Ungarische Jahrbücher.“* — In: *Hungarológia* Bd. 2/1993, S. 36-44.
186. KOVÁCS, JÓZSEF LÁSZLÓ: *Germania docet. Nyugat-magyarországi (soproni) diákok peregrinációja XVI-XVII. századi német egyetemeken.* [Peregrination westungarischer (Ödenburger) Studenten an deutschen Universitäten im 16.-17. Jahrhundert]. — In: *Hungarológia* Bd.2/1993, S. 64-72.
187. KOVÁCS, JÓZSEF LÁSZLÓ: *A Faust-monda elemei Pázmány Péter Posonyban lött praedicationójában.* [Elemente der Faust-Sage in der in Preßburg entstandenen Predigt von Péter Pázmány.] — In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 2/1993 (Jg. 97.), S. 244-247.
188. KOVÁCS, JÓZSEF LÁSZLÓ: *Mollay Károly nyolcvan éves.* (Egy tanítvány szemével). [Karl Mollay ist 80 Jahre alt. Mit den Augen eines seiner Schüler]. — In: *Soproni Szemle* 4/1993 (Jg. 47.), S. 293-296.
189. KOVÁCS, LÁSZLÓ: *Faust-Elemente in Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 165-180.
190. KREUZER, HELMUT: *Medienphilologie und Fernsehgeschichte.* — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1993, S. 11-20.
191. KURDI, IMRE: *Triptychon mit Nebenfiguren. Versuch, eine Form zu beschreiben. Über Heiner Müllers Drama „Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum-Schrei“.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 203-210.
192. LAMBRECHT, HORST: *Reisen auf der Stelle. Anmerkungen zur Reiseliteratur in der DDR.* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 108-121.
193. LANDES, BRIGITTE: *A kortárs dráma helyzete Németországban.* [Die Lage des zeitgenössischen Dramas in Deutschland]. Übs. SZILÁGYI, MÁRIA. — In: *Világszínház* 3-4/1993 (Jg. 11.), S. 70-73.
194. LÁNYI, DÁNIEL: *Das Bild an der Grenze. Über eine Textstelle in Ingeborg Bachmanns „Der Fall Franza“.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 211-220.

195. LÁNYI, DÁNIEL: „Nem jön el, mégis hiszek benne“. *Mondatok Ingeborg Bachmann mondatairól*. [„Er kommt nicht, ich glaube trotzdem an ihn“. Sätze über Ingeborg Bachmanns Sätze]. — In: *Nappali Ház* 2/1993 (Jg. 5.), S. 45-50.
196. LOSSAU, NORBERT: *Die deutschen Petöfi-Übersetzungen. Ungarische Realienbeziehungen im sprachlich-kulturellen Vergleich*. Frankfurt/M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1993. (= *Opuscula Fenno-ugrica Gottingensia* 3)
197. LUKÁCS, LÁSZLÓ: *Följegyzések Claudio Magris „Duna“ című könyvének margójára*. [Randbemerkungen zum Buch von Claudio Magris: „Donau“.] — In: *Élet és Irodalom* 5/1993 (Jg. 38.), S. 14.
198. MÁDL, ANTAL: *Auswärtige Kulturpolitik und „Drang nach Osten“*. — In: *Relations culturelles internationales et processus deréformes en Europe centrale. Les politiques culturelles extérieures aturichienne allemande et française*. Paris 1993, S. 147-157.
199. MÁDL, ANTAL: *Büchner-Übersetzungen und -Rezeption in Ungarn*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 243-250.
200. MÁDL, ANTAL: *Grillparzer und Ungarn*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 43-56.
201. MÁDL, ANTAL: *Lenau und Österreich. Gefühlsmäßige Bindung und politische Entfremdung*. — In: „Ich bin ein unstäter Mensch auf Erden“. Nikolaus Lenau. *Begleitbuch zur Ausstellung*. München 1993, S. 141-150. (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks. Bd. 34, Reihe A: Kultur und Dichtung.)
202. MÁDL, ANTAL: *Lenau und Ungarn. Erlebnishintergründe und Erinnerungsbilder*. — In: „Ich bin ein unstäter Mensch auf Erden“. Nikolaus Lenau. *Begleitbuch zur Ausstellung*. München 1993, S. 133-139. (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks. Bd. 34, Reihe A: Kultur und Dichtung.)
203. MÁDL, ANTAL: *Lenau Ungarnthematik im Wandeln*. — In: SZYROCKI, M. (Hrsg.): „... einen Stein für den großen Bau behauen“. *Studien zur deutschen Literatur*. Wrocław 1993, S. 261-266. (= *Germanica Wratislaviensa XCIX*. Festschrift für Gerard Kozierek.)
204. MÁDL, ANTAL: *Vorwort zu Elisabeth C. Halasi-Kun: Nikolaus Lenau, der Dichter der Donauländer. Sozilliterarische und historisch-kulturelle Aspekte in seinen Dichtungen*. — In: *Lenau-Forum* 1-4/1993 (Jg. 19.), S. 73-74.
205. MAGRIS, CLAUDIO: *A történelem Triesztből nézve*. [Die Geschichte aus Triest betrachtet]. Interview in der Zeitschrift *Esprit*. Übs. PAP, GÁBOR. — In: *Nagyvilág* 9/1993 (Jg. 38.), S. 1001-1007.
206. MÁRTON, LÁSZLÓ: *Mutatvány. A Faust új fordításából vett szemelvény elé*. [Probe. Vor den Auszug aus der neuen Übersetzung des „Faust“]. — In: *Jelenkor* 5/1993 (Jg. 36.), S. 385-386.
207. MASÁT, ANDRÁS: *Germanistik und Skandinavistik. Zu der gegenwärtigen Situation sowie den Aufgaben und Möglichkeiten der ungarischen Skandinavistik*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 251-260.
208. MEZEI, MÁRTA: *Kazinczy és Bécs*. [Kazinczy und Wien]. — In: *Magyarok Bécsben – Bécsről*. Szeged 1993, S. 54-68.
209. MIHÁLY, CSILLA: *Das transzendierte Leben*. — Grillparzers „Der Traum ein Leben“. — In: *Grillparzer einst und heute*. Szombathely 1993, S. 41-49.
210. MUSIL, ROBERT: *A költői ismeret*. [Die Kenntnis des Dichters]. Übs. BÁTHORI, CSABA. — In: *Műhely* 3/1993 (Jg. 16.), S. 7-12.
211. NEMES NAGY, ÁGNES: *Thomas Mann mint álarc*. [Thomas Mann als Maske]. — In: *Holmi* 7/1993 (Jg. 5.), S. 955-958. Über die Kritik von Péter Nádas.

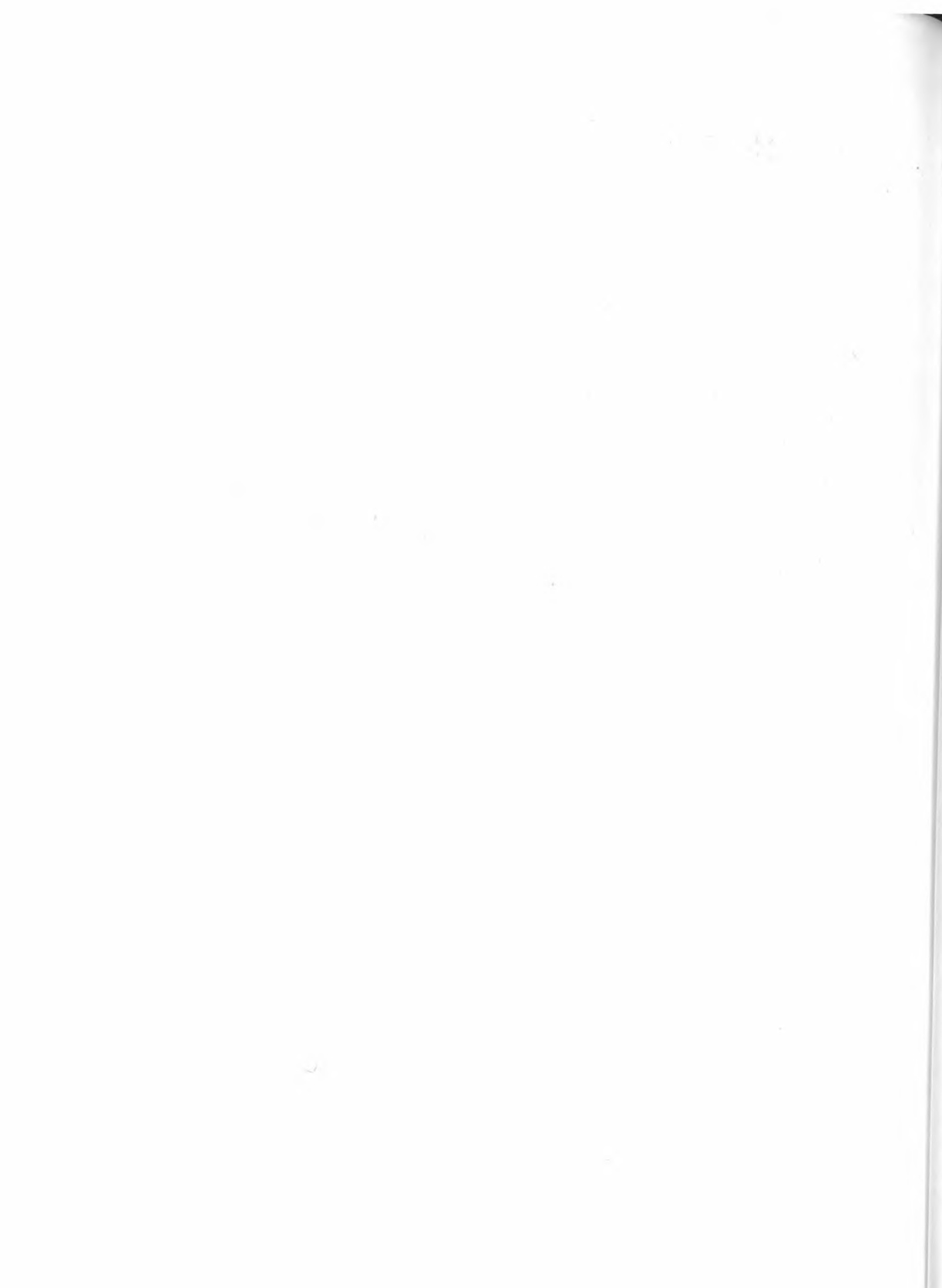
212. NÉMETH, G. BÉLA: *Stilpluralizmus a századforduló magyar és osztrák irodalmában*. [Stilpluralismus in der ungarischen und österreichischen Literatur der Jahrhundertwende]. — In: *Irodalomtörténeti Közlemények* 4/1993 (Jg. 74.), S. 761-774.
213. OSERS, EWALD: *An „untranslatable“ Goethe poem*. — In: *Transferrerre necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 195-202. Goethe, J. W.: *Wandrers Nachtlied*.
214. PENDER, MALCOLM: *Die bedrohte Umwelt im deutschschweizer Roman der 80er Jahre*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 122-130.
215. PÉTER, LÁSZLÓ: *Tömörkény Bécsben*. [Tömörkény in Wien]. — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről*. Szeged 1993, S. 81-102.
216. PÓR, PÉTER: *Két pillanat a bécsi színpadon. Hofmannsthal: A rózsalovag; Schnitzler: A zöld kakadu*. [Zwei Augenblicke auf Wiener Bühnen. Hofmannsthal, Hugo von: Der Rosenkavalier; Schnitzler: Der grüne Kakadu.]. — In: *Holmi* Jg. 5/1993, Nr. 1. S. 69-79.
217. PUTZ, FRANZ: *Zum 125. Todestag des österreichischen Schriftstellers Adalbert Stifter*. — In: *Neue Zeitung* 5/1993 (Jg. 37.), S. 5.
218. RACKEBRANDT, WOLFGANG: *Miklós Privigyei — ein ungarischer Student im protestantischen Norddeutschland um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert*. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 6/1993, S. 75-99.
219. RADÓ, GYÖRGY: *Das Medea-Thema in der österreichischen und ungarischen Literatur. Zum 200. Jahrestag von Franz Grillparzers Geburt*. — In: *Grillparzer einst und heute*. Szombathely. 1993, S. 27-32.
220. RICHTER, FRANZ: *Nádas Péter méltatása*. [Die Würdigung von Péter Nádas]. Übs. KIRÁLY, EDIT. — In: *Holmi* 7/1993 (Jg. 5.), S. 959-993. Darin über Robert Musil.
221. RINNER, FRIDRUN: *Die literarische Übersetzung. Zu einem Terminus und Aufgabengebiet der Komparatistik. Am Beispiel des „Wandrers Nachtlied“ von Goethe in Lermontovs Übertragung*. — In: *Transferrerre necesse est ... Current issues of translation theory — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 121-132.
222. ROESSLER, PETER: *Az osztrák kortárs drámairodalom*. (Die zeitgenössische österreichische Dramatik). Übs. SZILÁGYI, MÁRIA. — In: *Világszínház* 3-4/1993 (Jg. 11.), S. 74-82.
223. RORTY, RICHARD: *Heidegger, Kundera és Dickens*. (Heidegger, Kundera und Dickens). Übs. BARABÁS, ANDRÁS. — In: *Holmi* 2/1993 (Jg. 5.), S. 238-252.
224. RÓZSA, MÁRIA: *A magyarországi német nyelvű sajtó a kezdetektől 1944-ig (Vázlat)*. [Die deutschsprachige Presse in Ungarn von den Anfängen bis 1944. (Abriß)]. — In: *Magyar Könyvszemle* 2/1993 (Jg. 109.), S. 224-230.
225. RÓZSA, MÁRIA: *Die österreichisch-ungarischen literarischen Beziehungen in der Wiener Zeitung „Der Wanderer“ (1814-1850)*. — In: *Ural-Altäische Jahrbücher*. Neue Folge. Bd. 12/1993, S. 113-121.
226. RÓZSA, MÁRIA: *Die Veränderungen von Onegin's Gestalt in den Übersetzungen von Friedrich Bodenstedt und Károly Bérczy*. — In: *Studia Slavica Hung.* 3-4/1993 (Jg. 38.), S. 353-364.
227. RÓZSA, MÁRIA: *Franz Grillparzer in der zeitgenössischen ungarischen Presse*. — In: *Grillparzer einst und heute*. Szombathely 1993, S. 33-39.
228. SCHNEIDER, MÁRTA: *A Berliini Magyar Intézet és a Collegium Hungaricum*. [Das Berliner Ungarische Institut und das Collegium Hungaricum]. — In: *Hungarológia* Bd. 2/1993, S. 4-35.
229. SCHWEITZER, PÁL: *Tonio Kröger utolsó szerelme*. [Die letzte Liebe Tonio Krögers]. — In: *Holmi* 7/1993 (Jg. 5.), S. 934-936.

230. STEINER, GERHARD: *Von der Kraft der Dichtung aus dem Volke*. — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 6/1993, S. 101-109. Karl von Terstyansky, Zipser Schriftsteller.
231. STEINER, RUDOLF: *Goethe világnézete*. [Goethes Weltanschauung]. — In: *Jáspis*. 10/1992 (Jg. 3.), S. 55-57.
232. STUMM, REINHARDT: *Svájci német nyelvű színházai és drámaírói*. [Deutschsprachige Theater und Dramatiker in der Schweiz]. übs. MAROS, JUDIT. — In: *Világszínház* 2/1993 (Jg. 11.), S. 47-51.
233. SZABÓ, JÁNOS (Hrsg. u. Nachwort, S. 219-240): *Andreas Latzko: Der Doppelpatriot. Texte 1900-1932*. München: Südostdeutsches Kulturwerk – Budapest: VUDA 1993.
234. SZABÓ, JÁNOS: *Die Angst vor dem kulturellen Alleinvertretungsanspruch. Ein Diskussionsbeitrag*. — In: JANOTA, JOHANNES (Hrsg.): *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991*. Bd. 4. Tübingen 1993, S. 129-134.
235. SZABÓ, JÁNOS: *Gehört Luxemburg zum deutschen Sprachraum?* — In: *DUFU* 2/1993 (Jg. 8.), S. 36-37.
236. SZABÓ, JÁNOS: „*hier kein Grund dich zu lieben / dort keiner zu achten*“. *Laudatio auf Valeria Koch*. — In: *Suevia Pannonica* 11/1993, S. 39-49; dasselbe: *Signale* 10/1993, S. 3-5.
237. SZABÓ, JÁNOS (Hrsg.): *Landeskundliches Lesebuch Liechtenstein*. Budapest: Germanistisches Institut der Eötvös-Loránd-Universität 1993.
238. SZABÓ, JÁNOS: „*Mir welle bleiwe, wat mir sin*“. — In: *Voil*. Luxembourg 5/1993, S. 90-91.
239. SZABÓ, JÁNOS: *Robert Walser*. — In: *Acta Acad. Paedag. Agriensis*. 1993 (Jg. 21.), S. 9-23.
240. SZABÓ, JÁNOS: *Vergessene Bücher eines Vergessenen. A. Rudolfs Publikationen „Abschied von Sowjetrußland“, „Der Moskauer Prozeß“, „Die Wiederentdeckung Europas“ und „Drei Jahre Sowjet-Union“*. — In: *Halbasien* 2/1993 (Jg. 3), S. 62-73.
241. SZABÓ, JÁNOS: „*Wenn ich mich je einem Teufel ergab, so war es der Schreiber Teufel*“. — In: *Signale* 10/1993, S. 13.
242. SZABÓ, JÁNOS: „*Wilhelm Tell für die Schule*“ oder *Frischs Requiem auf die Satire*. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 24.) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 321-332.
243. SZABÓ, JÁNOS: *Schweizerisch-ungarische Spiegelungen*. — In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1993, S. 33-42.
244. SZABÓ, JÁNOS: *Zu der ersten ungardeutschen Anthologie in Deutschland*. — In: *Germanica Wratislaviensia* 44/1993, S. 373-382.
245. SZABOLCSI, MIKLÓS: *Peter Weisztól József Attiláig*. [Von Peter Weiss zu Attila József]. — In: *Nagyvilág* 6-7/1993 (Jg. 38.), S. 724-731.
246. SZAKÁL, GYULA (Hrsg.): *Polgárosodás és Modernizáció a Monarchiában. A „Műhely“ különszáma*. [Entstehung des Bürgertums und Modernisierung in der Monarchie. Sondernummer der Zeitschrift *Műhely*]. Győr 1993.
247. SZALAI, LAJOS: *Heinrich Wittenwilers „Ring“ in modernem Sprachgewand. Problematik des Übersetzens aus dem Frühneuhochdeutschen ins Neuhochdeutsche*. — In: *Transferre necesse est ... Current issues of translation theory*. — *Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 143-159.
248. SZAMUELY, TAMÁS: *Heisenberg Goethéről*. [Heisenberg über Goethe.] — In: *Pannonhalmi Szemle* 3/1993 (Jg. 1.), S. 75-80.

249. SZÁSZ, FERENC: „*ein erwachtes, geschaffenes Wort*“. Über Rainer Maria Rilkes Sprachverständnis. — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 355-368.
250. SZENDI, ZOLTÁN: *Die „Mutter Natur“ im Zwielficht der Ironie. Philologische Erwägungen zu Thomas Manns Erzählung „Die Betrogene“.* — In: *Studien zur Germanistik.* Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 131-143.
251. SZENDI, ZOLTÁN (Hrsg.): *Studien zur Germanistik.* Pécs: Janus-Pannonius-Universität. 1993.
252. SZILÁGYI, MÁRTON: *Adalékok egy magyar testőr bécsi kapcsolataihoz.* [Angaben zu Wiener Beziehungen eines ungarischen Leibgardisten]. Ábrahám Barcsay. — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről.* Szeged 1993, S. 26-53.
253. SZÖRÉNYI, LÁSZLÓ: *Bécs szimbolikus szerepe Krúdy Gyula műveiben.* [Die symbolische Rolle Wiens in den Werken von Gyula Krúdy.] — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről.* Szeged 1993, S. 103-122.
254. TÁBORI, GYÖRGY: *Beszélgetés Tábori Györggyel.* [Gespräch mit Georg Tábori]. Reporter: VOSS, ÚRSULA – VON BECHER, PETER. Übs. TANDORI, DEZSŐ. — In: *Magyar lettre internationale* 8/1993, S. 58-61.
255. TÁBORI, GYÖRGY: *Az én hazám a színpad.* [Meine Heimat ist die Bühne]. Reporter: STELZER, GÁBOR. — In: *Világszínház* 2/1993 (Jg. 11.), S. 56-63.
256. TÁBORI, GYÖRGY: *Gondolatok a fügefalevélről. Expedíciók a Shakespeare-kontinensre.* [Gedanken über das Feigenblatt. Expeditionen auf den Kontinent Shakespeare.] Übs. SZÁNTÓ, JUDIT. — In: *Színház* 8/1993 (Jg. 26.), S. 8-11.
257. TAMÁS, ATTILA: *Kosztolányi Dezső és az osztrák líra.* [Dezső Kosztolányi und die österreichische Lyrik]. — In: *Magyarok Bécsben — Bécsről.* Szeged 1993, S. 123-139.
258. TARNAI, ANDOR: *Vorarbeiten und Neuansätze zur Erforschung der deutsch-ungarischen kulturgeschichtlichen Korrelationen im 17. und 18. Jahrhundert.* — In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie* Bd. 6/1993, S. 49-56.
259. TARNÓI, LÁSZLÓ: *Historische, kulturelle und politische Voraussetzungen für die Entstehung deutschsprachiger Hungarica-Drucke in Ofen und Pest um 1800 und ihre Bedeutung.* — In: *Hungarologie* Bd. 4/1993, S. 157-200.
260. TARNÓI, LÁSZLÓ: *Theatervorstellungen im deutschsprachigen Ofen und Pest um 1800.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 369-378.
261. TÓKEI, ÉVA: *Exotismus und Kosmopolitismus im 19. Jahrhundert: Zigenuerdarstellung bei Nikolaus Lenau und Franz Liszt.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 379-383.
262. VIZKELETY, ANDRÁS: *Eine Augustin zugeschriebene deutsche Marienklage.* — In: BASSOLA, PÉTER – HESSKY, REGINA – TARNÓI, LÁSZLÓ (Hrsg.): *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag.* (= *Budapester Beiträge zur Germanistik 24.*) Budapest: ELTE Germanistisches Institut 1993, S. 385-392.
263. VAJDA, GYÖRGY M./IHÁLY/: *Grablegung und Weiterleben der Monarchie in der ungarischen Literatur bis zur Mitte der 20er Jahre.* — In: *Hungarian Studies* 1/1993 (Jg. 8.), S. 83-97.
264. VARGA, MÁTYÁS: *Wo ist das Land. (Goethe „Faust“-jának és Bulgakov „A Mester és Margarita“ című regényének összehasonlítása.)* [Vergleich von Goethes „Faust“ und des Romans „Meister und Margarita“ Bulgakovs]. — In: *Műhely* 1/1993 (Jg. 16.), S. 52-54.

265. VARGA, PÉTER: *Jiddische Literatur auf ungarisch — ungarische Literatur auf jiddisch*. — In: *Transfere necesse est ... Current issues of translation theory. — Aktuelle Fragen der Übersetzung. Acta Germanistica Savariensia. Colloquia Contrastiva*. Szombathely Tom. 1/1993, S. 175-182.
266. WAGNER-EGELHAAF, MARTINA: *Campi deserti: Schrift-Landschaften in der Prosa der Gegenwart. (Nadolny, Handke, Ransmayr)*. — In: *Studien zur Germanistik*. Pécs 1993 (Jg. 1.), S. 54-67.
267. WINKLER, MARIA: *„Der dandse fire og der dandse fem“*. *Von den spezifischen Eigenschaften der älteren nordischen Volksballaden und dem Bekanntwerden dieser Balladen im deutschen Sprachraum*. — In: *Skandinavisztikai füzetek* 1992 (Jg. 5.), S. 39-56.
268. ZELENAI, HEDVIG: *Adalbert Stifter und sein ungarischer Verleger*. — In: *Neue Zeitung* 51-52/1993 (Jg. 37.), S. 11-12.
269. ZSIGMOND, ANIKÓ: *Psychologie und Irrwege des verletzten Stolzes. Das Motiv des Ehebruchs und der Rache im „Kloster bei Sendomir“ von Franz Grillparzer und in der „Elga“ von Gerhart Hauptmann*. — In: *Grillparzer einst und heute*. Szombathely. 1993, S. 51-57.

Zusammengestellt von
Mária Rózsa
(Budapest)



Die Autoren des Bandes

Prof. Mag. Dr. Karlheinz Auckenthaler
H-6726 Szeged, Temesvári krt. 12

Prof. Dr. Wolfgang Bachofer
Hamburg
z. Z. Gastprofessor an der Universität Veszprém

András Balogh
Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Katalin Boócz-Barna
H-1105 Budapest, Bebek u. 8. fsz. 4

Dr. Peter Canisius
Janus Pannonius Tudományegyetem, Német Irodalmi Tanszék
H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6

Tünde Dombai
József Attila Tudományegyetem, Germán Filológiai Intézet,
Osztrák Irodalom és Kultúra Tanszék
H-6722 Szeged, Egyetem u. 2

Uta Gent
z. Z. Veszprémi Egyetem, Német Tanszék
H-8200 Veszprém, Füredi u. 2

Edit Görbicz
Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

József Grudl
H-9022 Győr, Szent István út 41

Dr. Márta Harmat
H-6726 Szeged, Közép fasor 15/c II/5.

Mária Kajtár

Magyar Könyvklub
1012 Budapest, Márvány u. 17

Gábor Kerekes

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Isabella Kesselheim

H-1096 Budapest, Mester u. 33-35 II/27 A

József Koch

Janus Pannonius Tudományegyetem, Német Irodalmi Tanszék
H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6

Katalin Petneki

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Enikő Rabl

H-1125 Budapest, Kútvölgyi út 58/a 2. em. 9.

Roberta Rada

ELTE TFK, Német Tanszék
H-1075 Budapest, Kazinczy u. 23-27.

Erika Radnai

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Dr. Mária Rózsa

Országos Széchényi Könyvtár
H-1827 Budapest, Budavári Palota F épület

Hans-Werner Schmidt

Goethe-Institut
H-1061 Budapest, Andrassy út 24

Dr. Rosemarie Schmidt

Friedrich-Schiller-Universität Jena,
Institut für Germanistische Sprachwissenschaft
Leutragraben 1, D-07740 Jena

János Szabó

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Anna Szabó Peres

H-8000 Székesfehérvár, Sarló út 10 IV/15

Szendi Zoltán

Janus Pannonius Tudományegyetem, Német Irodalmi Tanszék
H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6

Imre Szigeti

z. Z. Fichtenweg 25/06, D-72076 Tübingen

Éva Tőkei

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Péter Varga

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut
H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21

Vata Vágyi

Janus Pannonius Tudományegyetem, Német Irodalmi Tanszék
H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6

Anikó Zsigmond

H-9600 Sárvár, Petőfi u. 29. I/6

Germanisztikai Intézet Könyvtára
KLTE DEBRECEN



2500 6391